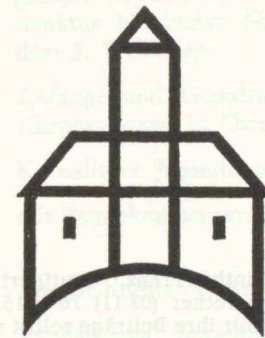


**JAHRBUCH
DES ARCHIVS DER DEUTSCHEN
JUGENDBEWEGUNG**

VIERTER BAND 1972

JAHRBUCH

DES ARCHIVS DER DEUTSCHEN JUGENDBEWEGUNG

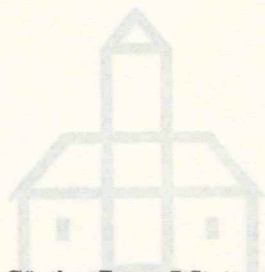


VIERTER BAND

Herausgeber Günther Franz · Hans Wolf · Gerhard Ziemer

BURG LUDWIGSTEIN 1972

JAHRBUCH
DES ARCHIVS DER DEUTSCHEN
JUGENDBEWEGUNG



Schriftleitung: Prof. Dr. Günther Franz, 7 Stuttgart 70, Feuerreiterweg 8
Fernsprecher (07 11) 76 36 15

Die Verfasser sind für ihre Beiträge selbst verantwortlich

Verlag: Stiftung Jugendburg Ludwigstein und

Archiv der deutschen Jugendbewegung,

3431 Jugendburg Ludwigstein — Fernsprecher (0 55 42) 38 62

Bankkonto des Archivs: Kreissparkasse Witzenhausen 54 69

Burgarchivar: Hans Wolf, 343 Witzenhausen, Walburger Straße 42 c

Fernsprecher (0 55 42) 33 75

Archivreferent im Vorstand der Stiftung: Dr. Gerhard Ziemer

53 Bonn-Bad Godesberg 1, Am Stadtwald 45 b

Vorsitzender des Archivbeirates der Stiftung und des Freundes- und

Fördererkreises des Archivs:

Prof. Dr. Günther Franz, Stuttgart

Umschlagentwurf: Wilhelm Geißler, Wuppertal

Druck: Oppermann, Wunstorf

INHALT

Vorwort	Vorwort	5
	Professor Dr. Günther Franz 70 Jahre	6
Alfred Ehrentreich	Entwicklungen des Laienspiels	8
Hans Wolf	Wie kommt der Wandervogel zu den Farben Grün—Rot—Gold? — Mit einem Brief von Gerhard Krause über die Wandervogelmützen	20
Wolfgang Kroug	Erinnerungen eines Wandervogels aus den Jahren 1905 — 1913	28
Max Hienerwadel	Die Toc H - House Bewegung	46
Gerhard Ziemer	Die Übergangszeit zwischen Wandervogel und Bündischer Jugend	54
Helmut Grau	Bündische Jugend — Spielwiese der Bourgeoisie? Aspekte des Wandels der Sozialstruktur bündischer Gruppen vor und nach dem 2. Weltkriege	63
Karl Thums	Anfänge und Gestaltungskräfte bündischer Korporationen in Österreich	75
Gerhard Seewann	Katholische Jugendbewegung in Österreich, mit Bemerkungen von Karl Thums	101
Hans-Christian Brandenburg	Zur Geschichte des Bundes der Köngener	122
Dieter Toboll	Evangelische Jugendbewegung im Dritten Reich, dargestellt am Bunde deutscher Jugendvereine (BDJ)	128
Gilbert Perleberg	Vom Werden unseres „Rundbriefes“	135
GEDENKWORTE		
Hans Eggert Schröder	Ludwig Klages. Zu seinem 100. Geburtstag	140
Werner Evers	Ein Kämpfer des praktischen Idealismus. Zum 100. Geburtstag von Dr. Hermann Pöpert	145

NOTIZEN

Karl August Eckhardt	Gustav Wyneken und die Nerother	148
Karl Seidelmann	Wyneken und die Frauen — eine Berichtigung	151

ZU NEUEN BÜCHERN

Armin Mohler	Ein Markstein in der Literatur über die Jugendbewegung. Zu Jacob Müllers Dissertation	152
Helmut Wangelin	Bemerkungen zu Jacob Müllers Buch Die Dehmel-Festschrift (K. Seidelmann)	155 161
Werner Heisenberg	Der Teil und das Ganze (G. Franz) Don Quichote en miniature. K. O. Paetel (G. Franz)	164 165

VOM ARCHIV DER DEUTSCHEN JUGENDBEWEGUNG

Hans Wolf	7. Bericht des Archivs der deutschen Jugendbewegung für das Jahr 1971	166
Hanns-Gerd Rabe	Das Kunstarchiv	180
Hans Wolf	Wichtige Neuerscheinungen zur Geschichte der Jugendbewegung Schrifttum zu dem Aufsatz von K. Thums	186 188

VORWORT

Das Mitglied unseres Freundes- und Fördererkreises

Henry Rolf Gardiner

* 5. 11. 1902 † 26. 11. 1971

wurde mitten aus tätigem Leben und Planen abgerufen. Auch unserem Archiv galten seine Absichten, wie im Archivbericht ausgeführt wird. Wir trauern um diesen hervorragenden Mann, den echten Freundschaftsvermittler zwischen deutscher und englischer Jugend, und werden seiner im nächsten Jahrbuch ausführlich gedenken.

Das Jahrbuch wird wiederum allen Mitgliedern unseres Förderer- und Freundeskreises, Mitgliedern der Vereinigung Jugendburg Ludwigstein und anderen Freunden des Archivs kostenlos zugesandt. Wir haben das Vertrauen, daß, wie schon in den Vorjahren, durch den Eingang von Spenden die Unkosten abgedeckt werden. Da das Archiv seitens der „Stiftung Jugendburg Ludwigstein und Archiv der Deutschen Jugendbewegung“ keinen finanziellen Zuschuß erhalten kann, vielmehr ausschließlich auf Spenden angewiesen ist, wäre sonst eine weitere Herausgabe des Jahrbuches nicht möglich.

Der Förderer- und Freundeskreis ist ein offener Kreis, er hat keine Satzung und erhebt keine Vereinsbeiträge, ist aber der Träger des Archivgedankens in der Jugendbewegung und auf Burg Ludwigstein. In ihm sind Angehörige aus allen Kreisen der Jugendbewegung vertreten. Er hält jährlich in der zweiten Oktoberhälfte eine wissenschaftliche Tagung in Witzenhausen und auf dem Ludwigstein ab. Die nächste, 6. Archivtagung soll am 21. und 22. Oktober 1972 stattfinden.

Ludwigstein, April 1972

Günther Franz

Hans Wolf

Gerhard Ziemer

Spenden erbitten wir auf das Konto des Archivs bei der Kreissparkasse Witzenhausen Nr. 005 469. Eine Zahlkarte liegt bei.

PROFESSOR DR. GÜNTHER FRANZ 70 JAHRE

Am 23. Mai 1972 begeht Günther Franz seinen siebzigsten Geburtstag. Es ist hier nicht der Ort, um seinen Weg als Wissenschaftler und Forscher, Lehrer und Rektor an der einstigen Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim aufzuzeichnen. Es seien nur aus der Fülle seiner literarisch-wissenschaftlichen Veröffentlichungen das Werk über den „Bauernkrieg“, das als vorbildliches Standardwerk gilt, und ebenso an sein großes, mit aller wissenschaftlichen Akribie, aber auch mit aller Hingabe an den Stoff gestaltetes „Thomas-Münzer“-Werk erinnert. Hier ist der Ort, um von seinem Wirken und seinem Einsatz für unser Archiv der deutschen Jugendbewegung auf der Jugendburg Ludwigstein zu künden. Als dieses Archiv nach dem Totalverlust bei Kriegsende 1945 wieder aufgebaut werden sollte, gehörte Professor Dr. Günther Franz zusammen mit Professor Dr. Karl August Eckhardt und Dr. Werner Baumann dem 1952 geschaffenen Archivbeirat an. Dieser Beirat tagte am Himmelfahrtstage 1953 auf der Burg, gleichzeitig mit einem Kreis ehemaliger Wandervögel aus der Ortsgruppe Berlin — Innere Stadt des AWV, unter denen sich auch Hans Wolf befand. Es war an diesem Tage, daß sich Günther Franz von Hans Wolf die Zusage geben ließ, eine Sammlung aller Literatur und aller Zeugnisse über die Jugendbewegung zu schaffen und als geistiges Vermächtnis einer Jugendgeneration in dem Archiv zu vereinen und darzustellen. Zwanzig Jahre danach ist dieses Werk in einem überraschenden Ausmaße gelungen.

Von 1952 bis heute war Günther Franz diesem Werk verbunden, sowohl als Archiv-Berater wie bald wieder als Vorsitzender eines neuen Archiv-Beirates und dann auch als Sprecher des Freundes- und Fördererkreises des Archives. Seit Errichtung der „Stiftung Jugendburg Ludwigstein und Archiv der deutschen Jugendbewegung“ gehört er dem Kuratorium der Stiftung als Vertreter des Archivs an. Gemeinsam mit Gerhard Ziemer und Hans Wolf gibt er seit 1969 das „Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung“ heraus. Die vergangenen zwanzig Jahre waren eine arbeitsreiche und fruchtbare Zeit der Zusammenarbeit in einer unverbrüchlichen Kameradschaft und Freundschaft. Es galt mannigfaltige Schwierigkeiten und finanzielle Notlagen zu überstehen, und eine Zeit der Mittellosigkeit, die sich zu ergeben schien, konnte schließlich gemeistert werden, nachdem seit 1961 auch Gerhard Ziemer zu der Arbeitsgemeinschaft Franz / Wolf hinzutrat. Vornehmlich durch die Hilfe von Alfred Toepfer und einiger anderer Freunde konnte endlich erreicht werden, daß dem Archiv seine finanzielle Basis auf zehn Jahre gesichert wurde. Das Archiv konnte aus allen Kalamitäten befreit werden, eine gesicherte Existenz- und Aufbaumöglichkeit war erreicht.

Die Anerkennung des Archivs der deutschen Jugendbewegung durch den Hessischen Kultusminister im Jahre 1970 als „national wertvolles Archiv“

war auch für Günther Franz eine Bestätigung seiner für das Archiv geleisteten Arbeit.

Nachdem das Archiv mit der Jugendburg in die Form einer Stiftung des privaten Rechts zusammengefaßt wurde, ist auch Professor Franz bemüht, dem Archiv eine echte Partnerstellung in der Stiftung zu schaffen, die der kulturellen Bedeutung des Zentralarchivs der Jugendbewegung entspricht.

Im Namen aller Archiv-Mitarbeiter und des ganzen Archiv-Freundes- und Förderer-Kreises sagen wir Günther Franz zum Tage seines siebzigsten Geburtstages unseren herzlichsten Dank für alle seine Mühe und Hilfe, die er 20 Jahre lang treu und selbstlos dem Archiv geschenkt hat.

Wir freuen uns, mit Günther Franz werkverbunden in Treue gearbeitet zu haben.

Hans Wolf, Gerhard Ziemer

ENTWICKLUNGEN DES LAIENSPIELS

Alfred Ehrentreich

Was ist eigentlich ein Laie in des Wortes ursprünglicher Bedeutung? Das griechische Adjektiv „laikos“ meint „zum Volke gehörig“, und Kluges „Wörterbuch der deutschen Sprache“ bietet als Definitionen: Nichtgeistlicher, Ungelehrter, Nichtfachmann. Beim Laienspieler wird der Gegensatz zum Berufsschauspieler betont. Das bedeutet aber nicht, daß der Laie in diesem Falle ohne Spiel- und Bewegungserfahrung sein müßte, wie es weitgehend noch heute bei dem beliebten Vereinstheater der Fall ist, das ich ganz außer Betracht lassen will.

Obwohl das Wort „Dilettant“ im freundlichen Sinne mit „Liebhaber“ zu übersetzen wäre — man tut etwas „con diletto“, d. h. mit innerem Vergnügen —, hat es doch vielfach die Bedeutung von Unverständnis, von Pfscherei angenommen. So kann man folgendes Urteil der zeitgenössischen Schriftstellerin Gabriele Wohmann verstehen: „Ich kann mich leider keine Minute lang zum Apologeten des Theaters von Dilettanten machen: bei deren ungeschickten, immer gutgemeinten und beherzten Strapazen quält mich abwechselnd der Reiz zu lachen und zu gähnen, und durch ihre Anmaßung, sich immerhin für präsentabel zu halten, entsteht Verdruß. Nein, ich bin schon für Technik und Gerissenheit, wenn inszeniert wird („Theater 1967“). Schon 1956 hatte Rudolf Mirbt auf der Lübecker Spielwoche der höheren Schulen gewarnt: „Didaktik des Laienspiels ist nicht Autodidaktik“.

Aber damit sind wir schon in die moderne Problematik vorgeprescht. Ehe sich unser „Münchhausen“ an seinen eigenen Haaren aus dem „Sumpf“ herausziehen darf, wollen wir erst wissen, wie er da hineingeraten ist.

Das Spielbedürfnis des Menschen ist so alt wie seine Kultur, wenn wir uns an die Höhlenzeichnungen der Steinzeitmenschen erinnern. Seelische Erlebnisse treten aus unserem Inneren heraus und machen sich sichtbar. Von den Sioux-Indianern wird berichtet, daß sie ihre nächtlichen Träume morgens ihrem Stamm tänzerisch vorgespielt hätten. Im sogenannten europäischen Mittelalter wurde die Darstellungsfreude des Stadtbewohners in den Dienst der großen geistlichen Mysterien- und Mirakelspiele gestellt, die aus dem Innern der Kirche über die Eingangspforte bis auf den weiten Marktplatz sich verbreiteten, oft in Simultanszenen, welche die heilige Geschichte abschnittsweise nebeneinander wiedergaben. Man hat gesagt: die eine Hälfte der Stadt spielte, die andere dagegen sah zu oder wurde insofern tätig, als sie die Teufel und den Judas am Ende mit Unwillen verprügelte. Reste solchen kirchlichen Lientheaters haben sich bis in die Gegenwart gehalten, wobei die Passionsspiele von Oberammergau nur ein Beispiel dafür sind.

Ein weiterer Quell für nicht berufsmäßiges Theater wurden die Universitäten und Gymnasien, wobei häufig alte römische und griechische Autoren, nicht selten in der Originalsprache, wiedergegeben wurden. So haben wir

z. B. aus dem 16. Jh. eine Fülle von Nachrichten über die Aufführung biblischer Stücke, von Fastnachtsspielen und klassischen Dramen durch Spielgemeinschaften im Waldecker Land und besonders auch durch das Korbacher Gymnasium. An vielen Stellen entwickelten sich historische Spiele, die mit den Traditionen eines Ortes verbunden waren. Auch davon haben wir heute noch Zeugen, wie das Festspiel vom „Meistertrunk“ in Rothenburg o/T.

Nie versiegt aber waren die Possen der Komödianten und Spaßmacher auf den Jahrmärkten, die ihre lustig-derben Histörchen aus dem Stegreif zu spielen pflegten, d. h. wie ein Reiter, der etwas erledigt, ohne abzusetzen und den Fuß aus dem Steigbügel zu ziehen. Die Schwänke und Fastnachtsspiele des Hans Sachs spiegeln ihren Charakter stoffmäßig wieder, obwohl sie uns durch die sprachliche, d. h. frühneuhochdeutsche Schranke ferngerückt sind.

Im allgemeinen aber wurden die Spiele einstudiert und nicht improvisiert. Wie grundlegend der Spieltrieb im Menschen von jeher gewurzelt, hat uns der holländische Kulturhistoriker Johan Huizinga in seinem Werk „Homo ludens“ (1938) ins Bewußtsein gerufen. Das hat dann Georg Götsch in seinen beiden Bänden über „Musische Bildung“ (1948, 1953) aus der Sicht der Jugendbewegung für Musik, Tanz und Spiel deutlich gemacht. Daß für solche innerste Schulung vor Zeiten ein „magister ludi“ — das war ein wirklicher Titel — verantwortlich gemacht wurde, das lebt und webt in Hermann Hesses sinnierendem Spätwerk „Das Glasperlenspiel“ (1943). In unseren Tagen hat sich unfachmännischer Gestaltungswille ganz besonders auf die bildenden Künste verlegt und in den Bildern der „Sonntagsmaler“ besondere Würdigung erfahren.

Kehren wir aber von dieser allgemeinen Plattform zum Laienspiel zurück, so muß zunächst festgestellt werden, daß von den großen Ansätzen vergangener Jahrhunderte — außer den lokalen Überresten — eigentlich nichts geblieben war. Wenn sich Münchhausen, d. h. in diesem Falle der Wandervogel, an den eigenen Haaren aus dem Sumpfe zog, um sich wieder auf festen Boden zu stellen, so tat er das ohne historisches Bewußtsein. Er fand nicht nur das Lied, und den Tanz als „zum Volke gehörig“, sondern eben auch die Aufführung als Mittel gegen die drohende „Entseelung“ des Menschen. Das Darstellen wurde in Gestus und Mimik schon vom Volkstanz herausgefordert. Es amüsierte in kleinen Ulkszenen wie dem berühmten „U-Boot“: „Kaptän, es kommt ne Welle“ — „Lat se man kommen!“, und durch den Schnorchel, d. h. den Ärmel des Kleppermantels, wurde ein Eimer Wasser auf den Druntersitzenden gegossen. Oder der Jahrmarktsschreier bot die berühmte Seefee an, die sich schließlich als ein Stück Seife (Berlinisch Seefe) entpuppte. Unvergeßlich, wie Ernst Buske als Führer der Berliner akademischen „Skuld“ im Landheim Klaistow, den hoch zu Roß aufgegessenen General mit eingeklemmtem Monokel mimte und die „Pa-

rade“ seiner Getreuen abnahm. Aber das waren die Anfänge. Wenig später spielte man in der Dorfkirche die weihnachtliche Krippenszene. Inzwischen hatte die Jugend noch etwas gefunden, was ihr der mimischen Mühe wert schien: die Schwänke von Hans Sachs, die ein wenig verneut wurden, aber jahrelang Volksverbundenheit vorgaukelten, obwohl es sich darin um einen gesellschaftlichen Zustand handelte, der eigentlich den Bauern nicht verklärte, sondern ihn an der Nase herumführte. Die alten Weihnachts- und Osterspiele oder was man dafür hielt, z. B. Emil Alfred Herrmanns holzschnittartiges „Gotteskind“ (bei Diederichs), die ersten Märchen für die Bühne draußen und drinnen tauchten auf. Was wurde nun aus dieser „Entdeckung“ des Laienspiels? Zunächst spielte man eben, geriet von dem Nürnberger poetischen Schuhmacher an mittelalterlich-sakrale Texte in neuen Ausgaben. Sehr gern wurde ohne festliegende Rollen improvisiert. Grimms Märchenschatz war schließlich der unausschöpfbare Quellgrund für alle möglichen Aufführungen, die man sich nicht nur zum gegenseitigen Vergnügen in der Gruppe bot, sondern auch den Eltern, den Kindern, andern Trupps beim großen Treffen oder auch zur Werbung auf Fahrten, unter Umständen sogar als Einnahmequelle wie die Nerother, die auf ihren Weltwanderungen mit von ihren Spielen lebten.

Dabei setzte sich der Name „Laienspiel“ erst verhältnismäßig langsam durch, wie es scheint, an zwei Stellen zugleich. Einmal war es der Protestant Rudolf Mirbt, der als alter Wandervogelführer in München sich einen Spielkreis um 1920 herum geschaffen hatte und den Satz prägte: „Laienspiel ist nichts anderes als Gemeinschaftsspiel: Spiel aus der Gemeinschaft, in der Gemeinschaft, für die Gemeinschaft“. Nach anderen habe der Wickersdorfer Pädagoge Martin Luserke schon um 1912 vom „Laienspiel“ gesprochen. Er bietet dann später (1921) eine gedruckte Praxis seiner „Laienbühne“ an. In Wickersdorf hat man immer den selbstgewissen und suchenden Laien gegen den einseitigen und im Grunde gesättigten Fachmann ausgespielt.

Mit der Entdeckung des Volksspiels als einer neuen musischen Aufgabe hat der Wandervogel und dann die Jugendbewegung überhaupt sich ein bleibendes Verdienst erworben, das nicht immer genügend gewürdigt wird; denn die Leistung „Laienspiel“ hat schließlich den Wandervogel selbst weit überlebt. Als Werner Helwig 1960 sein Buch „Die Blaue Blume des Wandervogels“ herausbrachte, habe ich ihm geschrieben, er hätte, von vagen Andeutungen bei der Schilderung des jugendlichen Kreuzzuges der Muck-Lamberti-Gruppe abgesehen, das Laienspiel dabei vergessen als eine der wesentlichen Kulturleistungen des Wandervogels. Er gab das in der Antwort zu und entwarf gleich die Umrisse einer weiteren Gesprächsrunde zwischen dem Autor und mir, die sich mit Spielen der Jugend beschäftigen sollte. Dabei wurde die Szene festgehalten, wie bei der Aufführung eines Tellspiels durch den Nerother Wandervogel in Kalkutta Geßlers Pferd vor den Fak-

keln scheute und in einen Teich sprang, was aber die Zuhörer begeistert als zur Fabel gehörig aufgenommen hätten. Helwig plante für 1961 eine erweiterte und bebilderte Ausgabe seines Buches, die aber nicht erschienen ist.

Die Jugendbewegung — bald gehörte das Spiel überall zu ihren charakteristischen Tätigkeiten — konnte bei dem Versuch, bei der Nachahmung und bei der Neuerprobung nicht ohne bedeutsame Anreger weiterkommen. Ihr Verlangen stellte dem Sachverstand von Spielerfahrenen Aufgaben, und die Lösung dieser Aufgaben wiederum entflammte die Jugend. Es fanden sich nun sogar Verlage, die sich des Laienspiels annahmen, alte Spiele bearbeiten und neue schreiben ließen. Als einen der ältesten habe ich Arwed Strauch, Leipzig, in Erinnerung, der noch vom Vereinstheater herkam und für den ein alter Volkserzieher, der Lehrer Paul Matzdorf aus Cöthen/Mark, eine Fülle von Stücken schrieb („Jugend- und Volksbühne“). 1923 erschienen unter der Herausgeberschaft von Rudolf Mirbt die ersten „Münchener Laienspiele“ im Verlag Christian Kaiser, die bis zu ihrer Auflösung durch die NS-Zeit es auf 103 Hefte gebracht haben. Die unterbrochene Arbeit konnte Mirbt 1946 fortsetzen, als ihm in Kassel vom Bärenreiter-Verlag die Möglichkeit zur Eröffnung der „Bärenreiter-Laienspiele“ gegeben wurde, die in ihren Reihen dann bis 1965 etwa 400 Nummern aufführen. Parallel zu diesem Unternehmen entwickelt sich in Weinheim der „Deutsche Laienspiel-Verlag“. Nennen wir schließlich noch den Voggenreiter-Verlag, in dem Karl Seidemann in den dreißiger Jahren fast 50 „Spiele der Jugend- und Laienbühne“ herausbrachte. Wichtig erscheint mir an dieser Zusammenstellung nicht, daß etwa die Jugendbewegung sich auch auf gedruckte Texte in den zwanziger Jahren stützen konnte — von dieser Möglichkeit haben eher die Verbände, die Kirchen und die Schulen Gebrauch gemacht —, sondern die Tatsache, daß aus dem bescheidenen Pflänzchen Laienspiel schließlich ein beachtlicher Handelsartikel geworden ist.

Aber kehren wir zurück zu jenen Jahren vor und nach 1920, als die Spiel- und Freude in der Jugendbewegung sich deutlicher abzeichnete. Typisch war dafür die Ausbildung von landschaftlich abgehobenen Gruppen, von denen die wichtigsten genannt sein mögen. In den Jahren 1921 — 1925 entstand das Münchener Laienspiel im Kreis Mirbt oder, wie es abgekürzt hieß, im „Kreim“. Am besten geben wir Rudolf Mirbt das Wort, dem damals 24-jährigen, dessen Tun dem Göttinger Kirchenhistoriker Prof. Carl Mirbt, seinem Vater, nicht sonderlich behagte: „Der spielende Mensch ist einer, der sich in allen Situationen, in die er hineingestellt wird, als ein Vielfältiger gefragte weiß. Unser geselliges und gemeinschaftliches Leben, das wir Träger der Jugendbewegung damals führten, war ein einziges Spielen und Ausspielen unserer Vielfalten: Wir diskutierten miteinander, wir gerieten beratend und bedenkend uns in die Haare, wir stritten miteinander. Aber es geschah immer nach klar beachteten Spielregeln. Selbstverständlich nahmen

wir den weltanschaulichen oder politischen Gegner in unser Spiel hinein. In diesem Jugendring München der zwanziger Jahre konnte jeder „seine“ Rolle spielen, wenn er es nur ehrlich tat. Buchstäblich gehörten zu uns Christen, Heiden und Juden: Katholiken, Protestanten, Sozialisten, Individualisten, Anthroposophen, Gewerkschafter, Völkische, Zionisten. Unsere Auseinandersetzungen verlangten die Standpunkt-Klärung jedes einzelnen. Daß unser Standort ein gemeinsamer war, wurde damals von niemandem in Frage gestellt. Was die Jugend Münchens, die sich Woche für Woche im Jugendring zusammenfand, von den heutigen Jugendringen wohl grundsätzlich unterscheidet, war dies: selbstverständlich nahmen die Jugendgruppen der verschiedenen Vorzeichen an dem Leben des Münchener Jugendrings teil — Quickborn, Pfandfinder, Wandervogel, Wehrkraft, Jungnationaler Bund, Sozialistische Arbeiterjugend und viele andere mehr. Aber neben dieser in Bündeln zusammengefaßten Jugend stand eine zahlenmäßig mindestens ebenso große Zahl von Einzelgängern. Der Sprecher einer Gruppe hatte im Jugendring nur als Person Geltung, niemals als Gruppenvertreter, niemals als Funktionär. Als 1924 meine ‚Bürger von Calais‘ welturaufgeführt wurden in München, vertraten viele Spieler in ihren Rollen ihre eigene ‚Weltansicht‘. Der Nationalist Jakob von Wissant kam von rechts, die revolutionäre Frau war ein baltischer Flüchtling, der Kommandant ein sozialistischer Gewerkschaftler. Das Volk von Calais verkörperte in sich viele und alle Standpunkte. Von heute aus betrachtet: welch ein denkwürdiger Vorgang!

Werfen wir mit Mirbt noch einen Blick auf den Spielplan: „Unsere Stücke stellten soziale, politische, religiöse, menschliche Fragen, über die wir uns jenseits allen Spielens hindurch die Köpfe zerbrochen hatten . . . In Hanns Johsts ‚König‘ ging es um die Frage: kann und darf ein junger Mensch aus dem Gefühl heraus einen Staat leiten? In Frank Wedekinds ‚König Nicolo‘ ging es um die Menschenwürde: darf einer einen anderen gewähren lassen, wenn der, innerlich ein König geblieben, auf der Bühne einen Narren spielt? In Koffkas ‚Kain‘ um die Furcht, ob nicht jeder von uns seinen Bruder morden könne. In Hanns Johsts ‚Propheten‘ um die Spannung: hie deutscher Mensch, hie römischer Mensch! In Hans Mersmanns ‚Haus‘ ging es um den grausigen Tanz des Todes, dem sich nur die werdende Mutter verweigert. Im ‚Urner Tellspiel‘ ging es um die Freiheit, für die zu leben das Leben erst lebenswert macht.“ In den Münchener Laienspielen erschienen dann „Der Ackermann von Böhmen“, Luserkes „Blut und Liebe“, Eduard Reinachers „Haß von Lichtenstein“ und Will-Erich Peukerts „Maria in der Ackerstraße“. Spiele vom „Verlorenen Sohn“ und vom „Jedermann“ durften in diesem Zusammenhang so wenig fehlen wie „Das Weihnachtsspiel aus dem bayerischen Wald“ oder der mittelalterlich faustische „Theophilus“. Hatten der „Kremlin“ oder hernach die „Münchener Laienspieler“ zunächst im kleinen Kreis angefangen, so brachten sie es spä-

ter zu einem Anhang von tausend Zuschauern. Man begnügte sich nicht mit Innenaufführungen, sondern zog ins Freie hinaus zum Englischen Garten. Ein Triumphzug strömte singend über die Bannmeile in die Stadt zurück, nicht selten zum Verdruß der mißtrauisch werdenden Polizei. Mirbt betont für diese ersten, noch rein autodidaktischen Erfahrungsjahre, daß sie weniger ein „musisch-künstlerisches Tun“ bedeuteten als ein „erzieherisches und selbsterzieherisches Bildungsbemühen“.

Wir haben bei den Münchener Vorgängen etwas länger verweilt, um daran einmal das typische Beispiel der Entwicklung eines Spielkreises der zwanziger Jahre aufzutun. Solche Abläufe vollzogen sich aber fast um die gleiche Zeit parallel an den verschiedensten Mittelpunkten. Ohne vollständig sein zu wollen, können wir anführen: die „Rheinische Spielschar“ unter dem verdienten Katholiken Ignaz Gentges (1900 — 1957), dem Gründer des „Bühnenvolksbundes“ und „Anwalt der objektiven Ordnung im Spielen“; Walther Blachetta in Oberschlesien; die „Heimgartenspielschar“ in Neiß-Neuland; Reinhard Leibrandt in Ostpreußen. Auch unser Freund, der Augsburger Karl Seidelmann, ist auf diesem Felde als Spieler, Spielleiter und Spielschreiber ein Leben lang tätig gewesen. Er schreibt mir dazu: „Ich war schließlich von Kindertagen an (geb. 1899), ein ‚ausübender Laienspieler und Theaterregisseur‘, erst zu Haus mit meinen Geschwistern, dann in der Schule als Gymnasiast, später als Lehrer und Lehrerbildner und im bündischen Leben an allen Ecken und Enden. Dies Engagement hat mich bis zu meinem 60. Geburtstag ständig begleitet, den feierte ich mit einer Einstudierung des ‚Sommernachtstraums‘ mit Marburger Schülern und Studienreferendaren . . . Wenn ich das so schildere, komme ich mir vor wie ein verwitterter Mime vor seinen vergilbten Lorbeerkränzen.“

Aber noch ein anderes Ereignis beflügelte damals das allerdings noch stark rückwärts gewandte Laienspiel, das Auftreten von Gottfried Haas-Berkow (1888 — 1957) — Laienspieler sind übrigens oft erstaunlich alt geworden; sogar Mirbt hat sich als Konsument der Dauerzigarette nicht selbst umbringen können. Der Stuttgarter Haas-Berkow kam zunächst in die Laufbahn des Berufsschauspielers hinein, war z. B. Lehrer für Sprecherziehung an Max Reinhardts Deutschem Theater in Berlin (1913). Unter dem Einfluß von Rudolf Steiner und seiner Anthroposophie wandte er sich von 1914 an dem Laienspiel zu mit dem „Oberuferer Christgeburtsspiel“ und brachte mit einer eigenen Wandertruppe im In- und Ausland sein Faustspiel, das Redentiner Osterspiel, das Paradeisspiel und den Theophilus zur Geltung. Was aber unvergeßlich bleibt, ist seine eigene Gestaltung des „Totentanzes“. Ich sehe noch heute im Geiste vor mir jenen Reigen der Abschiednehmenden, aus deren Reihe Haas-Berkow im schwarz-silbernen engen Gewand als Tod einen nach dem andern bei Flötenklängen aus dem Leben führte, derb und kräftig den Landsknecht, mit aller Behutsamkeit das kranke Mädchen. Was ich also damals im Potsdamer Schauspielhaus erlebte,

konnte man wie in einem großen Kreuzzug durch ganz Deutschland und jenseits der Grenzen überall erfahren. Gegenüber den schon bekannten Totentänzen von Lippl, vom „Jedermann“ und von Hoffmannsthal's „Tor und dem Tod“ schien Haas-Berkow mit ungewöhnlich suggestiver Spielkraft seine ganze Zeit in Bann zu schlagen. Wie er arbeitete dann auch sein Schwager Max Gümbel-Seiling (Jg. 1879), der 1917 — 20 seine Spiele bei Breitkopf und Härtel, Wiesbaden, veröffentlichte, z. B. Seth, die goldene Legende der Verheißung; Gevatter Tod; Theophilus und eine ganze Serie von Märchenspielen.

Wir könnten damit die Übersicht über das Laienspiel in der Jugendbewegung seit etwa 1915 — auf dem Fest des Hohen Meißners gabs das noch nicht: da führte man Goethes „Iphigenie“ auf — abschließen, wenn nicht ein weiteres entscheidendes Stadium des Laienspiels in den 20er Jahren von Martin Luserke an der Freien Schulgemeinde Wickersdorf erprobt worden wäre. Wickersdorf, Gründungsjahr 1906, hatte unter Luserke, dessen Genius als Spielleiter sich allmählich ausbildete und dann zu ganz neuen Entdeckungen kam, um 1911 angefangen zu agieren. In der ersten Liste finden sich unter den Stücken ganz un-Luserkische: Hans Sachs, Der fahrende Schüler im Paradies, Der Bauer im Fegefeuer; Kotzebue, Die deutschen Kleinstädter (auch später noch beliebtes Spiel an vielen Schulen); Grillparzer, Weh dem der lügt; Kleist, Der zerbrochene Krug; Molière, Der Bürger als Edelmann; Rostand, Die Romantischen; von Lehrern als Jux aufgeführt: Ludwig Thoma, Die Lokalbahn. Aber neben solchen „Schulklassikern“ der Komödie finden sich die ersten Shakespeare-Lustspiele: „Was ihr wollt“, „Wie es euch gefällt“, Der „Sommernachtstraum“, „Der Sturm“, dann auch „Der Widerspenstigen Zähmung“, „Der Kaufmann von Venedig“, später „Cymbeline“ und „Ein Wintermärchen“. Dazu gesellten sich als Zwischenstücke — man führte ja halbjährlich auf bei drei- bis vierwöchiger Vorbereitungszeit ohne Behinderung der Unterrichtsarbeit — von Luserke selbst geschriebene Abenteuer- und Märchenspiele, zugestandenermaßen mit bewußter Benutzung des Reimlexikons, z. B. „Karl der Große und der Pfaffe Amis“, „Der unsichtbare Elefant“, „Das Abenteuer in Tongking“, „Der kupferne Aladin“, „Die kleine Flöte“. Es ist eine lange Folge von kurzweiligen Stücken mit tieferem Sinn-Hintergrund, wenn man von den rein technischen Spektakelstücken wie „B 7 Q3.8“ absehen will. Eine Anzahl dieser Texte hat Luserke nach 1945 als „Meldorfer Spielweise“ neu aufgearbeitet.

Obwohl die Liebhaberbühne gern mit dem großen Theater in Wettbewerb treten möchte, geht es bei dieser Nachahmung, so meint Luserke, wie bei der Fahrt des Kolumbus: „Es wird Indien gesucht und Amerika entdeckt“, d. h. es geht dabei nicht um „Kunst“, sondern um „die persönliche Beziehung zwischen Darstellern und Zuschauern“. Technik und Kunst werden aber von der tragischen Figur gefordert, deren Wesen vor allem die Jugend nicht auszuschöpfen vermag. Jugendlich echt und innerlich zu bewältigen sei nur

das Lustspiel, womit nicht der Schwank gemeint ist. Shakespeare hat uns in seinen Komödien dafür höchste Vorbilder aufgestellt, und um die Begründung ihrer Geheimnisse ging das Wickersdorfer Spielbemühen, das Luserke in dem Briten fast intuitiv zu erkennen glaubte und auf seine eigenen Stücke übertrug. Der Titel „Shakespeare-Aufführungen als Bewegungsspiele“ (1921) ist vielfach mißverstanden worden als die Forderung eines gymnastisch-rhythmischen Prinzips. Es ging um etwas anderes, um das Spielen auf einem Achsenkreuz, von hinten nach vorn, von vorn nach hinten und auch in der Seitenrichtung oder wie später auf dem Umkreis.

Luserke hat das alles in Wickersdorf auf einfachstem Gelände entdeckt und erprobt insofern, als die Bühne, stufenweise gegliedert, zwischen Turn- und Gymnastiksaal lag. Erst in der „Schule am Meer“ (nach 1925) konnte die maßstabgerechte Luserke-Shakespearebühne in der „hohen Halle“ gebaut werden, die dann von 1934 an bis heute ihrem Zwecke entfremdet ist in Juist. Luserke hatte außer seinen großartigen Regieeinfällen, ob sie nun mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung über die elisabethanische Bühne in Einklang stehen oder nicht, einmalige Möglichkeiten in der Verwirklichung seiner Spielideen: jeweils eine spielbegeisterte Jugend, die auch Anregungen zu den Texten beitragen konnte (mehr bedeutete das sogenannte „Selbstschreiben der Stücke nicht), einen von Jahr zu Jahr wachsenden Kostümfundus, großartige Musiker, die ihm und Shakespeare die klangliche Begleitung schufen und durch das Schüler-Lehrer-Orchester ausführen ließen: August Halm in Wickersdorf, Eduard Zuckmayer in Juist und Heinrich Lohse in Meldorf. Von Luserke sind dann auch in die Kreise der Jugendbewegung außerordentliche Wirkungen ausgegangen, meist durch seine eigene Gastregie. Eigentliche Nachfolger hat er nur in Wolfgang Förster, Stuttgart, und vor allem in Herbert Giffei, Hamburg gefunden, dem Vorsitzenden der „Martin-Luserke-Gesellschaft“, Verwalter seines Nachlasses und Autor des unvergeßlichen „Eseltreibers von Teramo“. Er spricht von seinen und Luserkes Stücken als „Bauhüttenspielen“.

Damit wäre knapp und hoffentlich trotzdem anschaulich der Grundriß des Laienspiels bis 1933 aufgezeichnet. Man hört häufig die Auffassung, die Hitlerzeit habe dieser Entwicklung ein plötzliches Ende bereitet. Richtig daran ist, daß z. B. Mirbt ein Betätigungsverbot erhielt, daß alle mit der freien Jugendbewegung verbundenen musischen Versuche durch deren Beseitigung von der Bildfläche verschwanden. Immerhin aber konnte z. B. Seidelmann seine Spiele gerade in dieser Zeit herausbringen. Immerhin wurde auch in den Lagern der Kinderlandverschickung, wie ich aus eigener Praxis und Anschauung weiß, unbekümmert weitergespielt. Im Juni 1944 fand ich mich als Lagerlehrer zu einem NS-Schulungskurs nach Podiebrad abgeordnet. Wir waren dort gerade ein paar Tage, als man erfuhr, ich wüßte über Schülerspiele Bescheid. Mit Mädchen hatte ich in den Verschickungsjahren zunächst Josef Maria Heinens „Jutta von Weinsberg“, dann das

eigene Spiel „Die Freierprobe“ aufgeführt. Sofort beauftragte mich der Schulungsleiter, eine Arbeitsgemeinschaft für Laienspiel abzuhalten, die guten Zuspruch fand. Man durfte da auch von sonst verbotenen Themen, von der Jugendbewegung, Wickersdorf und Luserke reden. Ein laiengeschichtlicher Treppenwitz war es, daß mir die Reichsjugendführung die Drucklegung eines Spiels gestattete, das ich einst mit Karl-Marx-Schülern in Neukölln bzw. Juist erarbeitet hatte: „Polizeipräsidium, bitte!“ Luserke war dabei 1932 Geburtshelfer gewesen. Im übrigen stellte auch die Hitlerjugend das Spiel, z. T. durch Sprechchöre aufgeputzt, in ihren propagandistischen Dienst.

Nach 1945 hatte unsere Kultur insofern eine Sternstunde, als ihr die Möglichkeit eines Neuanfangs, eines Neubesinnens gegeben war. Das durchlebten wir u. a. bei der Lizenzierung der Verlage, Zeitschriften und Zeitungen, bei der Wiedereröffnung der Schulen, in denen erst jetzt die Schulgemeinde-Erlasse von 1918 zur vollen Auswirkung kamen. So war es auch beim Laienspiel. Wie man im Unterricht auf die Schulreform der zwanziger Jahre zurückgriff, so griff man auch auf das Laienspiel der gleichen Zeit zurück, das nun noch einmal für gut zehn Jahre eine goldene Wiederkehr feiern konnte. Die alten Mimen der nicht beruflichen Bühne waren wieder da: Luserke in Meldorf, Mirbt in Göttingen, Gentges in Münster, dazu kam Giffel in Hamburg und mancher andere. Das Spielen erlebte eine Hochkonjunktur in Schulen, kirchlichen Jugendgruppen, sportlichen Riegen. Selbst in dem heute kommunistischen Wickersdorf führte man — nach Kuppfers neuem Wynekenbuch — die Tradition der Musik und des Laienspiels weiter. Allerdings leitete die Neubesinnung vom naiven Dilettantentum stärker zu einer Schulung im Spielen und der maßstabgerechten Anwendung aller seiner Mittel, auch in der Pantomime, im Maskenspiel, im Puppen- und Schattentheater und in der Schulooper. So sehr die „Freude am Menschen“, der Ausdruck der „eigenen Gebärde“ und nicht die Nachahmung der Schauspielergestalt das Spiel ausmachten, wollen doch seine Handgriffe, das Sprechen, Bewegen, das Auftreten, die Mimik, die Aufteilung der Bühne wie ihr Aufbau, Hintergrund, Anfertigung der Versatzstücke, der Kostüme und die Beleuchtung gelernt sein. Das ergab eine Fülle von Arbeitswochen für Laienspiel und jene vorbildliche Einrichtung eines „Spieleiter-Seminars“ für Pädagogen an der Universität Kiel, nachdem Mirbt 1953 zum „Fachberater für musische Erziehung an den Höheren Schulen des Landes Schleswig-Holstein“ ernannt worden war. Man gab ihm schon den Beinamen: „das Gewissen des deutschen Laienspiels“. Aus angeblichen Laien wurden jetzt Experten, und die zum Spott neigende jüngere Generation hat von den „Laienspielpapsten“ Mirbt und Gentges gesprochen. Es erschienen wichtige informatorische Bücher, von denen nur das letzte genannt sei: „Darstellendes Spiel“ im Bärenreiter-Verlag 1966. Es empfahlen sich, z. T. nacheinander, den Wandel der Auffassungen im Titel widerspiegelnde Zeitschriften wie etwa „Die Laien-

spielgemeinde“ (Kassel 1950), „spiel“ (Kassel 1957), beide von Mirbt geleitet und wieder verblüht; „Der Laienspieler“ (heute „Spiel und Theater“) als Organ des Deutschen Theaterverlages; „Das Spiel in der Schule“ von Paul Amtmann, München 1959, und „Der Spielkreis“, seit 1949 Organ der jetzt betitelten „Landesarbeitsgemeinschaft für Spiel und Amateurtheater im Land Nordrhein-Westfalen“.

Rein äußerlich gelangte also das Laienspiel nach dem Kriege zu seiner größten Bedeutung und erreichte seinen weitesten Umfang, der sich in den Schulen nach einem fühlbaren Erfolg durch das Vortreiben der Natur- und Gesellschaftswissenschaften und den Abbau der musischen Fächer sichtlich verringerte. Aber jetzt erst waren so große Dauerveranstaltungen möglich wie der aus einem Pfandfinder-Wettbewerb hervorgegangene Korbacher „Laienspielkongreß“, der mit seinem 7. Jahr (1955) „Internationale Waldecker Laienspielwoche“ hieß und zum erstenmal Zeugnis davon ablegte, daß in allen europäischen Kulturländern solche Spielbemühungen seit langem bestanden und weiterbestehen, auch in den östlichen. Wichtig war dabei, daß es sich nicht um Festveranstaltungen, sondern um sachliche Vergleichsarbeit handelte, daß Mirbt, Kaiser, Giffel u. a. eine darauf folgende kritische Aussprache leiteten. Aus dem Korbacher Frühling, der nun schon 24 Jahre grünt, erwuchs als Sproßbildung die stärker den Werkstattcharakter betonende Herbsttagung auf dem Scheersberg in Schleswig-Holstein (seit 1955), schließlich die „Göppinger Spieltage“ (seit 1964). Dazu kommen eine ganze Reihe lokaler Spielereignisse, von Studentenbühnen, der „Bundesarbeitsgemeinschaft Spiel in der Jugend“, nicht zuletzt die österreichischen Spielzentren in Graz und Feldkirch.

Das Laienspiel war also herangewachsen, mündig geworden, aber es hatte dabei auch seine Unschuld verloren. Gerade in Korbach zeigte sich immer wieder, daß die Schulen mit knapperen Übungszeiten den besser eingerichteten Musischen Gymnasien, den sich bildenden ständigen Erwachsenen-Spielgruppen in Düsseldorf („Die Karawane“), Frankfurt, Hamburg oder auch in Österreich, Frankreich und Schweden unterlegen waren. Gewisse Spielscharen fanden in den vorhandenen Texten nicht mehr die geeignete Vorlage, besonders die konfessionellen und gewerkschaftlichen. Hatte man erst einmal die Naivität des Spielens überwunden, so geriet auch die Naivität des Textes in ein kritisches Stadium. Begabte Poeten für ein von jugendlichen oder erwachsenen Laien aufgegriffenes Stück sind aber selten.

So vergab das Laienspiel sein Erstgeburtsrecht an das Amateurtheater. Dabei müssen wir zunächst darauf zurückkommen, daß „Laienspiel“ ein deutsches Lehnwort ist und nur im Holländischen sich ein Gegenstück findet in „leekenspel“, das aber auf die Pantomime beschränkt bleibt. Im Ausland sprach man seit je vom „théâtre amateur“, vom „amateur drama“, von „filodrammatica“, betonte also das Theaterspielen als Liebhaberei, wobei natürlich immer nach der Berufsbühne geschickt wird; so kommen nicht

selten die Spielleiter dieser ausländischen Gruppen von professionellen Bühnen. Aber diese ausländischen Gegebenheiten haben die zunehmende Entscheidung für das Wort „Amateurtheater“ kaum beeinflusst. Die jungen Akteure sahen im Laienspiel eine Form, der noch die Eierschalen der Jugendbewegung anhaftete und die ihrer modernen Gesellschaftsproblematik nicht mehr entsprach. So fand man seine Idealbilder in Stücken von Brecht, von Ionesco, Mrozek, Arabal, Anouilh, Wilder, Tennessee Williams, Fry, Pinter, Obaldia, Frisch und Dürrenmatt. Die alte These Luserkes von der Komödie als dem eigentlichen und allein zu bewältigenden Gegenstand jugendlichen Spieles wurde von den jungen Tragöden, Revoluzzern und Protestlern auf den Kehrrichthaufen getan. Kurz: das Laienspiel ist tot, es vegetiert nur noch in Außenbezirken der Kindertheater, der Volksspiele im plattdeutschen oder bayrisch-österreichischen, elsässischen oder flämischen Raum. Merkwürdigerweise wurde es als Heilfaktor von der Psychologie neu entdeckt in dem, was wir „Psychodrama“ nennen: junge Menschen werden durch improvisierte Spiele aus ihrer Umweltsphäre dazu gebracht, ihre Konfliktsituationen zu bezeugen und im Spiel zu überwinden. Auf die Gesellschaft erweitert hat man diese psychoanalytische Praxis als „Soziodrama“ bezeichnet.

Auch eine Rückfrage bei den Verlagen bestätigt den Wandel. Ich kann mich auf ein Schreiben des „Bärenreiter-Verlages“ beziehen: „Ein Vergleich unserer Verzeichnisse, z. B. des ersten Bärenreiter-Laienspielberaters von Rudolf Mirbt, mit dem heutigen zeigt, daß die in den Fünfziger Jahren stark vertretenen Spiele, die etwa auf der Grenze zwischen Jugend- und Erwachsenen-Spiel standen, heute so gut wie ganz verschwunden sind. Es bleiben zwei große Gruppen übrig, nämlich auf der einen Seite das eindeutig pädagogisch bestimmte Kinder- und Jugend-Spiel, auf der andern das Amateurtheater. Die Klassen höherer Schulen, zum Teil auch schon die letzten Klassen der Mittelschulen, greifen heute, wenn sie spielen, zu Texten der Literatur und nicht mehr zu eigens für sie verfaßten Spielvorlagen. Hier hat sich ein großer Wandel vollzogen“. In der neuen österreichischen Zeitschrift „Spiel-Report“ äußert sich ein anderer Vertreter des gleichen Verlages ergänzend: „Mirbt verstand sich nie als Theatermann, sondern immer als Spielpädagoge, hierbei das Erbe der Jugendbewegung bewahrend und weitergebend. Nur daß Mirbt nie von den ‚Normen‘, sondern immer von den ‚Werten‘ der Erwachsenen sprach. Und niemand wird bestreiten, daß Bilden und Erziehen nicht im Vordergrund und Hintergrund des Spielens stehen dürfe — entscheidend ist doch das Ziel des Bildens und Erziehens . . . Sicher ist, daß Mirbt nicht nur ein Kind und Vater seiner Zeit war, sondern daß er auch wußte, wann seine Zeit und die seiner meisten Texte vorüber war . . . Bühnentexte heute müssen Anliegen von heute formulieren oder Anliegen von heute nachgehen, sind also weder heil noch Heilmittel, sondern gesellschafts- und gruppenbezogen, fragend, anklagend, suchend — und offen“.

Mit dieser Götterdämmerung des Laienspiels rundet sich unser Horizont, der eine nun schon der Geschichte angehörige Erscheinung zu umkreisen suchte. Der frühere Burgwart des Ludwigsteins, Dr. Walther Jantzen, berichtete in der Festgabe zu Rudolf Mirbts 60. Geburtstag („Begegnungen und Wirkungen“, 1956) über 50 Jahre Laienspiel als „ein Erbe der deutschen Jugendbewegung“. In „Welt und Wirkung“, der zur 50. Wiederkehr des Freideutschen Jugendtages auf dem Hohen Meißner vorgelegten Broschüre (1963) widmete Alwin Müller dem Laienspiel als „Spiel der Gemeinschaft“ ein beredtes Kapitel. Niemand kann mehr daran zweifeln, daß das Laienspiel zu den bedeutendsten „Dokumentationen“ der Jugendbewegung gehört.

WIE KOMMT DER WANDERVOGEL ZU DEN FARBEN GRÜN—ROT—GOLD?

Hans Wolf

Es war in meiner frühen Wandervogelzeit etwa im Sommer 1909. Aus dem Bundesfahrtenzettel des Alt-Wandervogels hatte ich entnommen, daß ein von mir sehr geschätzter Führer aus Charlottenburg eine Fahrt in den Sommerferien angesetzt hatte, die quer durch Mecklenburg bis an die Ostsee führte. Meine Anmeldung war angenommen worden. Ich war sehr froh darüber, denn die Führer der Charlottenburger Alt-Wandervogelgruppe standen in dem Ruf, noch die alte Karl Fischer-Tradition zu wahren und Fahrten in seinem Stile zu veranstalten. Unsere Fahrt begann an der Mecklenburg-Brandenburger Grenze von der Stadt Fürstenberg aus. Von See zu See, von Dorf zu Dorf ging es durch eine nahrhafte Landschaft immer weiter gen Norden und eines nachmittags war der Malchiner See erreicht. Drüben lag das kleine Städtchen, aber hier am anderen Ufer war weit und breit kein Fährmann zu sehen. Es schien uns noch ein großer Marsch in der Schwüle eines heißen Sommertages bevorzustehen. Da bemerkten wir ganz in der Nähe einen Förster, der sich am Ufer zu schaffen machte. Und wirklich, aus dem Gebüsch kam ein Kahn heraus mit dem jungen Forstmann, der anscheinend nach drüben, nach Malchin hinüber wollte. Auf unsere Rufe hielt er auf uns zu und erklärte sich bereit, unsere kleine Horde mit hinüber in das nette Städtchen zu nehmen. Es kam zu Fragen und Antworten hin und her, der junge Forstmann war ein Forstadjunkt, der sein Studium mit der Staatsprüfung beendet hatte. Der See hatte eine ziemliche Breite; wir genossen das Bild der immer näher herankommenden Stadtlandschaft im Grünen und gaben uns dem Gespräch hin, das nun uns mancherlei Kunde von Land und Leuten, Fauna und Flora gab. Der Forstadjunkt war sehr im Bilde und wußte uns zu fesseln. Einige von uns trugen, wie damals noch üblich, die Grün-Rot-Goldene Wandervogelmütze¹ und unser Führer hatte

1. Wandervogelmützen werden erstmals in der Zeitschrift „Wandervogel, Illustrierte Monatsschrift“ Heft 2/3 April 1904 auf S. 17 erwähnt. Es heißt dort: „Wandervogelmützen oder Schülermützen müssen auf mehrtägigen Fahrten getragen werden, sie sind zu beziehen bei Kürschnermeister Baumgarten, Steglitz“.

A. g. O. Heft 3, 2. Jahrgang, März 1905 wird bekannt gegeben: „Zum Zwecke der Erkennung der Alt-Wandervogel wird unter Beibehaltung unserer alten Farben (grün, rot, gold) um die Mütze ein zweiter Goldstreifen / und zwar derart, daß oben und unten auf dem roten Streifen je ein Goldstreifen gesetzt wird, so daß der rote Streifen in die Mitte kommt.“ 15. Februar 1905 gez. Friese O.Bt.

A. g. O. Heft 6 (18) Juni 1905 S. 71 wird unter „Amtliches“ bekannt gegeben, daß auf dem Karmesinstreifen der Wandervogelmützen „endgültig und allgemein“ eingeführt werden statt des bisher einen Goldstreifens 2 parallele Goldstreifen. gez. Fischer G. Bt.

am Rock ein kleines Grün-Rot-Goldenes Band. Die Farben und das Band zogen die Blicke des jungen Forstmannes an, so daß er an Martin Meixner, unseren Fahrtenführer, die Frage richtete: „Wie kommt der Alt-Wandervogel zu den Farben Grün-Rot-Gold?“ Darauf begann Meixner zu berichten, daß der Gründer des Alt-Wandervogels, den er noch persönlich kennengelernt und auf Fahrten und in der Laube des Charlottenburger Wandervogels gesprochen hatte, ihm auf die gleiche Frage damals die Antwort gegeben habe, daß diese Farben auf das Schwarz-Rot-Gold der Burschenschaften zurückgehen. Ihre Ideale, die in dem Wahlspruch der Burschenschaften „Ehre, Freiheit, Vaterland“ zum Ausdruck kämen, seien ja auch die des Wandervogels. Nur sei von Karl Fischer anstelle der Farbe „Schwarz“ das „Grün“ der Natur als zum Wandervogel gehörend auch als erste Farbe bestimmt worden. Unser Forstadjunkt wußte uns zu sagen, daß bei der Gründung der Burschenschaften, die 1815 auf Veranlassung von Johann Gottlieb Fichte durch Studierende, die in den deutschen Befreiungskriegen mitgekämpft hatten, in Jena erfolgte, auch zwei Mecklenburger dabei waren, von denen Karl Horn aus Neustrelitz der erste Sprecher der Burschenschaften wurde. Längst waren die beiden Ruder eingezogen und der Kahn trieb ein wenig auf dem See in der leicht aufkommenden Brise. Das Bild unserer Gruppe im Kahn und das Landschaftsbild einer so typischen Mecklenburger Kleinstadt drüben am Seeufer steht mir heute nach über 60 Jahren noch deutlich vor Augen. Auch unser Gespräch blieb mir unvergessen. Den Namen des Forstmannes kann ich nicht mehr nennen, mein Fahrtenbuch, in dem er sich einschrieb, ist verloren gegangen.

Später fand ich in der ersten Nummer der Wandervogel-Zeitschrift, die Karl Fischer von Fritz A. Meyen als Amtliches Organ der Geschäftsleitung des Ausschusses für Schülerfahrten „Wandervogel“ herausgeben ließ — auf der ersten Seite unter der Überschrift „Grün-Rot-Gold Wandervogel-Bundeslied“ eine Art Farbenlied. Als Verfasser wurde P. Hedler, Friedenau, genannt, der mit seinem Bruder Franz, einem späteren sehr tüchtigen Arzt, in dem frühen Wandervogel eine gewisse Rolle spielte. Nun, das Bundeslied ist kein Kunstwerk, es ist eine Reimerei, wie sie damals in studentischen Kreisen üblich war. Aber es gefällt uns heute, daß es darin heißt:

— brüderlich handeln — lauter wandeln —

Nun hier der Text dieses Farbenliedes:²

GRÜN — ROT — GOLD

Wandervogel-Bundeslied

Wenn früh der erste Sonnenstrahl

Wohl küsset uns're Erde

Erheben wir uns allzumal

Voll Lust und ohn' Beschwerde.

2. Abgedruckt auf S. 1 der Zeitschrift „Wandervogel, Illustrierte Monatsschrift“ Heft 1 März 1904.

Zum Ränzel greifen wir dann schnell
Stell'n uns in Reih' und Glieder
Und singen nun, die Augen hell,
Die schönsten Heimatlieder.

Die „Wandervögel“ sind wir ja,
Bekannt in deutschen Landen;
Wir schlagen froh mit Hussassa
Wohl alle Not in Banden.
Wir streifen durch die grüne Au,
Und auf die Berg' wir steigen,
Daß überall das Auge schau,
Was Gott uns gab zu eigen.

O Deutschland, unser Vaterland,
Dich rühmet uns're Kehle;
Wir grüßen dich mit Aug' und Hand
Und weih'n dir Herz und Seele.
Zum Zeichen, daß wir ehren dich,
Schmückt uns dein G r ü n der Wälder,
Daß wir dich lieben inniglich

Das Saatgrün deiner Felder.
Und R o t und G o l d , sie deuten an,
Daß brüderlich wir handeln,
Und daß wir alle, Mann für Mann,
Stets lauter wollen wandeln.
Ja, Lauterkeit in Ernst und Scherz
Soll uns're Schritte lenken,
Und stetig uns ein frohes Herz
Und deutschen Sinn auch schenken.

Friedenau, den 21. Dezember 1902

Ein zweites Farbenlied begegnete mir bald nach unserer Mecklenburgfahrt. Wir feierten das erste Stiftungsfest der Alt-Wandervogelgruppe Berlin-Oranienburger Vorstadt. Da sollte auch ein Bundeslied gesungen werden. Der AWVer R ü t h n i c k lieferte uns ein solches Lied. Böse Zungen behaupteten damals, daß er es sich von seiner Schwester habe machen lassen. Doch sei dem wie es wolle. Das Lied wurde mit Bravour nach einer bekannten Melodie gesungen. Leider hat bei einigen Versen mein Gedächtnis versagt; ich mußte diese Stellen ergänzen nach eigenem Gusto.

GRÜN - ROT - GOLD Farbenlied

Grün ist die Farbe der Natur
Sind Wiesen, Tal und Felder.
In Grün erglänzet rings die Flur,
Die Berge und die Wälder.
Uns treibt's hinaus ins frische Grün
Als freie Burschen dort zu ziehn,
Denn grün ist unsre Farbe.

Rot ist des Feuers heller Schein
Und Rot des Blutes Farbe
Und roten Mund beut's Mägdelein
Dem Bursch als Wandergabe.
Wir stehen treu fürs Vaterland
Und heben hoch zum Schwur die Hand,
Denn Rot ist unsre Farbe!

Gold glänzt des Weines würzig Naß
Gar wundersam im Becher.
Wir trinken gern ein volles Glas
Im Kreise froher Zecher.
Gold lockt des Frührots lichter Schein
Zum Wandern in die Welt hinein,
Denn Gold ist unsre Farbe!

Grün, Rot und Gold, ihr Farben drei
mit denen stolz wir fahren.
Wir schwören Treue euch auf's neu
Wir fahrenden Scholaren!
Stoßt an und hebt die Gläser hoch;
Der fahrend' Schüler lebe hoch
Und hoch leb' Grün — Rot — Golden!

Jenes Stiftungsfest war mehr ein bunter Abend als ein stilechtes Wandervogelfest, wie es der DB damals schon kannte. Wir hatten Weckerling, den Leiter der photographischen Abteilung des Alt-Wandervogels zu einem Lichtbildervortrag herangeholt. Der Ortsgruppengründer Pepo Jentsch hatte ein paar Bankkollegen dazu gebeten, die mit ihren Schlagern „Die Flundern werden sich wundern“ und „Erst kamen die Blusen die Kleider . . .“ statt des erhofften Erfolges Empörung und Kritik hervorriefen, wenn auch solche im wesentlichen erst nach dem Fest geäußert wurden.

Ihre große Zeit hatten die Grünrotgoldenen Farben im ersten Weltkrieg, als sie das Erkennungszeichen für die Feldwandervögel und damit auch das

Zeichen für die ganze Jugendbewegung wurden³. Kürzlich bei der Rentnerfahrt des Frankfurter Ludwigstein-Ortsringes zur Burg wurde an mich die Frage gerichtet, wie kam es im Wandervogel zu den Farben „Grün-Rot-Gold“? Dem Frager konnte ich nur wenig erzählen, hier nun soll dies nachgeholt werden.

Die vorstehende kleine Skizze ist Karl O. Paetel zum 65. Geburtstag am 23. November 1971 gewidmet worden, ihm, dem Grün immer Hoffnung, dem Rot Erfahrung und Gold stets Traum blieb.

Ergänzend sei ein Brief von Gerhard Krause, Heidelberg, einem der ältesten noch lebenden Wandervogel, über die Wandervogelmütze mitgeteilt:

Lieber Hans!

Für Deinen Brief schönsten Dank.

Jakob Müller schreibt in seinem Buch (vgl. u. S. 93) auf S. 21 über die sogenannte Wandervogel-Mütze „in betontem Gegensatz zur Schülermütze“: Zuerst einmal zwischen „Stürmer“ und „Wandervogelmütze“ bestand kein unmittelbarer Zusammenhang. Der Stürmer war der Vorläufer, nur für Bachanten, weil sie keine Schülermützen mehr trugen. Seine Pracht auf den Häuptern der Bachanten erfreute die staunenden Scholaren kaum länger als ein Jahr. Als die Wandervogelmütze kam, war der Stürmer meines Erinnerns nicht mehr im Gebrauch.

Für uns Scholaren war 1902/1903 die jeweilige Schülermütze als Kopfbedeckung erwünscht. Der Stürmer war eine typisch studentische Kopfbedeckung, insbesondere von studentischen Korps und Landsmannschaften. Die Stürmer waren meines Erachtens bei den Bachanten grün. Schon auf Fischers Propagandafahrt Ostern 1903 trugen einige der Bachanten den „Stürmer“ nur zeitweilig, wie aus den beiden Bildern von dieser Fahrt in dem Bild-Atlas S. 27 und 28 hervorgeht. Beide Bilder sind während der Mittagspause in Ferch am Schwielow-See aufgenommen. Wir lagen in Gruppen um den Backofen am See herum, jeder Bachant bei seiner Gruppe. Auf S. 27 ist Thiede knieend zu sehen und der Schlapphut auf dem Kopf hinter dem Deckenvorhang muß Wolf Meyen sein. Dagegen trug Hans Breuer den Stürmer S. 28. Die aufgespannten Schirme bedeuten nicht Regen, sondern dienten wie die Decken als Windschutz für die Spirituskocher. Wolf Meyen als Nicht-Akademiker trug den Stürmer wohl nicht gern. Das einzige Bild, S. 39 unten, das ihn mit Stürmer zeigt, ist irrtümlich Hans Breuer zugeschrieben. Das Bild könnte von einer Sonntagsfahrt stammen. Ich entsinne

3. Über Grünrotgoldene Erkennungszeichen heißt es a. g. O. März 1905 auf S. 32, daß erstmals in der Form von Grünrotgoldenen Schnüren solche zum ermäßigten Preis von 0,25 Mk vorbestellt werden können. Vermerkt ist dabei: „Die Anordnung des Tragens von Schüler- und Wandervogelmützen bleibt bestehen.“

mich nur, daß Wolf Meyen mit Karl Rothe diese Scene auf der Bühne beim Elternfest 1902 in Lankwitz darstellte. Das Bild stellt Wolf Meyen dar, genau wie ich ihn von den vielen Fahrten, die ich 1902 und 1903 mit ihm machte, gekannt habe. Um sicher zu gehen, habe ich das Bild Dr. Hans Geisel, dem Neffen von Hans Breuer, gezeigt, der als einziger der Familie die Erinnerung an Hans Breuer pflegt und weiter tragen kann. Er bestätigte mir mit Bestimmtheit, daß das Bild nicht seinen Onkel Hans Breuer zeigt. Wolf Meyen kannte er nicht persönlich.

Die Schülermütze war ein Stück Uniform, der Schirmmütze der Soldaten nachgebildet. Jede Schule hatte ihre eigenen Farben, weiß, rot, blau, gelb in heller oder dunklerer Farbe, nur dunkelgrün, wie die sogenannte Wandervogelmütze gab es an keiner Berliner höheren Schule. Bei einigen Schulen war aus der Farbe des Mützen-Unterteils und aufgesetzten silbernen oder goldenen Streifen die Klassenzugehörigkeit des Trägers für den Eingeweihten zu erkennen. Die Träger der Schülermützen sollten als „höhere Schüler“ erkennbar sein. Die Pädagogen erwarteten daraus bei den Schülern das Gefühl der Verpflichtung der Schule und der Verbundenheit den Schulkameraden gegenüber, also gutes Benehmen, um den Ruf der Schule nicht zu schädigen. Das wurde von der Schulleitung ausdrücklich betont, galt ja auch für jeden erwachsenen Uniformträger, insbesondere in Friedenszeiten für die Soldaten, die mit dem Bewußtsein des berufenen Verteidigers des Vaterlandes mit Stolz „des Königs Rock“ trugen.

In meiner Schule, der Lichterfelder Oberrealschule, heute Lilienthalschule, zeigte die hellblaue Schülermütze nicht die Klassenzugehörigkeit an. Sie wurde am meisten in den Unterklassen von Sexta bis Quarta getragen, auch noch in den Mittelklassen bis Untersekunda aber kaum noch in den Oberklassen. Die größeren Jungen trugen Sportmützen oder die Hüte der Erwachsenen, bei der Reifeprüfung zum Gehrock den schwarzen Zylinder. In Schulen wie dem Lichterfelder Gymnasium, zuletzt Schiller-Gymnasium, heute mit dem Steglitzer Gymnasium vereint, bei denen am farbigen Rand und goldenen und silbernen Streifen zum weißen Mützendeckel die Klassenzugehörigkeit von Sexta bis Oberprima abzulesen war, trugen auch Primaner häufiger die Schülermütze, dem Selbstbewußtsein war genüge getan.

Die Schülermütze als Zeichen der Wohlerzogenheit und des guten Verhaltens, das machte sich Karl Fischer zu Nutze. Die argwöhnische Dorfbevölkerung sollte bei der Beurteilung der wandernden Horden beruhigt werden. Landstreicher und Herumtreiber beunruhigten die Dorfbewohner durch Bettelei und Diebstahl. Wandernde Jugend, höhere Schüler ohne Eltern und Lehrer, war für die Dorfbevölkerung ebenso fremd und neu wie für die Städter. An den Städtern gingen die Wandervogelhorden vorüber ohne Berührung. Aber die Leute auf dem Lande brauchte jede Horde für Verpflegung und Unterkunft. Also mußte ihr Argwohn zerstreut und ihre Anteilnahme geweckt werden, dazu sollte die Schülermütze beitragen.

Bei der wachsenden Schar der Scholaren stellte es sich bald heraus, daß einige höhere Schulen keine Schülermützen eingeführt hatten, das stand im Belieben des Direktors. Da aber die höhere Schulbildung möglichst restlos sichtbar gemacht werden sollte, kam vermutlich Fischer auf den Gedanken der Einführung einer eigenen Schülermütze, natürlich in den Wandervogelfarben grün-rot-gold. Diese sogenannte Wandervogelmütze hatte für mein Auge die gefälligste Farbenzusammenstellung von allen Schülermützen, dunkelgrün der Deckel, rot der Rand und darauf die goldenen Streifen.

Die Wandervogel-Schülermütze wies also ihren Träger in erster Linie als höheren Schüler und Beflissenen der „höheren Bildung“ aus. Das war der Grund für ihre Einführung und ihr Hauptzweck. Natürlich hatte sie eine begrenzte Werbekraft, aber das hätte nicht genügt, sie einzuführen. Keinesfalls war ein „betonter Gegensatz“ zur Schülermütze beabsichtigt, im Gegenteil, eine in der Form genau den üblichen Schülermützen entsprechende Mütze, die denselben Zweck verfolgte für diejenigen höheren Schüler, deren Schule keine eigene Schülermütze eingeführt hatte. Propaganda für die Wandervogelmütze machten die Hutmacher, die ihre Erzeugnisse verkaufen wollten durch Anzeigen, die für die Fahrtenblätter Geld einbrachten.

Ich selbst habe die Schülermütze meiner Schule getragen, wie aus dem Bild-Atlas S. 27 ersichtlich ist. Bis Sommer 1903 gab es meines Erinnerns die Wandervogelmütze noch nicht, wohl aber die grüne Schnur mit rot und gold gewirkt. Ich hätte die Mütze in den Wandervogelfarben wohl auch nicht zur Schule getragen, ich hätte das für unfreundlich meiner Schule gegenüber und als ein äußeres Zeichen der Absonderung von meinen Schulkameraden, die die eingeführte Mütze der Schule trugen, gehalten. Einige wenige Schüler trugen die Wandervogelmütze auch zur Schule, trotzdem für die Schule eine Mütze eingeführt war. Die Schulleiter waren tolerant genug, die schulfremden Schülermützen wohlwollend zu dulden. Alt-Wandervogel und der Steglitzer Wandervogel E. V. unterschieden sich durch Verschiedenheit der goldenen Streifen um den Mützenrand. Einer meiner Mitschüler trug die Mütze des Wandervogel e. V. Das hatte seinen Grund. Er war einige Zeit der einzige Schüler unserer Schule, der dem E. V. und nicht dem A. W. V. angehörte. Er wollte für den E. V. werben. Gegen die eingeführte Schülermütze oder gegen die Schule gingen seine Gedanken bestimmt nicht. Er war ein gutartiger Schüler. Später wurde er Studienrat am Lichtenfelder Gymnasium. Ein Zwang zum Tragen der Schülermützen wurde an den Schulen nicht ausgeübt. Sie entsprachen dem verbreiteten Hang zur Uniform. In den Unter- und Mittelklassen gab es viele Träger von Sportmützen verschiedener Art und von Matrosenmützen zum viel getragenen Matrosenanzug. Einen betonten Gegensatz zur Schülermütze, also auch zur Schule, kann ich mir nur sehr vereinzelt vorstellen. Das mag in den Köpfen einzelner 12—14jähriger Knaben so ähnlich ausgedacht sein, in diesen Altersklassen waren die Mützenträger zumeist. Keinesfalls haben die Ver-

antwortlichen im Wandervogel einen betonten Gegensatz zur Schülermütze beabsichtigt.

Alle diese Kopfbedeckungen, Stürmer, Schülermütze und Wandervogelmütze, waren Uniformstücke. Ein Uniformierung auf Fahrten und innerhalb des Wandervogels war wesensfremd, darin lag eine klare Unterscheidung von den Pfadfindern. Die schulentlassenen Scholaren, die im Wandervogel blieben, wollten auch keine Schülermütze mehr tragen, das war nun mal die sogenannte Wandervogelmütze auch in Form und Bedeutung, sie sollte den Träger als höheren Schüler kennzeichnen.

Außerdem waren die Wandervogel sehr schnell den Dorfbewohnern bekannt und vertraut. Damit entfiel der eigentliche Grund zur Einführung des Tragens von Schülermützen. So wurde in den Jahren 1906 — 1910 die Schülermütze und die Wandervogelmütze verdrängt durch den Fahrtenhut mit möglichst langer Feder, angepaßt der Kopfbedeckung der Gebirgler, der Jäger und Wanderer. Das Bild der Heidelberger Pachanten auf der Titelseite des Bild-Atlas und Bilder aus dieser Zeit im Bild-Atlas zeigen dies deutlich. Stürmer, Schülermütze, Wandervogelmütze sind verschwunden, geblieben ist die grün-rot-goldene Schnur, ein Kennzeichn ohne die geringste Uniformeigenschaft, unschädlich für jeden Individualisten.

Dein Gerhard Krause

ERINNERUNGEN EINES WANDERVOGELS
AUS DEN JAHREN 1905 — 1913
Wolfgang Kroug

Nach einem stillen Sommer in Hungerburg am Finnischen Meerbusen langten wir, mein Bruder, mein Vetter, meine Cousine, meine Tante und ich im Herbst 1905 in Weimar an.

So waren wir denn im liberalen Deutschland, aber wir wurden als die „Russen“ ganz anders empfangen, als vom autoritären Rußland entlassen. Jedenfalls war folgendes passiert, als uns der Direktor der Schule der reformierten Gemeinden, Arthur Brock, in Petersburg entließ: Mein Bruder und ich standen in seinem großen Zimmer und hörten aufmerksam auf die Worte, die er zu uns sprach. Plötzlich neigte er sich zu uns nieder und gab jedem einen Abschiedskuß auf die Stirn. Dieses Ereignis hatte damals für uns nichts Bestürzendes. Es kam uns irgendwie selbstverständlich vor. Wenn ich aber jetzt zurückdenke, so erlebe ich die Situation doch wesentlich anders.

In unserer Jugend waren wir wie Träumende durch die Wirklichkeit hindurchgegangen, die uns in ihrer Widersprüchlichkeit gar nicht zum Bewußtsein kam. Trotz der Gewalttätigkeiten, dem engen Beieinander von Armut und Reichtum, reicher Bildung und größter Unwissenheit, trotz Unordnung, sozialen Gegensätzlichkeiten, Brutalität und Zartheit, fühlten wir uns doch in irgendeiner Weise geordnet und geborgen.

Die Ausschließlichkeit, mit der wir als Deutsche in Rußland erzogen wurden, verhärtete und verkrustete uns nicht. Wir behielten unsere Geöffnetheit und waren weit davon entfernt, uns an Äußerlichkeiten und gesellschaftliche Umgangsformen zu verlieren. Während wir das positive Vorurteil, das wir Deutschland gegenüber hatten, auch weiterhin kultivierten, bewahrten wir uns die innere Freiheit, auch nach anderen Werten zu leben. Was wir aus Rußland mitgenommen hatten, war eine innere Haltung, deren Wesen am ehesten mit dem Wort „soziale Gesinnung“ beschrieben werden kann. Wir lebten in der Bereitschaft, die Zugänge zu unseren Mitmenschen ganz unmittelbar zu suchen und zu finden, unabhängig von Grundsätzen und Maximen, ohne Leistungsansprüche.

Wir fanden aber in Deutschland eine Gesellschaft vor, deren Denken durch die Anbetung von drei Dingen wesentlich geprägt war: durch die Verherrlichung der Macht, der Leistung und der Ordnung. Daß zarte Dinge entscheidenden Wert besitzen, mußten wir bald zu vergessen suchen. Das Selbstwertgefühl, das uns das Deutschein vermittelte, war untrennbar von der Vorstellung deutscher Tüchtigkeit beherrscht. Ordnung wurde unmerklich in einen Wert an sich umgedeutet. So erlebte jedenfalls ich mein eigenes Ungenügen weit drückender als mein Bruder und mein sehr begabter Vetter Rudi von Scholtz.

Bis zu meinem 15. Lebensjahr war ich bei allem, was um mich geschah,

weitgehend dabei. Kunst und Wissenschaft traten an mich mit ihren objektiven Forderungen heran. Sie waren das Objektive. Sie stellten Fragen an mich, und ich beantwortete sie auf meine Art. Aus einem dumpfen Gefühl heraus suchte ich irgend etwas, das jenseits der üblichen Alternativen lag. Meine Gründung des Schülervereins in Petersburg war eine vorläufige Antwort. Deutsch oder nicht deutsch, christlich oder nicht christlich, arm oder reich, sollten nicht die letzten Alternativen sein auch in diesem Verein. Solche Gedanken waren für meinen damaligen Reifezustand völlig unangemessen, sie waren geradezu verwegen, doch hatte ich gerade dank dieser Verwegenheit immer das Gefühl bei allem Geschehen irgendwie dabei zu sein. Die Übersiedelung von Petersburg nach Weimar, der Residenzstadt, war für mein Dasein ein gewaltiger Einschnitt. Ich war mir dessen aber nicht völlig bewußt und nun folgten einige Jahre, wo ich nicht mehr in der alten Weise „dabei“ war.

Im Herbst 1905 fuhr ich mit meinen einstigen Gespielen von Petersburg nach Weimar. Diese Reise fand unter der Führung meiner Tante, Olga von Scholtz, statt. Olga von Scholtz war die Mutter meiner Cousine Alix von Scholtz und meines Vetters Rudi von Scholtz. Schon während der D-Zugfahrt hate ich offenbar das starke Gefühl, nicht mehr so wie einst „dabei zu sein“. Mein Vetter Rudi und mein Bruder Egmont spielten während der ganzen Fahrt immer wieder Doppelkopf. Sie knallten die Karten mit frechen Gebärden auf die Unterlage. Über freche Gebärden verfügte ich in keiner Weise. Ich war nicht dabei. Sie waren sehr einig miteinander. Ich dagegen suchte irgendetwas irgendwo. Das Kartenspiel wurde manchmal durch das Fabrizieren von Knittelversen unterbrochen. Auch an den Knittelversen beteiligte ich mich nicht. Einer dieser Verse lautete: „Wo ist Wolfgang, diese Frage peinigt uns bei Nacht und Tage.“ Ich trieb mich in den Gängen des D-Zuges umher. Alles war neu und interessant für mich. Ich guckte aus dem Lokusfenster, das ich heruntergelassen hatte. Dann drang ich bis in den letzten Wagen vor und bestaunte die Geschwindigkeit, mit der die Bäume und Häuser und die sonstigen Gegenstände den Blicken entchwanden. So eine rasante Genschwindigkeit hatte ich an russischen Zügen nicht erlebt.

Wir fuhren den letzten Teil während der Nacht. In der Ferne wölbte sich ein unbestimmter Lichtschein über die flache Landschaft. Man sagte mir, das ist der Widerschein von Berlin. Trotz der ungeheuren Geschwindigkeit des Zuges kamen wir dem Lichtschein kaum merklich näher. Indessen wurden die Lichter und die erleuchteten Fenster, an denen der Zug vorbei raste, immer häufiger. Wir kamen in die Vororte von Berlin, aber der D-Zug schien immer noch mit der gleichen Geschwindigkeit zu rasen. Plötzlich wurde es sehr hell und die Geschwindigkeit des Zuges wurde jählings immer kleiner, es gab Bremsgeräusche. Ich fühlte mich nach vorne gestoßen. Dann hielt der Zug. Für einen Augenblick trat lautlose Stille ein. Dann hörte ich

eine gedämpfte Stimme: Berlin. Es klang mir so, als ob das jemand vor sich hinsagte. Ja, so dachte ich, das also ist Berlin!

In Weimar nahmen wir Quartier in einer Fremdenpension. Mit meinen Erinnerungen bezwecke ich nicht, die Zustände oder das Leben in der Residenzstadt Weimar zu schildern. Diese letzten Jahre vor dem Ausbruch des 1. Weltkrieges sind von anderen Leuten in vortrefflicher Weise dargestellt worden. Ich schildere nur mein eigenes Leben, das, was mich beeindruckte, und das, was mich veranlaßte, dem Leben Antwort zu geben. Dem Leben, das mich mit Fragen bedrängte. Wenn ich von Erinnerungen spreche, so schildere ich nicht das, was geschehen war. Ich schildere vielmehr das, was noch heute in meiner Erinnerung lebendig ist und was mir bei diesem Niederschreiben in den Sinn kommt. Das sind vielfach anscheinend ganz nichtige Dinge, Dinge, die überhaupt nicht zusammengehören.

In der Pension in Weimar gab es als erstes Mittagessen Biersuppe. Eine für mich unvorstellbar widerliche Flüssigkeit. Das war ein erstes Erlebnis. Ein zweites negatives Erlebnis war das Problem des Taschengeldes. In Petersburg bekamen wir 2 Rubel Taschengeld monatlich. Nach dem Wechselkurs entsprach dieses 4 Reichsmark und 26 Pfennigen. Ich war ziemlich betroffen, als mir mein Vater brieflich mitteilte, ich würde keinesfalls 4 Mark Taschengeld bekommen, sondern nur 2 Mark. Zwei deutsche Reichsmark hätten in Deutschland die gleiche Kaufkraft, wie 2 Rubel in Rußland.

Ich war am Wilhelm-Ernst-Gymnasium in Weimar in die Obertertia aufgenommen worden, mein Bruder in die Untertertia. Durch die Umschulung hatte jeder von uns 1 Jahr verloren. In der Schule wurden wir als die 3 Russen firmiert. Das kam uns allerdings sehr lächerlich vor, denn wir waren uns voll bewußt, daß wir ein viel besseres Deutsch sprachen und viel deutscher waren, als die Menschen der weimarischen Gesellschaft. Gesellschaftlich galten wir keineswegs als die armen Verwandten aus dem Osten. Meine Tante, Olga von Scholtz, war die Frau eines Generalmajors der zaristischen Armee. Sie wurde in Weimar mit „Exzellenz“ angeredet. Das damalige Weimar war angefüllt von geistig bedeutsamen Leuten, zu denen wir vielfach lebhaft Beziehungen hatten. Weimar hatte in der baltischen Gesellschaft und auch in der Gesellschaft der Petersburger Deutschen eine große Leuchtkraft und schon lange bevor wir 1905 nach Weimar übersiedelt sind, gab es intensive Kontakte unserer Familie zur Goethe-Stadt. Die Jahrhunderte alten kulturellen Beziehungen zwischen der deutschen Intelligenz in Rußland und dem deutschen kulturellen Leben und den deutschsprechenden Europäern sind ja historisch erwiesen.

Im Gegensatz zu diesen welthistorischen Perspektiven war meine erste Begegnung mit den schulischen Wirklichkeiten äußerst kümmerlich. Schon der Gegensatz, der zwischen meinem inneren Anspruch und dem nach außen hin wirksamen Auftreten bestand, war bedrückend und dürftig, er war noch nicht einmal dramatisch. Der Klassenlehrer der Obertertia hieß Sie-

gismund. Er hatet den Spitznamen „der Schwarze“. Jede Untat belohnte er mit einem Katzenkopf. Das ist ein Schlag mit der flachen Hand auf den Hinterkopf. Die Katzenköpfe waren nicht von Pappe. Die Lehrer wurden immer mit Herr Professor angeredet. Als ich ihn irrtümlicherweise mit Herr Schwarze anredete, bekam ich drei Katzenköpfe. Nach dieser Erfahrung schaltete ich auf Herr Siegismund um. Ich bekam wieder Katzenköpfe. Er wünschte mit „Herr Professor“ angeredet zu werden. Die Schulbänke waren mit Tintenfassern versehen. Da es damals noch keine Füllfederhalter gab, mußten wir die Federn in die Tintenfässer tauchen. Ich stocherte aber zu sehr rum und bekam Katzenköpfe.

„Der Schwarze“ zensierte mit ungeheurer Strenge. Die lateinischen Extemporales korrigierte er am Katheder sitzend, während er Latein unterrichtete. Der Unterricht bestand darin, daß er die jeweils anfallenden Paragraphen der Grammatik von den Schülern vorlesen ließ. In der nächsten Lateinstunde mußten wir das Vorgelesene wissen. Die Consecutio-Temporum machte mir besondere Schwierigkeiten. Ich erntete am laufenden Band Katzenköpfe und in den Klassenarbeiten hatte ich immer Fünfen. Das kam zum großen Teil auch daher, daß der „Schwarze“ Kommafehler, fehlende i-Punkte, fehlende Bindestriche in der gleichen Weise als ganze Fehler anrechnete. Obwohl er während der Korrektur der Hefte sich die Vorlesungen aus der Grammatik anhören mußte, übersah er keinen Fehler. Mein Vetter, Rudi von Scholtz, schrieb bei ihm fast nur Einsen. Bei einer Arbeit hatte er nicht einen einzigen Fehler gehabt. Alle Kleinigkeiten, wie Komma und ähnliches, saßen richtig. Das waren für mich unerreichbare Leistungen.

In Petersburg hatten wir nur gebürtige Franzosen als Lehrer. Sie konnten nur in ihrer Muttersprache unterrichten. Da man bei uns zu Hause vielfach französisch sprach, konnte ich bald fließend französisch plaudern. Indessen hatte ich beim „Schwarzen“ Pech. Er konnte zwar französisch kaum richtig aussprechen, aber in den französischen Diktaten hatte ich ebenfalls wie im Lateinischen nur ungenügende Noten. So blieb ich denn Ostern 1906 sitzen und geriet in dieselbe Klasse, in der sich mein zwei Jahre jüngerer Bruder befand. Ich habe keine genauen Erinnerungen mehr, auf welche Weise ich mit dieser Demütigung fertig wurde. Aber ich erinnere mich, daß mein Vetter Rudi und mein Bruder Egmont sehr flott in der Schule mitkamen und überschüssige Kräfte für allerhand dummes Zeug hatten. Im Winter 1905/06 kamen wir auf den Gedanken, ohne Wissen meiner Tante abends gegen 10.00 Uhr auszubreaken und eine Wanderung nach dem etwa 2 Stunden entfernten Bad Berka zu machen. Da unser Taschengeld meist sehr bald aufgebraucht war, mußten wir unsere Wegzehrung während der Mittagmahlzeiten und beim Abendessen unter dem Tisch in Konservendosen hineinquetschen. Es war eine rindenlose gepreßte Nahrung, von der wir uns eine Nacht lang gut ernähren konnten. Diese Expedition in einer völlig unbekanntem und ungewohnten Landschaft mutete uns wie ein herr-

liches Abenteuer an, zumal es eine verbotene Sache darstellte. In Bad Berka selbst konnten wir auch eine sehr verbotene Sache erleben, in einer Scheune belauschten wir das Liebesächzen und Stöhnen zweier Liebender. Im Morgenrauen sahen wir danach wie die Frau arg mitgenommen und strapaziert, aber mit anscheinend zufriedenen Gesichtsausdruck davonschlich. Wir mußten noch vor halb 8 Uhr in unseren Betten liegen. In einem gewaltigen Dauerlauf strebten wir der Stadt zu und hatten gerade Zeit uns noch in Stiefeln in den Laken zu verkriechen. Nach kurzer Zeit betrat die Tante unser gemeinsames Wohnzimmer, um uns zu wecken.

Ich erinnere mich, daß ich mit großer Intensität Dinge betrieb, zu denen die anderen keinen Zutritt hatten. Ich sammelte Versteinerungen, entwarf große Tabellen über den geologischen Verlauf der Erdgeschichte, konstruierte Barometer und Thermometer und beneidete meinen Bruder und Vetter, um ihre künstlerischen und literarischen Begabungen. Mein Vetter blies Querflöte und hatte Unterricht beim ersten Flötisten des weimarischen Sinfonieorchesters, während mein Bruder beim Dirigenten des Bläserorchesters Trompetenunterricht nahm.

Das Bläserorchester war das Militärorchester, des in Weimar stationierten Bataillons. Jeden Sonntag fand im großherzoglichen Park ein Promenadenkonzert statt. Diesen Park hatte seinerzeit Goethe angelegt. Jetzt spazierten dort nicht nur die Schüler und Schülerinnen der 3 höheren Schulen, sondern auch die Gesellschaft mit samt der Aristokratie der Residenzstadt. Wer dort sonntags prominierte, gehörte sozusagen mit dazu. Wir Gymnasiasten hatten blaue Kappen mit einem goldenen Rand. Wenn wir beim Spaziergang durch den Park einem Lehrer begegneten, mußten die Kappen nur so vom Kopf fliegen. Manchmal begegneten wir dem Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, er war durch seine Offiziersuniform schon von weitem kenntlich. Kaum, daß wir ihn erblickten, flogen die Kappen vom Kopf, wir nahmen Haltung an und legten die Kappen fest an die Hosennaht überm Knie. Das war für uns keineswegs demütigend, denn im Grunde unseres Herzens dachten wir, die königliche Hoheit ist uns geistig gerade ebenbürtig und kann froh sein, wenn wir sie grüßen.

Meine Cousine Alix hatte sehr viel Umgang mit jungen Damen aus Künstlerkreisen. Sie nahm an der Musikhochschule von Weimar Gesangsunterricht. Ich dagegen klebte Modelle meines Zimmers, in dem ich wohnte. In diesem modellierten Zimmer befanden sich auch die genauen Nachbildungen meiner Möbel. Später schickte ich diese Modelle an meine Eltern. Ich war aus dem gemeinsamen Zimmer, das ich mit meinem Bruder und Vetter bewohnte, ausquartiert worden, damit ich in einem kleinen eigenen Raum mich auf meine Schulaufgaben konzentrieren konnte. Aber die Konzentration fiel mir schwer, da ich stets andere Gedanken in meinem Kopf hatte. Ich quälte mich wegen meines schlechten Gedächtnisses und kam auf die Idee, es zu trainieren. Als Trainingsgegenstand hatte ich mir die bran-

denburger Kurfürsten ausgesucht. Ich hatte mir vorgenommen, sie zusammen mit allen wichtigen Daten auswendig herzusagen. Ungeachtet des Spottes, den ich deswegen zu erdulden hatte, betrieb ich diese Lernerei mit asketischem Ingrimme durch mehrere Wochen hindurch. Eines Tages verfiel ich auf Goethes „Dichtung und Wahrheit“, besonders auf die Kapitel, in denen er sein Leben schildert aus einer Zeit, wo er des gleichen Alters war, wie ich selbst. Ich war von seiner Begabung und leichten Auffassung so fasziniert, daß ich anfang, ihn innerlich nachzuahmen, bis hin zu seiner Körperhaltung. Ich malte mir aus, wie er als 15- oder 16jähriger am Schreibtisch gesessen haben mochte, wie er in einer begabten Haltung mit der linken Hand seinen Kopf stützte und mit der rechten Hand etwas zu Papier brachte, ohne daß es ihm die geringste Schwierigkeit bereitete. Wie er dicke Geschichtsbücher wälzte, Kunstmappen sammelte und wie er vor allen Dingen zeichnete. Besonderen Eindruck machte es auch auf mich, daß er gelegentlich die Blätter, die sich angesammelt hatten, sorgfältig beschnitt und in einer besonderen Mappe unterbrachte.

Großen Kummer machte mir der Deutschunterricht in der Obertertia. Dabei bedrückte es mich außerordentlich, daß mein Bruder bessere Aufsätze schrieb als ich. Er schrieb blumig, anschaulich, ich neigte aber dazu, begrifflich und philosophisch zu schreiben. Dabei beschäftigte ich mich mit der Frage, ob ich nicht trotzdem ein Dichter wäre. Es gab Monate, wo ich mich auf einsame Wanderungen begab. Bei sinkender Sonne streifte ich durch die flachen Hänge des Ettersberges und war voller poetischer Stimmungen und dachte, eigentlich bist du ja doch ein Dichter. Eines Tages bekam ich ein Buch in die Hände, es hatte den Titel: „Japan und die Japaner“. Ich hatte es auf einen der Spaziergänge mitgenommen, um es an einer einsamen Stelle zu lesen. Im tiefen Grase stehend, wollte ich nur einen Blick in das Buch werfen, aber es fesselte mich von der ersten Seite an so, daß ich es in einem Zuge durchlas, ohne es mir bequem zu machen. Zwei Stunden lang breitbeinig stehend, verschlang ich es bis zur letzten Seite.

Einer meiner Lehrer hatte einen besonderen Einfluß auf mich. Mein Bruder, mein Vetter und ich standen nicht in Opposition zur Schule, immerhin empfanden wir die Lehrer als Pauker und als Philister ohne musische Interessen. Nur den einen Lehrer, Erich Meyer, erlebten wir nicht als Pauker. Er kleidete sich weltmännisch, er ging auf unsere Interessen ein, und in den Aufsätzen, die ich ablieferte, konnte ich stilistisch mich so ergehen, wie ich wollte. Kaum, daß ich das Buch über die Japaner gelesen hatte, brachte ich meine Weisheit in einem Aufsatz an und erledigte das Problem Japan mit einem knappen Satz: „Die Japaner werden immer nur Nachahmer bleiben und es nie zu schöpferischen Leistungen bringen.“ Erich Meyer schrieb an den Rand nur das Wort „Abwarten“. Bei dem Worte „schöpferische Leistung“ dachte ich, ohne es zu merken, an mein eigenes Unge-nüge. Mein dauerndes Versagen gab mir ein eigenartiges, schöpferisches

Selbstgefühl. Mein Bruder bespöttelte mich und sprach mit einer versteckten Bewunderung von meiner „genialischen Dummheit“. Und mein sehr kluger und erfolgreicher Vetter Rudi von Scholtz gestand mir eines Tages, daß er mich um diesen Zustand des dauernden Mißlingens beneide.

Um das Jahr 1907 kamen wir mit dem Wandervogel in Berührung. Das ging so vor sich: Jeden Mittwochnachmittag gab es im Rahmen des Turnunterrichtes eine Betätigung, die die Überschrift „Spielen“ hatte. Außerhalb von Weimar befand sich ein großes, freies Gelände, das unter dem Namen die „Großmutter“ bekannt war. Der Turnunterricht war damals ziemlich kümmerlich. Wir turnten in Kleidern, wir hantierten mit Stäben und Hanteln. Auf der „Großmutter“ ging es etwas freier zu, es wurde Handball, Fußball und Schlagball gespielt. Wir mußten auch in Reih und Glied antreten. Eines Tages steckte mir mein Nebenmann einen Zettel zu, der die Überschrift „Wandervogel“ hatte. Die wenigen Stichworte, die wir gierig in uns aufnahmen, setzten unser Inneres ganz gewaltig in Bewegung. „Abhärtung, Strapazen, Ertragen von Hitze und Kälte, Übernachtung unter freiem Himmel“ erregten uns sehr, und so fanden wir sehr bald im benachbarten Jena eine Wandervogelgruppe, in der all das geschah, was auf dem Zettel zu lesen war. Abkochen auf Sprituskochern, im Heu schlafen, in Kleidern durch Flüsse und Bäche waten und andere Dinge, die völlig aus dem Rahmen der weimarerischen, sehr kultivierten und höfisch-aristokratischen Geselligkeit herausfielen. Zwei Studenten aus Jena machten uns durch verschiedene Fahrten und Wanderungen mit dem Leben des Wandervogels bekannt. Eines Tages zogen sie mit uns über die Hänge des Ettersberges zum Bismarkturm, dort sollte die Ortsgruppe Weimar feierlich gegründet werden. Die beiden Studenten hatten mich als Ortsgruppenleiter vorgesehen. Der eine Student war ein Holländer und hieß Steenbergen, es war ein hagerer Vegetarier, der andere hieß Hermann Polzer, er war Germanist und interessierte sich für deutsche Altertümer, von Geburt war er Österreicher. Er trug einen Vollbart. In seiner Ansprache auf dem Ettersberge wollte er uns auf verschiedene Ideale verpflichten. Wir sollten edele und keusche deutsche Jünglinge werden. Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken, denn ich dachte im Geheimen, all das zu tun, was wir vorhatten, wäre auch für nicht deutsche und unkeusche Jünglinge sinnvoll gewesen.

Immerhin, in der nun gegründeten Ortsgruppe Weimar wurde gewandert, abgekocht, es wurde auch mit Mädchen zusammen gewandert. Was aber die Ortsgruppe Weimar von den übrigen Ortsgruppen unterschied, war der allgemeine Lebensstil. Außer dem Wandern, dem Abkochen, dem Draußen-Schlafen und dem Singen von Volksliedern taten wir noch anderes. Wir sangen auch Kunstlieder, wir spielten Theater, wir tanzten nicht nur Volkstänze, sondern auch Salontänze. Wir taten zwar Dinge, die schockierten, wir badeten gelegentlich splitternackt,

wir kleideten uns manchmal wie Zigeuner, aber wir protestierten nicht gegen die ältere Generation. Wir empfanden die Schule als eine unbequeme Sache, wir fühlten uns manchen Lehrern geistig überlegen, aber wir empfanden niemals die Schule als ein Weltschmerz erzeugendes Übel. Wir empfanden uns zwar als deutsch, aber nie und nimmer als „Teutsch“, und wir glaubten nicht an das „deutsche Wesen“, an dem einst die Welt genesen würde. Ich persönlich tat noch ein Ubriges, und das hatte nur für mich Folgen. Ich philosophierte, ich führte ein philosophisches Tagebuch, von dem nur wenige etwas erfuhren, aber die Tatsache des Philosophierens brachte mich in den Geruch eines abstrakten und weltfremden Außenseiters und die weimarerischen Wandervogelmädchen verspotteten mich: „Gewichtig und groß von vorn und hinten will er die Rätsel der Welt ergründen.“

In Jena studierte auch ein Vetter von mir aus Reval, Ernst Petersen. Er war Zoologe und mein Bruder und ich besuchten ihn sehr oft in Jena. Er war sehr mit einem Philosophiestudenten und Musiker befreundet, der auf mich einen entscheidenden Einfluß gewann. Gustav Robert-Tornow dirigierte in Jena ein Symphonieorchester, er spielte selber sehr gut Klavier und war mit der Musikliteratur vertraut. In Weimar gab es eine Musikschule, an der der damals sehr bekannte Komponist und Musikpädagoge Waldemar von Bausnern tätig war. Sein Sohn Fritz von Bausnern war im Wandervogel, seine rechte Körperhälfte war verkümmert, nichts desto trotz wanderte er mit uns zusammen über weite Strecken hin, er spielte Theater und führte uns von Richard Wagner weg zum Verständnis von Johann Sebastian Bach. Durch unsere vielen Beziehungen waren wir, mein Bruder und ich, schon als Pennäler auch für Studenten von einigem Interesse. Ernst Petersen machte uns mit den Galgenliedern von Christian Morgenstern bekannt und es mußte doch den Studenten imponiert haben, mit welcher Aufgeschlossenheit wir den phantastischen Irrrealismus mit all seinem Unsinn aufnahmen:

Oh Greul, oh Greul,
oh welch Abscheul,
sie hängen an einem roten Seul.

oder:

Sophie du tapfres Henkersmädel,
küß mir meinen Schädel,
er ist zwar hohl und faul,
doch du bist gut und edel.

Es gehörte eine ziemliche geistige Beweglichkeit dazu, sich an den bizarren Weisen von Morgenstern zu ergötzen. Morgensterns Endstation war allerdings Anthroposophie, und er hatte nichts wandervogeliges an sich. Irgendwie transzendierte er in andere Denkebenen und vielleicht war es dieses Moment, das die Auseinandersetzungen mit Robert-Tornow begünstigte. Ich platzte in die Diskussion mit ihm mit der These herein, daß

es keine Erkenntnistranszendenz gäbe, daß man mit Erkenntnistheorie nicht aus dem engen Käfig des Bewußtseins herauspringen könne, Erkenntnis bleibe immer meine Erkenntnis, und als solche subjektiv. Demgegenüber vertrat Robert-Tornow den transzendentalen Idealismus von Kant und suchte mir klar zu machen, in welchem Sinne die Kategorien mehr als nur Erkenntniskategorien wären. Meine Einstellung zum deutschen Idealismus war im Grunde genommen immer negativ. Aber Robert-Tornow war es doch gelungen, mich vorübergehend für den deutschen Idealismus bereit zu machen. Meine philosophischen Interessen konnte ich in Weimar nur mit sehr wenigen Leuten teilen. Zu diesen gehörte vor allem Fritz von Baussnern. Das Erstaunliche an meiner Seelenlage war die groteske Widersprüchlichkeit. Ich war einerseits sehr in mich selbst versponnen. Ich wurde als Außenseiter empfunden. Ich kam mit der Schule nicht so gut zu recht und betrieb trotzdem Philosophie und Erkenntnistheorie, sie führten nicht in die Wirklichkeit und in das volle Leben.

Meine Cousine, Alix von Scholtz, mein Vetter Rudi von Scholtz, mein Bruder und ich führten zeitweise ein gemeinsames Tagebuch. Jede Seite dieses Tagebuchs war in vier Kolonnen geteilt und jeder von uns konnte eine dieser Kolonnen für sein Tagebuch verwenden. In einer übermütigen Stimmung stellte Alix von Scholtz die etwas frech und anzüglich gemeinte Frage, wo sich wer in diesem Augenblick in Gedanken befände. Das sollte jeder aufschreiben. Ich hatte meine Kolonne völlig frei gelassen und nichts geschrieben. Nur ganz unten hatte ich den Vermerk gemacht: „Ich bin unten, tief, tief unten“. Weder ich, noch einer meiner Kameraden war von dieser Äußerung betroffen. Sie wurde als ein geistreicher Witz aufgefaßt. Es wurde über sie wie über einen originellen Einfall gelacht. Daß ich damals tatsächlich tief, tief unten war, ist mir erst nach Jahrzehnten klar geworden. Indessen war ich in keiner Weise in einer „weltschmerzlichen“ Stimmung. Mein philosophisches Tagebuch, das ich mit ziemlicher Regelmäßigkeit führte, war voller überströmender Gedanken, voller logischer Analysen; es schloß mit einer Staatslehre ab, die völlig eindeutig kommunistisch war. Die Menschen, die sich im Wandervogel um mich, meinen Bruder und Fritz von Baussnern versammelten, hatten mit meinen philosophischen Gedanken kaum Berührung. Sie waren alle voll von jenem Leben, von jenen Realitäten, zu denen Erkenntnistheorie niemals führen konnte. Mein philosophisches Tagebuch enthält eine Serie von Zeugnissen über meine Einsamkeit und die Abseitigkeit meiner Gedanken. Ich war ein von dürren Gedanken gequälter Zuschauer eines um mich herum überquellenden Lebens. Wirklich gelebt haben mein Bruder, mein Vetter Rudi von Scholtz und meine Cousine Alix.

Fritz von Baussnern spielte Theater, trotz seiner körperlichen Behinderung. Er inszenierte Theaterstücke, er richtete Leseabende ein. So spielte er in der „Iphigenie“ von Goethe den Orestes, mein Bruder den Pylades,

Rudi von Scholtz den Thoas. Zu unserem theatralischen Repertoire gehörten auch die „Geschwister“ von Goethe, die „Gespenster“ von Ibsen und „Der Tod des Empedokles“ von Hölderlin. Es wurde auch sehr viel mit verteilten Rollen gelesen. Zu den bevorzugten Dichtern gehörten Grillparzer, Schiller, Hans Sachs und Ibsen. Unsere schauspielerischen dramatischen Interessen wurden durch das sehr intensive Theaterleben, das vom weimarischen Hoftheater ausging, fortlaufend belebt.

Zur Faschingszeit ging es hoch her. Diese Zeit wurde durch die Einfälle der Studenten der weimarischen Kunstakademie und durch die Angehörigen der Musikschule gestaltet. Bei all diesem Treiben war ich meist nur Zuschauer. Mitgestalter waren Fritz von Baussnern, mein Bruder und mein Vetter Rudi von Scholtz.

Mein Vater hatte in der Nähe von Petersburg ein Sanatorium, d. h. eine Wasesrheilanstalt, in welcher er im Sommer seine Praxis ausübte. Er war ein Schüler des französischen Psychiaters Charcot und hatte in Paris um die gleiche Zeit studiert, wie Sigmund Freud. Im Winter lebte er als unbeschwerter Mann in Weimar. Er besuchte die Kunsthochschule und malte sehr viel. Seine Petersburger Praxis hat er aus diesem Grunde sehr bald aufgegeben. Wir hatten schon seit 1907 ein eigenes Zuhause mit unseren Eltern nur in den Wintermonaten gehabt. Im Sommer waren meine Eltern in Hungerburg. In dieser Zeit blieben mein Bruder und ich in der Obhut der Schwester meiner Mutter in Weimar. Diese Schwester mit Namen Zila Petersen war eine einzigartige Persönlichkeit, ein weiblicher Nathan der Weise. Sie war Jahrzehnte lang Mitvorsteherin eines internationalen Mädcheninstitutes in Neapel gewesen und durch sie bekam der Verkehr in unserem Hause eine Art weltweiten Schwung. Uns besuchten auch öfters frühere Schülerinnen der Tante Zila jüdischer Herkunft, aber italienischer Staatsangehörigkeit. Eines Tages erschien bei uns auch ein jüdischer Student namens Fritz Heinemann aus Lüneburg. Er war zuletzt Professor an der Universität Oxford. Dieser Fritz Heinemann, damals Student der Philosophie an der Universität Marburg, ein Vollblutjude, kam mit Tante Zila Petersen sehr schnell ins Gespräch. In einer Unterhaltung mit mir spann er die mit Robert-Tornow angeknüpften Fäden weiter fort und machte mich für den Neukantianismus der Marburger Schule offen und bereit. Nachdem er sich mehrere Tage hindurch mit meiner Tante unterhalten hatte, zog er mit großem Pathos den Schluß aus dem Zusammensein mit ihr mit folgenden Worten: „Ich habe das Glück, einen Menschen kennengelernt zu haben“.

In der Wandervogelortgruppe Weimar spielte es keine Rolle, ob jemand jüdisch, halb-jüdisch oder vierteljüdisch war. Unsere Gruppe bestand aus jungen Leuten, die aus weitbekannten, hochgeistigen Familien kamen. Zum Beispiel: Eduard Bulle war der Sohn des seinerzeit in wissenschaftlichen Kreisen bekannten und angesehenen Herausgebers des Deutsch-Italienischen

Lexikons „Bulle-Rigotini“. Meine Cousine Alix von Scholtz war mit Eva von Wilamowitz befreundet. Diese war wiederum verwandt mit dem weltberühmten klassischen Philologen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf. Zu unserem Kreise gehörten auch die Kinder des Hofpredigers Dilthey, der verwandt war mit dem Philosophen Dilthey. Der Leiter der Kunstschule war der Worpweder Maler Hans Olde, dessen vier Kinder auch zu uns gehörten. Erwähnt habe ich bereits Fritz von Bausnern, den Sohn Waldemar von Bausnerns.

Gegen Ende meines Pennäleraufenthaltes in Weimar kam ich auf die ausgefallene Idee, in den Ferien ins Exil zugehen. Ich wollte in einem Bauernhause eines benachbarten Dorfes in völliger geistiger Abgeschlossenheit leben. Auf einen großen Handkarren packte ich Matratzen, Bettsachen, Eßgeräte und allerlei anders Zubehör, nicht zu vergessen den Nachttopf, und zog damit auf ein Dorf. Niemand kannte meinen Aufenthaltsort, außer meiner Mutter. Ich nährte mich von Semmeln und Ziegenmilch und bewältigte jeden Tag ein Pensum von einigen hundert Seiten Lektüre. Dazu gehörte der „Emile“ von Rousseau, Herders „Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit“, dann Kants „Kritik der reinen Vernunft“ und die Schriften von Hamann, des Magus vom Norden. Geheimnisumwittert war auch für mich selber das, was ich suchte. Ich suchte den Gegenstand. Dazu sollte mir ein ganz modernes Buch verhelfen. Es war „Der Gegenstand der Erkenntnis“ von Heinrich Rickert. Ich suchte eigentlich den ganz konkreten Gegenstand. Ich war aber sehr weit davon entfernt, denn ich war ganz ergriffen von der Idee dieses Buches. In dem Buch wurde nämlich folgendes offenbart: Im Sinne des Neukantianismus ist Gegenstand der Erkenntnis kein bestimmter Gegenstand im üblichen Sinne, sondern die Stimme des Gewissens. Die befiehlt, man solle der wahren Erkenntnis nachgehen. Also ist nicht eine Erkenntnis Gegenstand der Erkenntnis sondern der „Stille Befehl“ einer inneren Stimme. Nach 60 Jahren schaue ich mit Bewunderung zu den Leuten auf, die damals mit großer Nachsicht einen philosophierenden Pennäler duldeten, der sich von so windigen philosophischen Gedanken nährte. Er war gegen Robert-Tornow ausgezogen, um den philosophischen Idealismus zu liquidieren, und hatte sich in diesen Lehren erst recht verfangen.

Auf den eigentlich tragenden Gedanken der Liquidierung des deutschen philosophischen Idealismus war ich nicht gekommen und der hätte so lauten müssen: „Die Erkenntnis kommt nur durch Arbeit, nur durch Werkstücke, die der Mensch geschaffen hat über sich selbst hinaus. Nur das vom Menschen geschaffene Werk ist ein Teil der Natur und gleichzeitig ein Teil seines eigenen Innern. Nur wenn der Mensch was kann, kommt er über sich selber hinaus. Ein bloßer Gedanke an sein Können ist noch kein Können.“ Die Lösung meines Problems in diesem Sinne setzte im Jahre 1912 in Marburg ein, als mir die Grundgedanken einer Dialektik zwischen Können und

Nichtkönnen in den Sinn kamen. In jener Zeit, als es auch zur Gründung der Akademischen Vereinigung kam.

Wie ein Wunder erscheint es mir, daß mich die damaligen Mädchen der Gesellschaft und des Wandervogels in Weimar akzeptierten, obwohl sie mich als „abstrakt“ bemängelten. Mein Vetter Rudi sonnte sich zu Zeiten an den Ufern eines kühlen Fließchens mit seiner Freundin, sie badeten splinternackt, und ich fand es sehr schön. Indessen brachte ich es nicht fertig, mit einem Mädchen das gleiche zu tun. In meinem philosophischen Tagebuch finden sich Äußerungen über Sexualität, die von Spannungen und inneren Konflikten zeugen. Ich gebe sie im Auszug wieder.

29. Juli 1910.

„Das Weib ist die Natur selbst. In ihr ist fast alles Natur. Das Durchschnittsweib kennt keine höheren Kräfte, keine Ideale, die ihr vorschweben. Sie kennt keine freien Entschließungen, sondern wie dumpfes Triebleben drängt sich alles aus ihrer Seele, quillt ihr selber unbewußt, unheimlich, unaufhaltsam hervor. Und alles, alles der Natur zu liebe. Das Weib ist das große Werkzeug der Natur, was es tut, handelt es, weil's die Natur erfordert.“

Nach 4 Wochen schrieb ich folgendes ins Tagebuch:

„Die Geschlechterliebe ist das Herrlichste, was es gibt. In ihr harmonisieren der blinde Naturtrieb mit dem Streben des Willens zum Willen, des Geistes zum Geist. Die Geschlechterliebe ist ein schöner Ausdruck dafür, daß Natur und Wille Hand in Hand gehen können. Aus jenem Zusammenwirken von Trieb und Willen ergibt sich die süßeste Harmonie. In der Geschlechterliebe drückt sich die Liebe von Mensch zu Mensch am reinsten, freiesten und klarsten aus, denn hier folgt die Natur, die sonst gewaltsam wirkt, gar willig einer anderen Macht, es gibt keine Hindernisse, keine Widerwärtigkeiten zu überwinden.“

Vergeblich krame ich in meinen Erinnerungen nach einem Weibe, mit dem ich Erlebnisse so aufwühlender Art gehabt haben könnte, die sich so spiegeln könnten wie die Eindrücke in meinem philosophischen Tagebuch. Irgendwelche dumpf erlebten Begegnungen mit Mädchen aus vergangenen Jahren müssen solche Tagebuchäußerungen veranlaßt haben. Ob ich derartige Gedanken bei irgendwelchen Schriftstellern zusammengelesen habe, weiß ich nicht. In deutlicher Erinnerung sind mir vier oder fünf Mädchen geblieben. Einige sind abgebildet im „Wandervogel-Bildatlas“ S. 94.

Etwa im Jahre 1909 begaben sich Fritz von Bausnern, mein Bruder, Eduard Bulle und ich mit abenteuerlichem Gepäck in den Frankenwald. Der Anblick der Gruppe war wild, abenteuerlich, es war, als ob eine Verbrecherbande in weite Fernen auszog. Man konnte annehmen, daß diese Gesellen zu Mord und Totschlag, kurz und gut zu allem bereit sein könnten. Auf dem Bahnsteig des Bahnhofes Weimar hatten sie ihre Kochtöpfe, vielfarbige Matratzen, Musikinstrumente, Hängematten und Handkarren

ausgebreitet. Sie sangen, sie gröhlten unheimlich Lieder, einer blies auf einer silbernen Trompete altdeutsche Volkslieder, ein anderer hielt auf der Geige mit, und die Gitarre gab der ganzen Musik einen dumpfen Hintergrund. Es waren aber keine Mädchen dabei. Das Unternehmen machte einen polizeiwidrigen Eindruck, die Reisenden hielten sozusagen den Atem an und kein Mensch ahnte, wie sanft und zart es im Innern dieser jungen Leute aussah. Ein noch größeres Aufsehen bereitete die Gruppe, als sie auf einer kleinen Station im Frankenwalde ausstieg und den Marsch zu ihrem Bestimmungsort antrat. Bauern der umliegenden Dörfer folgten der unheimlichen Gesellschaft. In einem entlegenen Dorf des Frankenwaldes wurden sie dann verhaftet und eine Nacht hindurch in Gewahrsam gehalten. In den benachbarten Dörfern hatte sich der Ruf verbreitet, die jungen Leute wären an einem Mord beteiligt gewesen. Nachdem die Harmlosigkeit der vier jungen Leute sich herausgestellt hatte, wurden sie in einem einsamen Bauerngehöft wohl aufgenommen und verlebten dort vier sommerliche Ferienwochen. In dieser Zeit wurden sie auch von den erwähnten vier Mädchen besucht. Während die Jungen auf dem Fußboden der geräumigen Küche schliefen, richteten sich die Mädchen auf dem Heuboden ein. Mit dem Bauern verstanden wir uns sehr gut, bloß in einem Punkte kamen wir nicht überein. Fritz von Bausnern las an manchen Abenden unter Beisein der Mädchen bis tief in die Nacht Balladen vor und Liebesgedichte. Die Bauern hörten andächtig, aber ohne Verständnis zu. Als eines Nachts die Mädchen schon frühzeitig in das Heulager gegangen waren, spuckte ein Bauer ärgerlich aus. Die pathetische Deklamation hatte ihm offenbar nicht gefallen. „Der hat sich aber angestrengt“. Nach einiger Zeit murmelte er immer wieder in sich hinein: „Ihr wißt wahrhaftig nicht, wozu die Mädchen eigentlich da sind.“ Diese Äußerung bereitete mir einigen Unmut, zumal ich erfahren hatte, daß einem der im Heu kampierenden Mädchen nicht recht wohl zumute war. Das war die Tochter des damals sehr weit bekannten Malers Friedjof Smith, einem Schüler aus der Gruppe um Makart. Ich kam mit dem Mädchen in ein nächtliches Gespräch. Es war ein Mädchen, von dem wir sagten: „Es ist ein steiles Mädchen“. Sie erzählte mir unter anderem, ihre Mutter habe ihr dummes Zeug gesagt, jedem Mädchen würde irgendeinmal unwohl werden. Das könne ihr aber nie passieren. Nach einiger Zeit war sie zum See hinausgeschwommen, danach erzählte sie mir: „Nachdem ich eine Stunde geschwommen war, wurde ich unwohl.“ So etwa sahen damals unsere Begegnungen mit Mädchen aus. Der Bauer spuckte nur aus. Ada war klar, schlank und klug, ihre Schwester Dita hatte etwas Hintergründiges und Aufreizendes. Die Mutter war Vollblutjüdin aus Wien, der Vater Norweger. Obwohl sie wegen ihrer kleinen Hände nur mit Mühe eine Dezime fassen konnte, war die Mutter in Wien als bedeutende Pianistin bekannt. Dita war schwarzhaarig und wirkte fast wie eine Zigeunerin. Sie war von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt, so sah

es aus. Aber in Wirklichkeit war nichts davon zu spüren. Mit zunehmenden Jahren kam sie der Anthroposophie immer näher und nahm ein immer edleres Gehabe an. Keines der Mädchen hatte etwas vom Könnertum seiner Eltern geerbt. Trotzdem aber gaben sie der Ortsgruppe Weimar künstlerisches und menschliches Niveau. Sie hatten einen strengen und kultivierten Geschmack.

Ich konnte eigentlich mit keinem Mädchen etwas rechtes anfangen, war aber immer in irgend ein Mädchen außerordentlich verliebt. Wäre es möglich, die Zeit zurückzublenzen, so würde man auf einen schmalen Flur stoßen und auf ein dreibeiniges Tischchen mit dürren Beinen. Man würde eine blutbespritzte Tischplatte sehen, der weinende Liebhaber, der an dem Tischchen saß, war ich. Die Blutspuren waren nichts Ungeheuerliches, sie rührten vom Nasenbluten her, aber die Tränen kamen vom Kummer um Elli Bösneck. In eiliger Hast schrieb ich Seite um Seite die Geschichte meiner Liebe auf. Ab und zu guckte meine Mutter über meine Schulter, sagte aber nichts. Elli Bösneck war ein zierliches und schlankes Mädchen, ebenso hochgestreckt wie der Tisch, den ich zwischen den Knien festhalten mußte. Ich mußte mir meinen Kummer von der Seele schreiben. Ich hatte nicht nur meine Mädchen und meinen Freund verloren, ich hatte entdeckt, daß ich viel zu ungefüge war, um mich jemals einem Mädchen vernehmbar zu machen. Elli Bösneck war aus reicher Familie und literarisch sehr kultiviert. Meine Neigung für den Dichter Ernst von Wildenbruch tat sie mit sanften Worten ab: „Er ist nur ein Trompeter und doch bin ich ihm gut.“ Mein Freund Franz hatte das Rennen gewonnen. Während ich ihr Bilder malte, welche die Gegenstände natürlich nachbildeten, waren die Aquarelle meines Freundes so keck, eigenwillig und spitz, wie das kleine Tischchen, an dem ich saß. Noch vor wenigen Stunden hatte ich vor ihr gekniet. Als sie den Weinenden emporheben wollte, rutschte sie aus und machte dabei einen so staksigen und ungraziösen Eindruck, daß alle früheren Eindrücke von Lieblichkeit und Grazie zunichte gemacht wurden. Im gleichen Augenblick trat Franz ins Zimmer. Am nächsten Abend war eine Tanzerei und bei der Damenwahl umfaßten zwei Mädchenhände meine Augen, ich machte mich frei und erblickte die Zigeunerin Dita Smith. Aber dieser Sieg war dann der Anfang einer Kette von kleinen Siegen und großen Niederlagen. Mit Recht hatte der Bauer ausgespuckt, wir wüßten nicht, was wir mit Mädchen anfangen sollten. Die Annäherungen kamen nicht über Gedichte, Zeichnungen und Deklamationen hinaus. Ich selber war sehr erfüllt von dem Gefühl, daß die Art, wie die anderen die Liebe beschrieben, etwas Schönes und Wundervolles wäre. Über das Liebesleben von damals könnte ich seitenweise berichten, es wären aber sehr langweilige und eintönige Berichte. Jedenfalls würde aus ihnen zu entnehmen sein, daß ich bei den Mädchen den Spitznamen „der Taps“ sehr wohlverdienterweise hatte.

Der Umgang mit der Umwelt, den wir als Wandervogel pfl egten, hatte an sich nichts Originelles an sich. Durch das weimarische Hoftheater wurden wir immer wieder mit den großen kulturellen Traditionen der deutschen Klassik in Beziehung gebracht. Franz und ich hatten um das Jahr 1910 etwa eine Fahrt an den Gardasee unternommen. Sie war von einer intensiven Italiensehnsucht getragen. Diese Italiensehnsucht wurde nicht durch das Wandervogelleben genährt, sie war literarischen Ursprungs. Immer wieder erfuhren wir von der großen Italiensehnsucht des jungen Goethe, und so entschlossen wir uns, den Marsch über den St. Gotthardt anzutreten und unserer unbändigen Sehnsucht nach dem italienischen Süden zu folgen. Diese Sehnsucht empfanden wir als ausgesprochen deutsch. Diese Art des deutschen Selbstbewußtseins wurde immer wieder durch das deutsche Theater lebendig erhalten. Mit großer innerer Anteilnahme erlebten wir den Tasso, folgten mit großer Leidenschaft Goethes Faust I. und II. Teil.

Indessen waren alle diese Erlebnisse sehr stark literarisch bezogen und konnten sich in keiner Weise mit der Wucht und dem Gewicht eines anderen Erlebnisses messen, das für meine Erinnerungen einmalig ist und durch kein späteres Ereignis überholt wurde. Es war ein politisch folgenloses, unbedeutendes Ereignis, dessen Wucht in der Geschichte des Wandervogels in keiner Weise dem entspricht, was es für mich bedeutete. Das war die im Jahre 1910 erstmalig erfolgte große Zusammenkunft aller Wandervogel auf der Sachsenburg im Kyffhäusergebirge (Kundenkonvent auf der Sachsenburg). Den tiefen Eindruck, den auf mich diese Zusammenkunft aller Wandervogel aus ganz Deutschland machte, kann ich nur schildern, indem ich die Ausstrahlungen der Stadt Weimar in ihrer historischen und gegenwärtigen Leuchtkraft vergegenwärtige. Die Einzigartigkeit und Einmaligkeit deutschen Wesens wurde uns immer wieder eingepreßt durch die Wallfahrtstätten, zu denen die Menschen aus aller Welt strömten, das waren: Das Goethehaus, das Schillerhaus, der weimarische Park, das großherzogliche Theater, das Goethe- und Schiller-Archiv. Großen Einfluß auf unser Deutschbewußtsein übte Carlyle aus durch sein Werk „Arbeiten und nicht verzweifeln“. Das Wort „Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen machen“ war damals im Umgang. Indessen hat kein Mensch der damaligen Generation eine Ahnung und einen Schimmer davon gehabt, daß alle diese Verherrlichungen deutschen Wesens unerkannterweise und uneingeständenerweise Motivationen für einen Weltkrieg abgeben würden, der seinen Sinn dadurch bekommen sollte, das deutsche Wesen vor dem Untergang zu retten.

Das große Treffen auf der Sachsenburg hat auf mich einen so gewaltigen Eindruck gemacht, weil in dem damaligen Miteinander keinerlei von jenen dämonischen und gefährlichen Gelüsten mitschwangen, welche später auf Jahrzehnte hin das Weltbewußtsein der Menschen vergifteten. Vielleicht

habe ich dieses Zusammensein auch falsch gedeutet, ich will es aber nunmehr schildern, wie es sich mir in seiner ganzen Größe und Harmlosigkeit darbot als ein Zusammensein von Größe, Innigkeit und Wucht, aber ohne Fanfaren und Trompeten, ohne Trommelwirbel und Paukenschlag.

In der Nähe des Kyffhäusers, zu Füßen einer steilen Burg, erlebten wir etwas sehr Großes, vielleicht war es Deutschland, vielleicht war es noch mehr als das. Hier war die Buntheit der Fahnen und Wimpel wie ein süßer Schauer, ein Sinn in sich und für sich. Hier tön ten Lieder, so gesungen, wie wir sie noch nie hatten singen hören. Jeder konnte er selbst sein. Da war keine Hemmung, keine Gewaltordnung, kein Zwang, kein Kommando, jedenfalls keines, dessen man sich in späteren Tagen erinnern konnte. Aber es ging alles vonstatten. Da gab es schon etwas, was leitete, einen geheimen Geist, hier gabs ein Leitendes, nicht zu Nennendes, etwas, das die Befehle gab, vor denen sich nicht zu beugen jedermann beschämt gewesen wäre.

Im „Zupfgeigenhansel“ war vieles von dieser Allgewalt in den frühesten Auflagen eingefangen. Aus den Lagerfeuern stieg es zum Himmel, und im gewaltigen Kreise von bunten Gewändern und leuchtenden Gesichtern, der das gemeinsame Feuer umfing, sangen die Geigen mit wimmernden Mandolinen. Nicht wie im Orchester, sondern beinahe heimlich, sehr stille, fast lautlos fand jeder das allen Gemeinsame „a“, wie von selber erhob sich ein Gesang.

Das war schon etwas Großes, wie wir das Holz zu den Feuern heranschafften, von überall her, alles, was brennen konnte auf die Feuerstelle warfen. Und es war auch etwas, Hans Breuer zu sehen, den Kunden, den echtsten unter allen Kunden. Hier war kein Goethe, kein Schiller, hier war eigentlich nichts von dem, was sonst alles galt, aber eben darum war hier alles. In diesem Bannkreis war alles gestrichen, was laut und drohend „Hier Deutschland“ rief, und doch war hier mehr vom Heimatland als in den Straßen Weimars, mehr als im Goethehaus, im Hoftheater oder an sonstigen Ruhmesstätten, die der Ausländer bewundernd oder kopfschüttelnd zu betrachten pfl egt. Da lebten über tausend Mann zusammen und jeder sozusagen ohne Hemmung zu seinem Äußersten, Eigensten vorangetrieben. Jeder nach seiner Zünftigkeit. Dieses Zusammensein war der erste Atemzug der Jugendbewegung und der letzte. Wer dieses, die Sachsenburg, den Hohen Meißner und den Hanstein erlebt hat, wird das wissen. Denn Hanstein und Hoher Meißner standen bereits unter dem Zeichen der Angst. Da war wohl kaum ein Gescheiter, sicherlich aber auch viele weniger klar sehende Köpfe, der nicht irgendwie fühlte und fürchtete, das schöne Spielzeug könne ihm oder allen oder einem Teil genommen werden. Unter diesem Zeichen der Angst fand man jene berühmte Formulierung, die in sich widerspruchsvoll war und daher nichts gezeugt, aber alles verwischt hat:

„Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Ver-

antwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Zur gegenseitigen Verständigung werden Freideutsche Jugendtage abgehalten. Alle gemeinsamen Veranstaltungen sind alkohol- und nikotinfrei.“

„Nicht im Kriege ist die Jugendbewegung erstickt, sondern weil ihr erster und letzter Atemzug wohl Berge, Flüsse und Himmel und Wolken atmete, nicht aber jenen Himmel, dessen Widerspiel die Hölle ist, nicht jenen Staub, der den Stiefeln des Geistes anhaftet, wenn er die weiten menschlichen Herzen durchwandert, nicht jenen Wolken zuschaute, die das Schicksal der Völker beschatten. Wie zu einem Letzten, nicht zu Entreisenden war die Jugendbewegung zur Natur hinausgezogen, das ängstliche Ziel der alten Generation mit den kläglichen Spielzeugen von Ehre, Freiheit, Vaterland oder mit dem Wahn am Schafte des Kreuzes hinter sich lassend, sie war bereit herzugeben, sich zu beugen, aber sie zog nur in die Wälder, sie tat nichts anderes als nur in die Berge, zu den Wolken emporzusteigen, nur dort suchte sie, nur dort verstand sie, sich selber zu finden oder Gott. Nur dort wußte sie vom DU des Menschen. Ihr erster und ihr letzter Atemzug war halb gewesen, denn als sie zu den Wäldern menschlicher Qual, politischer Wirrnis, weltanschaulicher Enge, zu dem Jammer der Geschlechter kam, als sie die tropischen Düfte der Erotik durchstreifte, verlor sie Blick und Klarheit, sie verlor alles, sie wurde doktrinär.“

Ihr Beginnen möchte man dem Willen nach als löblich bezeichnen. Aber man wundert sich, wenn man selbst den ersten Atemzug der Jugendbewegung getan hat, man wundert sich, daß sie eines heute nicht tun können, daß sie nicht wandern im Reiche aller Seelen.“

Diese etwas verblasene und sentimentale Formulierung entstammt meinen Niederschriften aus dem Jahre 1928 und aus Gedankengängen aus der Zeit davor. Als ich im Frühjahr 1911 an der Universität Marburg immatrikuliert worden war, machte ich mich keineswegs daran, die Marburger Wandervogelstudenten im Reiche aller Seelen herum zu führen. Ganz im Gegenteil, ich ließ mich in den Vorstand des Marburger Akademischen Wandervogels wählen und startete im gleichen Sommer 1911 ein monströses und überdimensionales Sommerfest, das ich dann unter dem Titel „Bruno Lemke und das Palminfest“ in einem Aufsatz „Jugendbewegung und Universität“ in der „Neuen Sammlung“ 3. Jahrgang (1963) sehr genau beschrieben habe. Jetzt auch in „Die Wandervogelzeit, Hg. W. Kindt (Dokumentation der Jugendbewegung 2) 1968, S. 396 — 404.“

In der Rückschau auf meine Petersburger Erlebnisse bot sich mir in den Jahren 1905 — 1912 ein sehr eindeutige Interpretation all dessen, was unter den Wandervogelstudenten geschah. Die einzelnen Wandervogel und Wandervogelgrüppchen wollten alle ein und dasselbe. Sie suchten die Wahrheit. Aber das, was sie suchten und verwirklichen wollten, war in einer wesentlichen Hinsicht nicht dasselbe. Obwohl sie glaubten die „Wahrheit“

zu suchen, suchte jeder Suchende seine Wahrheit. Sie suchten alle die Gründung einer Wandervogelorganisation, die auf die Universität Bezug hatte. Die einen dieser erstrebten studentischen Gemeinschaften wollten das Hauptgewicht auf die Pflege des „Teutschums“ legen, die anderen auf Impfgegnerschaft, wieder andere auf sportliche Körperkultur. Sie suchten also dasselbe und doch nicht dasselbe. Diese Situation bedeutete einen Schrei nach Gemeinschaft unter den jeweils Andersdenkenden; die Lösung dieses Widerspruchs konnte nur in der Gründung einer Organisation, wie es die Akademische Vereinigung war, gefunden werden. Die Entstehung der Akademischen Vereinigung habe ich in meinem Buche „Sein zum Tode“ (1955) ausführlich geschildert. Diese Gründung war der Niederschlag der in Petersburg gewonnenen wissenschaftlichen, soziologischen und politischen Einsichten.

Die Akademische Vereinigung sollte jedem Mitglied ermöglichen, selbstständig seine Wahrheit zu finden, dabei aber enthielt sich die Vereinigung als Ganzes aller Versuche durch Satzungen oder anderes ihre Mitglieder zu beeinflussen. Sie war als Ganzes neutral, verlangte aber von ihren Mitgliedern alles andere als Neutralität, blasse Zurückhaltung und Indifferenz. Es wurde sogar einmal ein Mitglied ausgeschlossen, weil es nichts unternahm, um seine eigene Indifferenz, Unentschlossenheit und Problemblindheit zu überwinden.

Beim Wandern im Sinne des Wandervogels tat niemand in extremer Weise dasselbe, wie der andere. So etwas gab es nur beim Marschieren. Beim Wandern verhielt sich jeder anders und dennoch taten sie Identisches. Beim Wandern im Reich der Seelen sollte es ebenso sein. Es zeigte sich aber in der Folge der Jahre, daß diese Kombination von Identität und Nicht-Identität nur im Zuge eines mühevollen geistigen Arbeitsprozesses gewonnen werden konnte.

Die Durchführung dieses Arbeitsprozesses lag der neugegründeten Akademischen Vereinigung ob. Auf den wissenschaftlichen Abenden wurde keine Fachwissenschaft betrieben, es wurde aber darüber gesprochen, und zwar sehr leidenschaftlich, welche Wissensgebiete, welche möglichen Erkenntnisse so recht eigentlich auf den Mensch als Menschen bezogen waren. Die Akademische Vereinigung suchte die Wissenschaft zu betreiben, um immer wieder neu zu ergünden, in welcher Hinsicht und in welcher Weise die Wissenschaft den Menschen etwas angeht. Das konnte sie nur verwirklichen, indem sie keinerlei Satzungen duldete, welche diese Fragen dogmatisch im Sinne starrer Vorurteile zu lösen trachteten.

DIE TOC H-HOUSE BEWEGUNG

Max Hienerwadel

Vorbemerkung

Im letzterschienenen 3. Archiv-Jahrbuch 1971 war auf Seite 37 bei der Erwähnung des Feldwandervogels im ersten Weltkrieg der englischen Soldatengemeinschaft, der "Toc-H-house"-Bewegung als einer Bruderschaft ähnlichen Charakters gedacht worden. Eine Darstellung der Entstehung und der Geschichte dieser Bewegung war hier in Deutschland noch nicht erschienen. Nun stellte sich heraus, daß ein Kollege und Freund aus meiner Berufszeit bei der Staatsbank in Berlin in Beziehung zu Toc H stand und sogar dieser Gemeinschaft als deutsches Mitglied angehörte. Er wurde daraufhin von mir um einen Beitrag über die Toc-H-house-Bewegung gebeten. Fast gleichzeitig mit diesem Beitrag ging mir aus Nachlaßpapieren des vor einigen Jahren verstorbenen Pfadfinders Ludwig Breitwieser, Offenbach, selbst ein Englandfreund und Shakespeareforscher, die Nachricht von einer Freundschaft Breitwiesers mit einem englischen Studienkommitonen während der Jahre 1913 und 1914 zu. Über den jungen englischen Freund, Charles Hamilton Sorley schrieb Breitwieser: „Sorley war ein Freund der deutschen Jugendbewegung und studierte 1913/1914 an der Universität Rostock und im Sommer 1914 in Jena bei Eucken. Wir kannten einander nicht persönlich, aber unsere ideelle Einstellung war eine sehr ähnliche. Während meine Freunde Theodor Haubach, Carlo Mierendorff, August Noack, Rolf Schnauber und ich das Sauerland und das Lahntal durchwanderten, befand sich Sorley mit deutschen Freunden auf einer wochenlangen Fahrt im Moseltal. Wir wurden vom ersten Weltkrieg überrascht, Sorley fuhr sofort nach England, meldete sich freiwillig, wurde 19jährig Offizier und fiel am 13. Oktober 1915, zwanzigjährig, als Hauptmann bei Hulluch in Flandern. Dort lag er meinen Kameraden gegenüber, die sich ebenfalls sofort kriegsfreiwillig gemeldet hatten. (Noack fiel noch 1914)“. Sorley war einer der edelsten Vertreter der englischen Jugend von 1914. Ein von Sorley hinterlassenes Sonnet lassen wir mit der Übersetzung von Breitwieser hier folgen.

TO GERMANY

You are blind like us. Your hurt no man designed,
And no man claims the conquest of your land.
But grepers both, through fields of thought confined
We stumble and we do not understand.

You only saw your Future, bigly planned,
And we the tapering paths of our own mind,
And in each other's way we stand,
And hiss and hate. And the blind fight the blind.

When it is peace, then we may view again
With new-won eyes each other's truer form,
And wonder. Grown more loving, kind, and warm.

We'll grasp firm hands and lough at the old pain,
When it is peace. — But until peace the storm
The darkness and the thunder an the rain.

AN DEUTSCHLAND

Blind bist du so wie wir. Doch niemand dachte dran
Zu schmähen dich, zu schmälern deine Lande.
Wie Blinde tappen wir dahin in dunklem Wahn.
Zu tiefst verstrickt in engen Denkens Bande.

Du sahst nur deine Zukunft, weit gespannt,
Wir nur des eignen Wollens festgelegten Plan,
Und wir bekämpfen uns, in blinden Haß verrannt;
Kampf ist die Losung, Kampf der ewig blinde Wahn.

Doch wenn einst Friede ist, so mag es sein,
Daß wir erkennen unsere wahrere Gestalt,
Verlachen nur die finstern Zeiten der Gewalt.

Die Händ' einander bietend: Kommt! Schlagt ein! —
Ja, wenn einst Friede ist! — Doch nun, vom Sturm geballt
Stürzt dunkles Verhängnis uns in Not und Pein!

Als Vermächtnis jener Generation, der ein Sorley angehörte, soll gelten sein Wort, daß wir erkennen gegenüber finsternen Zeiten der Gewalt unsere wahrere Gestalt in wachsendem gegenseitigen Vertrauen. Hans Wolf

Am 30. Juli 1915 war Gilbert Talbot, der jüngste Sohn des Bischofs von Winchester, bei Hooge im Ypern-Bogen, während des Stellungskrieges in Flandern im 1. Weltkrieg gefallen. Sein älterer Bruder Neville war zu dieser Zeit Senior Chaplain der 6. Britischen Division im Ypern-Sektor und Rev. P. B. Clayton, später allgemein als "Tubby" Clayton bekannt, 29 Jahre, einer seiner Kapläne. In der nächsten noch bewohnbaren Stadt, Poperinghe, 6 Meilen westlich von Ypern, sollte ein Soldatenheim eingerichtet werden. Man mietete von einem belgischen Eigentümer ein passendes Haus, und Tubby Clayton wurde beauftragt es einzurichten und zu leiten. * Aber wie sollte es genannt werden! „Kirchen-Haus"? Nein, das ging nicht. Laß es uns „Talbot-Haus" nennen, als Entgegenkommen Neville gegenüber und in Erinnerung an Gilbert. Die Armee zog den Na-

men rasch in die Anfangsbuchstaben zusammen „T.H.“ und nach dem Brauch der Signalgäste und Funker wurden die Buchstaben wie beim Buchstabieren im Fernsprecher „Toc Eitsch“ ausgesprochen. Und dabei blieb es. Im schlichten „Upper Room“, dem Dachboden dieses Soldatenheims, trafen sich während der Kämpfe in Flandern britische Soldaten, die das Soldatenheim besuchten, zu besinnlichen Minuten und stiller Andacht, bevor sie an die nahe Front vorrücken mußten, in Ungewißheit und oft in den Tod. Sie waren angetan von dem Geist und der Wärme, die in diesem Heim herrschte. Und offenbarten sich dem jungen Heimleiter Tubby Clayton in Gesprächen bekannt als „Tales of Talbot House“ (Gespräche im Talbot-Haus). Die Erfahrungen waren zu lebendig, die gewonnene Freundschaft zu tief, als daß sie beim Waffenstillstand 1918 und bei der folgenden Schließung des Heims 1919 leicht aufgegeben werden konnten. Wer denkt da nicht an Walter Flex und seine Gespräche mit Ernst Wurche auf der deutschen Seite!

Die „Gründer-Mitglieder“ wollten diesen Geist der Freundschaft und praktischen Lebenshilfe, den sie als junge Soldaten erlebt hatten, in das Zivil-Leben mit hinübernehmen. Tubby half ihnen dabei. Zunächst zog er in eine Mietwohnung am Red Lion Square im Holborn-Bezirk von London und hielt dort ein „offenes Haus“. Dann in einem Haus in Queen's Gate Gardens, das im alten Landser-Jargon den Spitznamen „Toc H Mark I“ erhielt. „Mark II“ folgte im Westminster-Bezirk und „Mark III“ in Lambeth. Der Schreiber dieser Zeilen hat auf einem Feldbett in einem Schlafräum eines dieser „Mark“ 1931 als Teilnehmer an einem Toc H-Fest übernachtet und war sofort aufgenommen in eine Art Fahrt- oder Zelt-Gemeinschaft mit selbstverständlicher Herzlichkeit und Küchen- und Stubiendienst. Es galt auch hier, was an der Tür des „Upper Room“ in Poperinghe gestanden hatte: „Wer diesen Raum betritt, läßt den Dienstgrad draußen“.

Die Gäste der „Mark“ waren junge Männer, meistens Studenten, Werkleute oder Kaufleute der verschiedensten Branchen. Die Tatsachen der gemeinsamen Schlafräume, des wechselnden Obmanns, der für den Tagesablauf im Haus verantwortlich war, des besonderen Raumes der Stille, der Kapelle, und die Überlieferung der Gastfreundlichkeit und guten Nachbarschaft machten ein gutes „Mark“ aus. So entstanden nach dem 1. Weltkrieg in England 17 Marks, alle in Privat-Häusern mit Ausnahme des neuen Pridaux House in Hackney, das als erstes als Mark entworfen und von der Königin-Mutter 1962 eröffnet wurde.

1922 wurde Tubby Clayton von Erzbischof Randall Davidson als Vicar der historischen Kirche All Hallows by the-Tower im Osten von London

* Das „Old House“ in Poperinghe wurde 1929 von Lord Wakefield aufgekauft und Toc H übergeben.

nahe dem Tower eingesetzt. In der Folge wurde diese Kirche die Guild Church“ (Führungs-Kirche) von Toc H. Tubby gab die Verwaltung von Toc H an Peter Monie ab, der eine Laufbahn im indischen Zivildienst aufgab und der erste hauptamtliche Mitarbeiter von Toc H wurde.

Barclay Baron, einer der aktivsten Mitarbeiter, der auch später den Kontakt mit der Berlin-Gruppe von Toc H gepflegt hat, hatte die Idee der „Lampe“ als ein Symbol von Toc aus der Zeit der frühen Christen während ihrer Verfolgung in den Katakomben von Rom aufgenommen und fand schnell Anklang. So wurde die „Lampe der Beharrlichkeit“ (Lamp of Maintenance) das Symbol christlicher Beständigkeit von einer Generation zur anderen.

Bei der Licht-Zeremonie, dem Höhepunkt jedes Treffens von Toc H-Mitgliedern, wird in einem sonst verdunkelten Raum beim Schein der Lampe (bei kleinen Gruppen eines Leuchters oder Sturmlichts) mit bestimmten Sätzen der „älteren Brüder“ gedacht, die im Krieg geblieben sind oder im Geist der Uneigennützigkeit und der Selbstaufopferung ihr Leben vollendet haben. Alle Anwesenden bekräftigen dieses Gedenken mit den Worten: „Wir wollen uns ihrer erinnern.“ Nach einer Minute des Schweigens im Schein des einen Lichts schließt der Leiter die kurze Feier mit den Worten: „Laßt Euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen“. Und alle antworten: „Und unseren Vater im Himmel preisen“. Nach einer kurzen Pause wird die Lampe oder der Leuchter gelöscht und die übliche Raumbelichtung wieder eingeschaltet.

Bei der Einführung von Tubby Clayton als Pfarrer von All Hallows hatte der damalige Prince of Wales (der spätere König Eduard VIII.) die Schutzherrschaft über Toc H übernommen und 40 Lampen neuen Zweigen von Toc H in der Guildhall in der City von London übergeben. Das Feuer wird dazu von der stets brennenden Toc H-Lampe, die in einem vom Prince of Wales gestifteten Schrein in All Hallow verwahrt wird, übertragen. Bei jedem Toc-H-Jahresfest — der Schreiber dieser Zeilen erlebte es 1931 in der Albert-Hall — werden die Lampen neuer Zweige (Branches) von Toc H, oft von weit her in Übersee im Raum des früheren Empire, erstmals durch die kleine Flamme dieser Toc H-Lampe in All Hallow entzündet.

Nach Gewährung einer „Royal Charter“ 1922 setzte der 1. Toc H-Haupt-Ausschuß (Central Council) in einer „Main Resolution“ die eigentliche Natur der Bewegung fest: mit der Erinnerung an den Krieg blieb der Blick der Gründer natürlich auf das Talbot-Haus in Poperinghe als dem Ausgangspunkt ihrer Anregung gerichtet:

Auf die Stimme Gottes jetzt und immer zu hören;
Seinen in Christus offenbarten Willen zu erfahren und ihn furchtlos ohne Rücksicht auf die Meinung der Welt oder Erfolge für einem selbst oder die Familie bis zum Ende durchzuführen:

“To think fairly, to love widely, to witness humbly, to build bravely“

(Rein denken, umfassend lieben, bescheiden bezeugen, tapfer aufbauen)

Sie haben darnach gelebt und gehandelt, auch als den demobilisierten Soldaten des 1. Weltkrieges andere Generationen junger Männer in der weiten englischen Welt nachrückten, seit 1922 unterstützt durch die “League of Woman Helpers of Toc H“ (die „Frauenhilfe von Toc H“), unter der Leitung von Alison Macfie, „Mac“ genannt, die Tubby als Krankenschwester in den Jahren von Poperinghe gewonnen hatte und die der Bewegung bis zu ihrem Tod 1963 treu blieb. 1952 wurde dieser Zweig von Toc H in „Toc H Women’s Association“ (Toc H Frauen-Vereinigung) umbenannt.

In der weiteren Folge wurden Gruppen und Zweige (Branches) in Distrikte zusammengefaßt, diese weiter in Bereiche (Areas). Schließlich über die Länder des Empire und Commonwealth hinaus nach den Vereinigten Staaten und Südamerika. Das 1. Übersee-Fest von Toc H fand in Calcutta statt, das erste Mark-Haus in Übersee wurde in Winnipeg eröffnet, in Belgien bildete sich eine Gruppe in Ypern, in Deutschland in Hamburg und Berlin, andere auf Neu-Seeland und Ceylon.

Auf den Soldatenfriedhöfen in Flandern, bei Langemarck und Ypern, trafen sich in den Jahren zwischen den Weltkriegen deutsche Pfadfinder mit Toc-H-Mitgliedern, die der Gefallenen auf beiden Seiten gedachten, die Engländer mit den auch heute noch üblichen Kränzen aus rotem Mohn — im Gedenken an die Mohnfelder Flanderns. Aus der fast zufälligen Begegnung wurden Besuche in Berlin und in England, Aussprachen mit Gleichgesinnten aus der Jugendbewegung, oft bis tief in die Nacht oder übers Wochenende, Informationen, Führungen und kleine persönliche Hilfen für durchreisende Engländer — ich spreche jetzt von der Berlin-Gruppe von Toc H —, kritische Gespräche mit Engländern auch und gerade im „Dritten Reich“, in dem die Verbindung bewußt von beiden Seiten bis zum Kriegsausbruch nicht abriß.

Nach Ausbruch des 2. Weltkrieges arbeiten fünf erfahrene Toc H-Leiter freiwillig in der Truppenbetreuung auf dem europäischen Festland. Nach dem deutschen Durchbruch zur Kanalküste entschließen sie sich, freiwillig bei der betroffenen Bevölkerung zu bleiben und kamen mit in deutsche Kriegsgefangenschaft, in der sie über vier Jahre blieben.

250 voll-amtliche Mitarbeiter von Toc H waren im Krieg bei den britischen Streitkräften auf den Orkney-Inseln und auf Island, in Nordafrika und Burma, in Indien und Italien eingesetzt, in vielfältigen Hilfs-Organisationen, oft nah und zu nah den Fronten. Das „Alte Haus“ in Poperinghe fanden sie nach der Landung der Alliierten in Frankreich von den deutschen Besatzungstruppen unversehrt vor und nahmen es wieder in Besitz.

Belgische Frauen taten sich als „Brückenbauer“ (Bridgebuilders) zusammen; ihre Gäste waren eine neue Generation junger Männer. Mit den Besatzungstruppen kamen auch die Toc H-Klubs als eine Art Soldatenheime nach Deutschland. In Hong Kong, auf Malta und in Gibraltar wurden die Toc H-Einrichtungen nach dem Kriege abgebaut. In der britischen Zone Deutschlands blieben sie als Soldaten-Klubs in Berlin, Munster-Lager, Paderborn und Verden an der Aller erhalten. In Bielefeld, wohin der Schreiber dieser Zeilen nach dem Kriege verschlagen war, war er wiederholt Gast bei Zusammenkünften einer Toc H-Gruppe der britischen Besatzung und Zivildienste während seiner Tätigkeit als “Finance Clerk“ einer britischen Bau-Einheit.

Das Zeichen von Toc H, die Lampe, ist in England allgemein bekannt und überall dort zu finden als eine Art allgemeine „Nothilfe“, wo Not am Mann ist und „mit aufgekremelten Ärmeln“ geholfen werden muß, der Akademiker neben und mit dem Arbeiter, der Professor oder Reverend, dem man es nicht ansieht, neben dem Schüler. Dabei haben sich die Dienste im Laufe der Jahre geändert, von den gemeinsamen zu den individuellen und gezielt persönlichen Hilfen, auch z. B. in Südafrika, wo mit viel Glauben und wenig Geld auf schmalster Basis ein „Platz der Hoffnung“, ein Gesundheitsdienst für Zulus geschaffen wurde, den diese „Etembeni“ nennen. Tubby war es, der nach einem Besuch in Nigeria 1933 zu einem Hilfsdienst in Lepra-Dörfern in Ost- und West-Afrika aufrief. Seitdem ist dieser Dienst bei Toc H aufgenommen.

Was ist Toc H, so mag der eine oder andere fragen. Ist es eine Gesinnungs- oder Dienst-Gemeinschaft, eine Bruderschaft oder Laien-Orden! Es ist eine „Familie von Menschen“, die in praktischer Gemeinschaft und in der Aufnahme des Gottes-Willens und -Reiches etwas in und für ihre Generation tun wollen. In Toc H finden sich Menschen aller Schichten (ihre sozialen Ränge sind für die Zeit ihres Dienstes vergessen), mit den verschiedensten Meinungen, die aber alle Menschenliebe, Humor und Zusammenhalt anstelle von Bitterkeit und Traurigkeit setzen wollen, um so ihren Zins zu zahlen für ihren Raum auf Erden (rent for his room on earth) durch Dienst für andere und mit anderen. Wer weiß, wohin dieser Baum “Toc H“ wächst, dessen dünne Saat in den Schlachtfeldern von Flandern 1915 liegt und der so tief gegründet ist!

Ein letztes Wort nach über die “Guid Church of Toc H“, die Kirche All Hallows By-the-Tower. Neben noch erhaltenem römischem Pflaster aus der Zeit des Kaisers Claudius (43 — 44 a. D.) stehen Mauerreste eines sächsischen Gewölbes aus der Zeit von 640 bis 680, dazu Stein-Fragmente, die zu zwei sächsischen Kreuzen gehören könnten. “All Halows“, d. h. „Alle Heiligen“, hießen 10 bis 12 Kirchen in der City von London, von denen acht bis ins 17. Jahrhundert bestanden. All Hallow hatte außerdem die Bezeichnung „Heilige Jungfrau Maria“ (Blessed Virgin Mary), seit

1281 so bekannt. Beim Ende der Kreuzzüge gehörte sie den „Flüchtlingen aus dem Heiligen Land“, den Templern, die sich in der Kirche in Anklage und vor der Auflösung ihres machtvollen, reichen und wenig volkstümlichen Ordens in den Jahren 1308 bis 1311 vor dem König Eduard II. (1307 — 1327) und den Bischöfen von London, Winchester und Chichester in der Kirche verantworten mußten. Die letzten alten fünf Templer-Ordensmänner wurden nach ihrem Bekenntnis der Häresie vor dem Westtor der Kirche vom Bischof von London am 5. Juli 1311 freigesprochen und feierlich wieder zum Altar geleitet. 1467 erhob Eduard IV (1461 — 1483) die Kirche zur Königlichen Hofkapelle (Royal Chantry) als „King Edward's Chantry“. Im Zuge der von König Heinrich VIII. erwungenen Reformation war die Kirche und der Kirchhof letzte Ruhestätte manches „Widerständlers“, der im nahen Tower enthauptet worden war. William Laud, Erzbischof von Canterbury, ein Freund und Vertrauter König Karl I. (1625 — 1649), wurde im Dezember 1640 des Verrats angeklagt und im Tower gefangen gesetzt. Am 16. Januar 1645 wurde er enthauptet und in einer Gruft von All Hallow beigesetzt. Am 4. Januar 1649 wurden durch eine Pulverexplosion in der Umgebung der Kirche 67 Menschen getötet, viele Häuser zerstört und die Kirche beschädigt. Am Morgen nach diesem Unglück fand man ein Baby in seiner Wiege lebend auf dem Dach von All Hallow, wo es durch die Explosion hinaufgeschleudert worden war. Bei dem großen Brand von London am Sonntagmorgen des 2. Sept. 1666 verhinderte Admiral Sir William Penn, der Vater von William Penn, des Gründers von Pennsylvania, das Übergreifen des Feuers auf den Tower und All Hallow dadurch, daß er durch Seeleute Pulverfässer weg-schaffen ließ.

1931 hatte ich während eines Toc H-Jahresfestes die Kirche noch in ihrer alten Form als „Guild Church of Toc H“ in ihrem Nord-Seitenflügel mit der vom Prince of Wales 1922 gestifteten Lampe besucht. Während des 2. Weltkrieges waren alle die wertvollen Schätze der Kirche rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden. Am 8. Dezember 1940 fiel eine hoch-explosive Bombe nahe der Kirche und riß das Ost-Fenster und die Mauer nieder. Drei Wochen später, wieder in einer Sonntagnacht, regneten Brandbomben über All Hallow nieder. Alles, was übrig blieb, waren der Turmschaft und die kahlen splitterübersäten Nord- und Südwände.

Sobald als möglich wurden Wiederaufbaupläne gefaßt. Dr. Clayton machte viele Reisen, um Freunde zur Hilfe aufzurufen. Er fand sie in aller Welt. Am 19. Juli 1948 legte Königin Elisabeth II. den Grundstein, und am 14. Juli 1949 war Königin Mary bei der Wiedereröffnung des nördlichen Seitenschiffs zugegen. Den Stahl zum Wiederaufbau lieferten die USA, Dampfheizungsrohre kamen von Australien; Fußbodenfließe aus Canada; Bauholz aus Australien, Canada und Neu-Seeland; Kupfer aus Nord-Rhodesien und Zimmerholz für den Turm von Britisch-Columbia.

Am 23. Juli 1957 konnte die Kirche in Gegenwart von Königin Elisabeth, der Königin-Mutter und vieler Vertreter der Öffentlichkeit durch den Bischof von London zur Ehre Gottes wieder ihrem alten Zweck übergeben werden.

Wer denkt bei diesem Wiederaufbau nicht an einen ähnlichen Wiederaufbau, den der Kathedrale von Coventry in Mittelengland, zu dem sich protestantische Kirchen aus aller Welt, auch aus dem deutschen Raum zusammensetzten, auch durch mit Hand anlegende Gruppen junger Menschen! Schade, daß es uns letzten Überlebenden der kleinen deutschen Gruppen von Toc H — ich spreche jetzt im Namen der unbekannt verstreuten Berliner Gruppe von 1939 — in Unkenntnis des Wiederaufbaus unmöglich war bei All Hallow mit Hand an zulegen!

Wer diese Zeilen liest und gelegentlich London und natürlich den Tower besucht, der versäume nicht, die nahe gelegene Kirche All Hallow by-the-Tower mit dem Grabmal des Aldermans John Croke aus dem 15. Jahrhundert und dem darin verwahrten Schrein mit der ewig-brennenden Toc H-Lampe zu besuchen. Er wird der „älteren Brüder“ gedenken wie im Gedenkraum der Jugendburg Ludwigstein der gefallenen Wandervögel.

Dem Schreiber dieser Zeilen ging es an beiden Stätten so. Das hat ihn mit veranlaßt, zu dem Vermerk von Hans Wolf im Dritten Band des Jahrbuchs des Archivs der deutschen Jugendbewegung für 1971 (S. 37) über den Feldwandervogel und Vergleich mit Toc H Stellung zu nehmen, wo „junge Engländer sich in Unterhaltung und Andacht trafen und keine Ränge galten. Hier war man nur Mensch und Bruder.“ Das haben wir in der Jugendbewegung und bei Toc H erfahren und wollen es hochhalten bis ans Ende.

Unterlagen außer persönlichen Erinnerungen:

1. VISTA, The first fifty years of Toc H
2. The pictorial history of All Hallows by-the-Tower, The Guild Church of Toc H in der Serie „Pride of Britain“.
(zu erhalten am Büchertisch von Toc H oder im unmittelbar gegenüber der Kirche gelegenen Headquarters von Toc H, 15. Trinity Square, London EC3N 4BS).

DIE ÜBERGANGSZEIT ZWISCHEN WANDER- VOGEL UND BÜNDISCHER JUGEND

Gerhard Ziemer

Mit dem Ende des ersten Weltkrieges begann für die deutsche Jugendbewegung ein neuer Abschnitt, die Zeit der Bündischen Jugend.

Es war eine Reihe von Gründen, die die Veränderungen herbeiführten und das Bild der Jugendbewegung soweit wandelten, daß es auch in der nachträglichen Wertung berechtigt ist, die Wandervogelzeit und die Jahre der Bündischen Jugend als besondere Abschnitte zu sehen. Die Veränderungen betrafen nicht nur die Grenzen der Jugendbewegung, zu der jetzt auch Teile der Pfadfinderschaft und der konfessionellen und politischen Jugendverbände zu rechnen waren, die für sich die Grundsätze einer freien Führung der Jugend durch die Jugend übernahmen und dadurch zur Jugendbewegung wurden. Sie erfaßten ebenso die alten Wandervogelbünde, auch wenn sie zunächst mit ihrem bisherigen Namen noch weiter bestanden.

Schon in den letzten Jahren vor Ausbruch des ersten Weltkrieges und dann zunehmend in den fünf Kriegsjahren gab es für die Wandervogelbünde ein Problem, das sich nach Rückkehr der Feldwandervögel als ungeklärt herausstellte. Es war das Problem der Älteren. Soweit sie dem Erlebnis ihrer Schülerjahre und dem dort gefundenen Lebensstil treu bleiben wollten und sich weiter als zur Jugendbewegung gehörend betrachteten, war ihr Zusammenhalt organisatorisch nicht gesichert. Nur wenige von ihnen konnten als eigentliche Führer für das Gruppenleben und die Fahrten der nachwachsenden Schülerjahrgänge in den Ortsgruppen oder in den Kreis- und Bundesführungen tätig sein. Für die Ändern mußte eine neue Form der Zusammengehörigkeit gefunden werden. Blieben sie zu lange in ihren alten Ortsgruppen, so kam es dort schnell dazu, daß ihre Interessen überwogen und die Jüngeren fehlten oder nur noch in der vernachlässigten Form der sogenannten Kücken mitgeführt wurden. Das hatte insbesondere im Wandervogel e. V. schon vor 1914 viele einst blühende und in den Bünden berühmte Ortsgruppen wieder veröden lassen.

Vor Ausbruch des ersten Weltkrieges gab es etwa 15 000 ältere Wandervögel, zur Hälfte Mädchen, die auch nach Beendigung ihrer Schulzeit wenn nicht Wandervögel, so doch Jugendbewegte bleiben wollten. Die Ausrufung der Freideutschen Jugend auf dem Hohen-Meißner-Tag 1913 hatte organisatorisch für sie nichts geklärt. Versuche in sogenannten Landgemeinden, die schon im Berufsleben stehenden und verstreut wohnenden älteren Wandervögel zusammenzufassen, waren durch den Ausbruch des Krieges unterbrochen, der auch das ganze Problem der Älteren in den Bünden zunächst wieder unsichtbar machte. Für die Ortsgruppen der Bünde gab es im Kriege nicht zu viel, sondern zu wenig Ältere und die Mädchenführerinnen mußten auch für verwaiste Jungen-Gruppen miteinspringen und

in den Kreis- und Bundesführungen zusätzlich Ämter übernehmen. Jeder ältere Wandervogel, der als Soldat in den Garnisonen stand, in Heimatlazaretten lag oder als Urlauber auftauchte, war, ganz gleich, welchem Wandervogelbunde er angehörte, in den Kriegsjahren den jungen Wandervögeln auf ihren Nestabenden willkommen und wurde für die Sonntagsfahrten auch gerne als Führer anerkannt.

Das änderte sich 1918 und Anfang 1919 mit der Entlassung der Soldaten schlagartig. Jetzt erschienen die Feldwandervögel, soweit noch am Leben, in ihren Ortsgruppen und versuchten, einen Teil der verlorenen Jugendjahre im alten Stil nachzuholen. Die meisten von ihnen gaben diesen Versuch zwar bald wieder auf, weil Berufsleben oder das Studium das nicht zuließen oder weil sie schon verlobte und verheiratete Männer waren und in einem andern Lebensbereich standen als dem der auf Fahrt ziehenden Jugend. Zunächst aber beherrschten die kriegsentslassenen Wandervögel das Feld. Die großen Gau- und Bundestage des Jahres 1919, die vom Wandervogel e. V. in Coburg, vom Alt-Wandervogel auf dem Lauenstein und vom Jung-Wandervogel auf der Brandenburg abgehalten wurden, waren vor allem Treffen dieser zurückgekehrten Feldwandervögel. Die deutsche Jugendbewegung in ihrer ersten Gestalt als Wandervogelbünde war plötzlich alt geworden, eine Angelegenheit von Zwanzig- bis Dreißigjährigen. War sie bisher in Gruppenform sichtbar, in den von Älteren geführten Schülergruppen, die bis zum ersten Weltkrieg auch das Bild ihrer Bundestage bestimmten, so trat sie jetzt vielfach paarweise auf. Auch die weiblichen Wandervögel der Vorkriegsjahre waren älter geworden und nunmehr oft die Bräute und jungen Frauen der heimgekehrten Bundesbrüder.

Es gelang nicht, für den veränderten Mitgliedsbestand eine Einheitsform zu finden, die den Wandervogel auch noch das sein ließ, was er bisher, nicht nur seinem Unteritel nach, gewesen war, ein Bund für deutsches Jugendwandern. Das Ergebnis der Bundestage des Jahres 1919 (von denen der Bundestag in Coburg auch äußerlich turbulent verlief) war, daß der größte Wandervogelbund, der Einigungsbund des Wandervogel e. V., ganz zerbrach, sich in Gauen und Teilbereiche auflöste, und daß der Alt-Wandervogel und der Jung-Wandervogel sich mit verkleinertem Bestand bundesmäßig von den Mädchengruppen und von den überzähligen Älteren trennten. Die alte Zeit der vom Wandervogel bestimmten Jugendbewegung ging offensichtlich ihrem Ende zu.

Die abgetrennten Mädchengruppen bildeten eine Sonderorganisation und fanden nach 1926 wieder Aufnahme in der Deutschen Freischar. Die Zugehörigkeit der Mädchen zur deutschen Jugendbewegung, vom Wandervogel verwirklicht, blieb aber für die neuen Bünde der Jugendbewegung grundsätzlich bestehen. Die älteren männlichen und weiblichen Wandervögel gründeten ohne Zusammenhang mit den jungen Bünden gesonderte Ver-

einigungen, so 1920 den Kronacher Bund, der älteren Wandervogel und die Vereinigung Burg Ludwigstein, die beide bis 1933 Bestand hatten und von denen die Vereinigung Ludwigstein mit der Jugendburg Ludwigstein und dem Archiv der deutschen Jugendbewegung auch nach 1945 wieder erneuert wurde. Auf der Insel Sylt entstand 1919 das bis heute von älteren Wandervögeln und Freideutschen viel besuchte Jugendlager Klappholttal. Die Freideutsche Jugend, seit ihrer Ausrichtung auf dem Hohen-Meißner-Tag 1913 als Name und Begriff existent, gelangte zu keiner festeren Organisationsform. Es gab außerdem für die Älteren den Bund deutscher Wanderer und mit politischer Zielrichtung schon seit 1916 den Jungdeutschen Bund, dazu andere Zusammenschlüsse mit weltanschaulichen und lebensreformerischen Programmen.

Deutschlands Niederlage und die politische Revolution hatten, wie im ganzen Volk, naturgemäß auch unter den Älteren der Jugendbewegung eine starke Resonanz ausgelöst, die auf den Bundestagen des Jahres 1919 widerklang und im Gegeneinander der Meinungen die Umorganisation der alt gewordenen Bünde zusätzlich erschwerte. Zu einer Politisierung im eigentlichen Sinne kam es jedoch nicht, weder bei den Vereinigungen der Älteren, noch bei den verbleibenden jungen Bünden. Die Programme der politischen Parteien wurden vielmehr von der Jugendbewegung in eine andere Lesart übertragen, für die damals das Wort Weltanschauung gebraucht wurde. Im Wandervogel e. V. lautete das Feldgeschrei in den Ortsgruppen und auf dem Coburger Bundestag „Hie bürgerlich — hie revolutionär“, wobei das Revolutionäre im Sinne einer radikalen antibürgerlichen Gesamthaltung verstanden wurde, die parteimäßig nicht gebunden war. „Bürgerlich“ war nach dieser Ansicht der zahm gewordene Wandervogel, wie er sich in den Kriegsjahren unter Leitung der aus den Reihen des Eltern- und Freundesrats gestellten Notführer mit starker Beteiligung älterer Oberlehrer vielerorts entwickelt hatte.

Der Vorkriegswandervogel hatte die Lebensverhältnisse des Volkes auf seine Weise beeinflussen wollen, durch das Einströmen der Ältergewordenen in die Positionen und Berufe der Erwachsenen. Hans Breuer hatte in seinem für den Hohen-Meißner-Tag 1913 geschriebenen großen Aufsatz „Herbstschau 1913“ als Ziel den „Wandervogel-Deutschen“ genannt. Eine politische Revolution hatte nicht in den Erwartungen der Wandervogelbünde gelegen. Jetzt sahen sie sich dieser politischen Revolution gegenübergestellt und sahen sich dadurch in ihrer eigenen radikalen Haltung gegenüber den bürgerlichen Lebensverhältnissen alter Art ermuntert und bestätigt. Diese Auswirkungen der politischen Revolution, die insgesamt zu einer Radikalisierung der Jugendbewegung dieser Jahre führten, bezogen sich aber überwiegend auf die Themen der Lebensführung, auf Lebensreform, Sozialbereiche und die Bereiche der Pädagogik. Die von Gustav Wyneken stark mitbeeinflusste Reichsschulreform mit der Einführung von Schüler-

räten fand damals in älteren und jüngeren Wandervögeln ihre eifrigsten Helfer. Die Siedlungsgedanken als Rückkehr zum einfachen Leben wurden an vielen Orten in die Tat umgesetzt, zumeist mit unzulänglichen Mitteln und von kurzfristiger Dauer. Werkstätten für künstlerische Handarbeit entstanden, von Wandervögeln geleitete Bücherstuben, Tanz- und Gymnastikschulen und anderes mehr. Am Bauhaus in Weimar, der Erneuerungsstätte für bildende Kunst, bestand die Schülerschaft zu großem Teil aus ehemals Jugendbewegten. Es gab natürlich auch radikale politische Entscheidungen im engeren Sinne, die damals von einzelnen Gruppen der Älteren aus der Jugendbewegung getroffen wurden. An der Räterepublik in München beteiligte sich unter anderem eine Wandervogelgruppe Jenaer Studenten, die Zeitschrift „Freideutsche Jugend“ geriet vorübergehend unter eine kommunistische Schriftleitung, aber auch die Freikorps, die von der Regierung gegen die kommunistischen Umsturzversuche aufgerufen wurden, erhielten von den älteren Wandervögeln ihren Zuzug.

Die heutigen Versuche, der Jugendbewegung dieser Übergangszeit auch einen politischen Einfluß zuzuschreiben, wobei die Publizisten zumeist an Einflüsse im rechtsradikalen Sinne denken, lassen außer acht, daß es sich bei den damaligen Älteren der Jugendbewegung zahlenmäßig um kleine und kleinste Gruppen handelte. Der politisch interessierte Jungdeutsche Bund kam über 600 Mitglieder nicht hinaus. Der Kronacher Bund und die Vereinigung Ludwigstein hatten einige Tausend Mitglieder. Bei den jungen Bünden handelte es sich jeweils um Mitgliederzahlen in ähnlicher Größenordnung. Auch wenn alle Teile der Jugendbewegung sich auf ein politisches Programm geeinigt hätten, so wäre es wegen der geringen Zahl der Stimmen ohne unmittelbare Wirkung geblieben. Das gilt noch, wenn man bei diesen Zeilen die größeren Mitgliederzahlen der weiteren Einflusssphären mitberücksichtigt, so bei dem Jungdeutschen Bund seinen vorübergehenden Einfluß auf den Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband (DhV.), den Deutschnationalen Jugendbund, die Grenzlandbewegung und den Hochschulring deutscher Art. Wenn dennoch die damalige Jugendbewegung mit Recht als ein Ausdruck dieser Zeit mitgewertet wird, so kann das nur für den allgemeinen Bereich der Lebensführung gelten, für neue soziale und pädagogische Auffassungen. Die Reform der Schule, die als großangelegte politische Reichsschulreform scheiterte, kam weitgehend mit Hilfe der Jugendbewegung im Laufe der Jahre dennoch zustande. So insbesondere in Preußen über die Pädagogische Akademien, die anstelle der aufgelösten Lehrerseminare getreten waren. Der Preussische Kultusminister Becker hatte die Professorenschaft der Pädagogischen Akademien weitgehend aus ehemaligen Wandervögeln zusammengestellt.

Die jungen Bünde, die aus der Umorganisation der alten Wandervogelbünde mit und ohne Fortführung des Namens Wandervogel hervorgingen oder die später aus dem Lager der Pfadfinder und der konfessionellen und

politischen Jugendverbände zur freien Jugendbewegung kamen, hielten an einem fest, was durch den Wandervogel das besondere Merkmal der deutschen Jugendbewegung geworden war. Es war die Fahrt, die Pfadfinder und Scouts der anderen Länder in dieser Form nicht kannten. Dort war es das Lagerleben und das Geländespiel, das die jungen Mitglieder vereinte. Deutschland war durch den Krieg und die anschließenden Inflationsjahre noch weitgehend ein autofreies Land geblieben und die Wochenendfahrten zu den Landheimen und in die nähere Umgebung der Städte und dann die großen Fahrten in den Ferien zu fernen Zielen hatten für die Jugend ihren Reiz behalten. Sie führten jetzt aber auch häufiger über Deutschlands Grenzen hinaus in die Einsamkeiten nordischer und südöstlicher Länder, was es vor dem ersten Weltkrieg nur ganz vereinzelt gegeben hatte. Schritt-macher hierbei war vor allem der Nerother Wandervogel.

Durch das Festhalten an der Fahrt blieb auch die auf Fahrt gehende zumeist kleine Gruppe das menschliche Kerngebilde der Bünde, die sich aber sonst von dem alten Organisationsschema des Wandervogels lösten, ohne daß es dafür ausdrückliche Beschlüsse gab. Es ergab sich von selbst. Die Organisation des Vorkriegs-Wandervogels war die geschickt ausgenutzte Kehrseite des Schulverbots gewesen, wonach Schüler keine Vereine bilden durften. So hatte man in Steglitz die ersten Wandervogelbünde (Wandervogel-Ausschuß für Schülerfahrten, Alt-Wandervogel und Steglitzer Wandervogel e. V.) als eine Vereinigung von Eltern- und Freundesräten aufgebaut, unter deren Schutz oder besser hinter deren Rücken die Wandervögel selbst sich mit ihrer frei gewählten Führerschaft gruppierten und auf Fahrt gingen. Die Existenz der Eltern- und Freundesräte, die das vereinsmäßige Bild für alle Wandervogel-Ortsgruppen wurden, hatte den Ortsgruppen des Wandervogels oft familiäre Züge gegeben. Die Jugend steckte hierbei die Erwachsenen an. Es gab in vielen Städten so etwas wie ganze Wandervogelfamilien, oft geistig und künstlerisch interessierte Häuser, wo die jungen Wandervögel außerhalb des eigenen Elternhauses willkommen waren und ihresgleichen trafen. In der Organisation der Bünde hatte das Nebeneinander von vereinsmäßiger Mitgliedschaft der Erwachsenen und der eigentlichen Führerschaft des Wandervogels zu einer unübersichtlichen Rechtslage geführt, was bei Krisen und Spaltungen der Bünde besonders in Erscheinung trat, wie 1910 bei der Abspaltung des Jung-Wandervogel vom Alt-Wandervogel. Im Verlaufe der Jahre hatten die älteren Jahrgänge der Jugendbewegung die Eltern- und Freundesräte ohnehin überflüssig gemacht. Die Aufhebung des Koalitionsverbots für Schüler, die von der Republik bekanntgegeben wurde, erlaubte den Bünden der Jugendbewegung, sich nach ihren Bedürfnissen ohne Hilfestellung der Erwachsenen zu organisieren. So ließ man nach Ablauf der stürmischen Bundestage des Jahres 1919 ebenso wie die Mädchengruppen und die überzähligen Älteren auch die Eltern- und Freundesräte als vereinsmäßige Mitglie-

der der Bünde fallen. Wo sie später von einzelnen Bünden wieder erneuert werden, hatten sie nur die Aufgabe einer finanziellen Förderung.

Die Eltern- und Freundesräte der alten Wandervogelbünde waren ein kulturell und pädagogisch höchst interessantes Bindeglied im Aufgang der deutschen Jugendbewegung gewesen, über das es aber bisher keine genauen Untersuchungen gibt und das auch von einer Dokumentation, die sich nur auf die schriftliche Hinterlassenschaft der Bünde beschränkt, nicht erfaßt wird. Die Eltern- und Freundesräte waren, wie schon erwähnt, aus formalen Vereins- und schulmäßigen Gründen entstanden. Sie waren aber in der Wirklichkeit des Lebens eine bis dahin ganz unbekannte Auswahl von Erwachsenen durch die Jugend. Die Jugend der einzelnen Wandervogel-Ortsgruppen war es, die unter den Erwachsenen ihrer Stadt nach Wahlverwandtschaften suchte, nicht umgekehrt. Der Zutritt zum Eltern- und Freundesrat des Wandervogels stand, wenn es dafür auch keine schriftliche Regelung gab, nur den Eltern und Erwachsenen frei, die auch den Wandervögeln der Gruppe, nicht nur den andern Mitgliedern des örtlichen Eltern- und Freundesrats genehm waren. Andere konnten sich in dieser Gruppierung nicht halten. Das ergab sich aus dem Vertrauensverhältnis, mit dem die Neugründung der Wandervogelortsgruppen begannen. Zuerst war die Jugend der neuen Ortsgruppe da und erst dann kam die Auswahl der Erwachsenen, die den dazugehörigen Verein zu bilden hatten. Dieser Brückenschlag von der neuen Jugend in die Erwachsenen hinein schuf bis zum 1. Weltkrieg einen großen Kreis von sympathisierenden Älteren, der sich weiter fortsetzte und der auch dem Freideutschen Jugendtag des Jahres 1913 auf dem Hohen Meißner sein besonderes Gepräge gegeben hatte. Das pädagogisch Wertvolle an den Eltern- und Freundesräten der alten Wandervogelbünde war ihre zahlenmäßige Beschränkung, die sich aus dem elitären Vorgang ergab. Die Mitglieder der Eltern- und Freundesräte, die ihre Häuser der Jugend öffneten und ihre Freundschaft der neuen Jugend zuwandten, gehörten zumeist einer geistig und kulturell interessierten Oberschicht an.

Schon vor 1914 gab es immer stärker im Eltern- und Freundesrat ältere Jugendliche, die als „Freunde“ sich am Ortsgruppenbetrieb beteiligten. Sie fanden später in den Älteren-Bünden ihre korporativen Zusammenschlüsse. In der Deutschen Freischar wurden nach 1927 die „Älteren“ in Jungmannschaften und Mannschaften zusammengefaßt.

Im Wandervogel der Vorkriegszeit war der Vagant, der fahrende Scholar der mittelalterlichen Lateinschulen und Universitäten, das Ur- und Leitbild gewesen. In diesen Scholaren dachte man sich hinein und lebte ihn auch auf den großen Fahrten mit den einfachen und ungewissen Nachtquartieren auf den Strohschütten der Dorfgasthäuser, in Scheunen der Bauern oder dem freien Nachtlager im Walde. Von diesem Leitbild her waren auch die Lieder und die Musikinstrumente des Wandervogels, die Gitarren

und Lauten gekommen. In den Eichendorffschen Strophen zu dem vielgesungenen Lied „Nach Süden tun sich lenken die Vöglein allzumal“ war das enthaltene, was den Wandervogel in seinem Gemüt tief berührte und was er auf seinen Fahrten erleben wollte. Von dieser geschichtlich zurückliegenden Verankerung seiner Leitbilder her gab es dann für die älter gewordenen Jahrgänge des Wandervogels später auch den Zugang zum Volks- und Liebeslied des 17. und 18. Jahrhunderts, wie sie von den Wandervogelstudenten der Heidelberger Pachantey gesammelt und von Hans Breuer im Zupfgeigenhansl als Liederbuch herausgegeben worden waren. Diesem Leitbild des Wandervogels hatte auch seine Tracht und sein äußeres Auftreten entsprochen. Es wurde bewußt, oft ruppig und rauh, gezeichnet von den Abenteuern und den Strapazen der Landstraße. Dieses Auftreten enthielt über das romantische Leitbild des fahrenden Schülers hinaus auch den antibürgerlichen Protest für die Gegenwart, die im kaiserlichen Deutschland bis zum ersten Weltkrieg eine feste Gesellschafts- und Militärordnung war. Mit der Aufnahme der Mädchen in die Wandervogelbünde hatte das Scholarenideal und auch die mit ihm verbundene Berührung mit dem Landstreichertum auf den großen Fahrten schon Veränderungen erfahren, die von der Lebensreform der Gegenwart bestimmt waren. Man trug in den letzten Vorkriegsjahren statt der Nagelschuhe schon Sandalen und dazu saubere Fahrtenkittel und ging auch ohne Filzhut. Die auf die Gegenwart bezogenen Bestrebungen der Lebensreform waren vom Wandervogel zum Teil selbst entwickelt, aber auch von außen hergetragen. Sie wirkten sich in den einzelnen Bünden unterschiedlich aus. Sie haben aber nichts daran geändert, daß das äußere Bild der Wandervogelbünde bis zum Ende des ersten Weltkriegs ein gänzlich unmilitärisches geblieben war, ohne Gleichschritt und Uniform. Es war immer noch ein Bild der einzelnen Wandervogelgruppen, die wandernd in loser Ordnung zu den Treffen und Bundestagen kamen und sich dort auch frei gruppier-ten.

Dieser unmilitärische Charakter der vom Wandervogel getragenen Jugendbewegung, die bei den Erwachsenen immer beliebter wurde, hatte in den letzten Jahren vor dem ersten Weltkrieg dazu geführt, daß damals mit staatlicher Unterstützung der paramilitärische Jung-Deutschland-Bund gewissermaßen als Gegen gründung ins Leben gerufen wurde. Es wurden in den Garnisonstädten an Volksschüler, Lehrlinge und Jungarbeiter khaki-braune Uniformen mit Südwestershüten, schwarz-weiß-roten Kokarden, Koppel, Brotbeutel und Spaten verteilt, zumeist unentgeltlich. Mit diesen Jung-Deutschland-Kompanien, die unter Aufsicht von abkommandierten Offizieren standen, wurden dann Geländeübungen durchgeführt. Mit Ausbruch des Krieges fand dieser Versuch, eine staatliche Jugendpflege mit militärischer Zielrichtung zu schaffen, zunächst sein praktisches Ende.

Für die weiteren Änderungen, die sich im Bilde der Jugendbewegung

nach dem Kriege fortsetzten, gab es äußere und innere Gründe.

Der humanistische Gymnasiast, der das *sumus de vagantium ordine* laudando des fahrenden Scholaren nicht nur sang, sondern auch übersetzen konnte, war in den auf Fahrt ziehenden Gruppen nicht mehr die selbstverständliche und tonangebende Mehrheit. Das tat diesem historischen Ideal Abbruch. Die Gegenwart, für die der Krieg eine blutige Darstellung gewesen war, hatte auch bei der Jugend das geschichtliche Bewußtsein verändert.

Die Führer der Bünde, die an die Stelle der alten Bundesleitungen getreten waren, waren in der Mehrzahl Kriegsoffiziere gewesen. Sie kannten den soldatischen Begriff des „Sauhaufens“ und wollten in die Auflösungsstendenzen der Bünde eine Ordnung bringen. Es war nicht ein Antreten der Größe nach und auf Vordermann gerichtet, auch kein Gleichschritt, den sie erstrebten, aber doch eine Marschkolonnie statt einer schwärmenden Schar. Die Bundesführungen, die in der Vorkriegszeit weitgehend nur Verkehrszentralen der Bünde gewesen waren, wurden nach der Umorganisation der Bünde mit einer übersichtlichen Mit gliederzahl wieder die entscheidenden Führungen.

Der antibürgerliche Effekt, den der Vorkriegswandervogel als Zeichen seiner Freiheit in seinem äußeren Auftreten bewußt zur Schau gestellt hatte, hatte seinen Reiz für die nachwachsende Jugend verloren. Es gab zwar auch in der neuen Republik reich und arm, aber nicht mehr die festen bürgerlichen und militärischen Stände des Kaiserreichs. Die äußeren Verhältnisse, die das verarmte und von einer fünfjährigen zunehmenden Nachkriegsinflation heimgesuchte Deutschland bot, waren Bilder der Auflösung. Es gab für die Jugendbewegung keine bürgerliche Ordnung mehr, gegen die sie hätte protestieren können. Hinzu kam, daß auch die Landstraßen, auf denen die Vorkriegswandervögel gewandert waren, und die Bauernscheunen, in denen sie abends Quartier gefunden hatten, jetzt nicht mehr den Wandervögeln allein gehörten. Lebensmittelnot und Inflation hatten schon im letzten Jahr des ersten Weltkriegs dazu geführt, daß die Großstadtjugend vielfach auf das Land zum Hamstern und zu billigen Ferienaufenthalten ausschärmte, zumeist in gemischten Haufen als sogenannte wilde Wandervögel mit Mandolinen und Gesang. Bilder davon sind unglücklicherweise von zeitgeschichtlichen Publikationen übernommen und werden dort als Photographien des „Wandervogels“ veröffentlicht. Das setzte sich in den ersten Nachkriegsjahren unter dem Druck der Gesamtverhältnisse fort. Die Türen der Bauern schlossen sich wieder mit Mißtrauen. Was für Hans Breuer und Wolfgang Meyen noch ein verlockendes Abenteuer gewesen war, mit Tippelbrüdern und Kunden der Landstraße ein Stück Weg zu ziehen, war jetzt für die Fahrten des Wandervogels eine Verlegenheit geworden, die nur den Ausweg zuließ, sich sichtbar als Gruppen der Jugendbewegung zu kennzeichnen und von

den wilden Wandervögeln zu unterscheiden. Die uniformierte Pfadfinderschaft hatte das stets getan. Jetzt ging dieses Beispiel auch auf die Bünde des Wandervogels über. Neben den Wimpeln und Fahnen, die auf Fahrt mitgenommen wurden, gab es in den Bünden die ersten einheitlichen Fahrtenhemden und Schlipse. Die älteren Führer trugen als Kriegsteilnehmer noch vielfach ihre umgearbeiteten Uniformen und Offiziersstiefel, schon weil es anderes nicht zu kaufen gab. Und auch die Jüngeren, die selbst nicht im Krieg gewesen waren, deckten sich aus der gleichen Not mit Militäreffekten aus den aufgelösten Militärbeständen ein. Die Wandervogelkanzleien kauften damals diese Bestände auf Vorrat ein. Sie wurden dann billig in den Bundeszeitungen den Gruppen zum Erwerb angeboten. Statt des guten Fahrtenrucksacks sah man jetzt den Feldtornister der Soldaten in den Gruppen. Er zwang dazu, daß man ihn gut packte und die Decken ordentlich einrollte. Auch viele Zeltbahnen und Schlafsäcke wurden damals aus den aufgelösten Beständen von den Bünden der Jugendbewegung übernommen. Sie änderten den Stil der Fahrten und das Bild der großen Treffen und Bundestage. Man war jetzt unabhängig von den Scheunen der Bauern und konnte in den Ferien statt der großen Fahrt auch das Zeltlager wählen, das allmählich die alten Landheime des Wandervogels verdrängte.

Diese Landheime der Ortsgruppen, von denen das Landheim der Hamburger in Wesel, am Nordrand der Heide, 1907 von den noch lebenden Gottfried Schanz und Oswald Matthias errichtet, und die von Hermann Friese gebaute Kähnsdorfer Hütte der Berliner am großen Seddiner See, südlich von Potsdam, die ersten waren, hatten für den frühen Wandervogel eine große Bedeutung gehabt. Wie alles Gelungene im Wandervogel sprangen auch diese Beispiele dann schnell auf die andern Ortsgruppen über. Besonders den Großstädtern, die es am schwersten hatten, auf den kurzen Wochenendfahrten der Stadt ganz zu entweichen, gaben die zu meist landschaftlich schön gelegenen Landheime ein Stück ungestörter Natur im eigenen Bereich, wo man in der Umgebung wandernd und badend und abends am Herdfeuer singend in vollen Zügen das jugendliche Leben genießen konnte. Die Landheime, zu denen immer auch einige Freundschaftsbauern gehörten, von denen man die Milch holte und in deren Viehställen und Scheunen man sich auskannte, vermittelten insgesamt zwischen der rein städtischen Jugendbewegung und den Bauern ein zusätzliches Vertrauensverhältnis, das vielen jungen Wandervögeln einen unvergessenen Einblick in das wirkliche Leben der Landbevölkerung gab.

Noch bevor es zu den Verschmelzungen von Wandervogel und Pfadfinderschaft kam und die eigentliche Bündische Jugend mit eigenem Liedergut und eigenen Lebensformen entstand, hatte es im Wandervogel den Stilwandel gegeben, der diese Verschmelzung zuließ.

BÜNDISCHE JUGEND — SPIELWIESE DER 'BOURGEOISIE'?

Aspekte des Wandels der Sozialstruktur bündischer Gruppen vor und nach dem II. Weltkrieg am Beispiel sozialer Schichtzugehörigkeit der Mitglieder der deutschen Jungenschaften, speziell der dj. 1.11.

Helmut Grau

1. Die grundsätzliche Fragestellung

Engagierte Kritiker sowohl als auch wohlmeinende Interpreten machen der deutschen Jugendbewegung generell, wie der Bündischen Jugend der ‚Weimarer Republik‘ und deren Nachfolgegruppen in der Bundesrepublik speziell, nicht selten offen oder versteckt den Vorwurf, es lasse sich in ihrer Mitgliederstruktur hinsichtlich der sozialen Zusammensetzung eine betont einseitige Konzentration auf Jugendliche aus bürgerlichem Hause erkennen.¹

Wäre dem wirklich ausschließlich so (gewesen) — so ließe sich aus diesem Sachverhalt manch interessante Hypothese bezüglich der Motive des Handelns und der Quellen von Werte- und Ordnungsvorstellungen innerhalb jener subkulturellen Beziehungsgefüge der Jugend entwickeln.

Ist indes die Annahme dominanter Rekrutierung aus der ‚Bourgeoisie‘ aufgrund spezifischerer Kenntnisse einzuschränken und zu revidieren, wie ich meine, so müssen insofern auch aus dieser generellen Annahme abgeleitete Auffassungen, wie etwa das marxistische Argument determinierten Klassenbezuges², oder z. B. Kausalthesen über (wirkliche oder vermeintliche) Affinitäten zu Faschismus und Nationalsozialismus seitens der Bündischen Jugend³ einer Überprüfung unterzogen werden.

Immerhin ist denkbar, daß unterschiedliche Verhaltensweisen, wie auch gruppen- und gesellschaftspädagogische Intentionen, wie sie sich für ein-

1. Etwa bei dem sonst durch bemerkenswerte Objektivität bestechenden Walter Z. Laqueur: „Die deutsche Jugendbewegung“, Köln 1962 — aber auch in kritischeren Beiträgen, wie: Harry Pross: „Jugend, Eros, Politik“, Bern-Mn-Wien 1964 oder Kay Tjaden: „Rebellion der Jungen. Die Geschichte von tusk und von dj. 1. 11“, Fm 1958: neuerdings, in weiterem Zusammenhang, auch: Helmut Lessing: „Jugend in der Klassengesellschaft“, in: ‚deutsche jugend‘ 2/71, S. 61 ff. und 3/71, S. 111 ff.
 2. Sehr deutlich bei Lessing, a. a. O.
 3. Naturgemäß finden sich derartige Aussagen vor allem in der einschlägigen Literatur der DDR. So hat dem Verf. vorgelegen: „Geschichte der revolutionären deutschen Jugendbewegung“ — „Heute ist unsere Zeit“, Schriftenreihe zur Geschichte der FDJ, 6, Berlin (O), 1965
3. Selbst wenn man von der entstehenden, durchaus ärgerlichen Argumentation Howard Beckers („German Youth: Bond or Free“, London 1946) einmal absieht, so verbleiben doch ernsthaftere Erklärungsversuche, die hier Kausalitäten sehen. Etwa: Pross, a. a. O. oder: Hermann Glaser: „Spieß-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes im 19. und 20. Jahrhundert“, Freiburg 1964, S. 202 ff.

zelle Gruppierungen der Bündischen Jugend konstatieren lassen, zu einem Teil auf eine pluralistischere Schichtstruktur zurückzuführen sind, oder daß diese ihrerseits mit ein Grund für gewisse Ausprägungen und Entwicklungstendenzen innerhalb der Gesamtbewegung waren (und sind).

Es soll unsere Frage nach der sozialen Herkunft der Mitglieder der Bündischen Jugend und ihrer heutigen Nachfolgegruppen hier aus soziologischer Sicht am Beispiel der Vorkriegs-dj. 1. 11 (deutsche jungenschaft vom 1. 1. 1929⁴) und der Jungenschaftsbewegung nach 1945 in Deutschland untersucht werden.⁴

Allerdings zeigt die Nachkriegsjungenschaft — aus hier nicht weiter zu erörternden Gründen — ein recht heterogenes Bild, wie es sich schon in den (quantitativ wie qualitativ) vielfältigen und unterschiedlichen Gruppierungen dokumentiert, die sich aus der dj. 1. 11. Eberhard KÖBEL-tusks herleiten. Aus Gründen noch am ehesten gegebener Vergleichbarkeit wird daher hier für die Zeit nach 1945 das Schwergewicht auf den zu Anfang der fünfziger Jahre durch Zusammenschluß verschiedener autonomer Jungenschaftsgruppen wiederentstandenen dj. 1. 11. — Bund gelegt, der, obwohl zahlenmäßig weit kleiner als die Vorkriegs-dj. 1. 11, und zudem die ungebrochene Kontinuität explizit verneinend⁵, sich doch am engsten an Organisationsformen, Wertevorstellungen und Traditionen der tusk'schen Jungenschaft und ihrer illegalen Ausläufer im ‚Dritten Reich‘ anlehnt.

Zu fragen wäre also, welcher sozialen Schicht die Mitglieder der Jungenschaft angehörten, bzw. angehören, wobei davon ausgegangen wird, daß die unselbständigen Jugendlichen, um die es sich ja in überwiegendem Maße handelt, zunächst der sozialen Schicht zuzurechnen sind, der ihre Eltern angehören.⁶ Für die Nachkriegs-dj. 1. 11. ist es zudem möglich, etwas über die berufliche Schichtung der Mitglieder selbst auszusagen. Zudem wäre nach den Gründen solcher Schichtung zu fragen, und eventuelle Folgen für das Verhältnis der Gruppe zur Umwelt daraus aufzuzeigen.

2. Soziale Schichtung in der Vor- und Nachkriegsjungenschaft

Trotz weitgehend fehlender sozialstatistischer Unterlagen dürfte kaum ein Zweifel daran bestehen, daß im Jahre 1929, als die ‚Rebellion‘ tusks

4. Das spezielle Problem wurde in einer umfassenderen Analyse behandelt, die u. a. einen nach soziologisch-systematischen Gesichtspunkten aufgebauten Querschnittsvergleich unter den besonderen Aspekten ‚Sozialisation‘ und ‚Sozialer Wandel‘ in der organisierten altershomogenen Jugendgruppe bringt. Dieser Artikel stützt sich auf einige Ergebnisse dieser Arbeit. (Helmut Grau: „Vergleichende Studie über den Jugendbund ‚dj. 1. 11‘ vor und nach dem II. Weltkrieg“, unveröffentl. Diplomarbeit, maschinschriftl., Nürnberg 1971)
5. Für die Gegenwart vgl. ‚Sigma‘, (Älteren-)Zeitschrift für dj. 1. 11., 4/1969, S. 4 und 8/1971, S. 3 ff.
6. Dem zugrunde liegt die hier nicht im einzelnen zu erörternde Konzeption sozialer Schichtung in der Gesellschaft, wie sie insbesondere in der anglo-amerikanischen Soziologie entwickelt wurde.

und seiner Freunde in der damaligen ‚Deutschen Freischar‘ zur Gründung von dj. 1. 11. führte⁷, sich die Bündische Jugend zumeist aus Kreisen des ‚Bildungsbürgertums‘, aus der materiell relativ gesicherten oberen Mittel- und der unteren Oberschicht rekrutierte. Seit der Ära des Wandervogels im Wilhelminischen Kaiserreich war hier im großen und ganzen keine wesentliche Änderung eingetreten⁸, und Nuancen ließen sich allenfalls für die von jeher schon eher egalitär eingestellte Pfadfinderbewegung aufweisen, ohne aber am Gesamtbild viel zu ändern.

So war folglich in der ‚Deutschen Freischar‘ wie auch in dj. 1. 11 in den ersten Jahren ihres legalen Bestehens die Herkunft der Mitglieder aus eben jenen ‚gutbürgerlichen‘ Kreisen dominierend. Die Eltern waren meist Beamte im gehobenen oder höheren Dienst, höhere Angestellte, freiberufliche Akademiker oder Künstler. Die Kinder besuchten — dies heute wie, noch mehr, früher kennzeichnend für die bürgerlichen Schichten zu einem überwiegenden Teil weiterführende Schulen. Später gab es in der Vorkriegs-dj. 1. 11 viele Studenten.

tusk selbst, Kunststudent und später Grafiker, war der Sohn eines höheren Regierungsbeamten. Trotz seines späteren Hanges zur Arbeiterjugend konnte er seine bürgerliche Herkunft nie ganz verleugnen, und ehemalige dj. 1. 11-Mitglieder berichten, daß es ihm nie gelungen sei, seine elitären, empfindsamen Vorstellungen im proletarischen Milieu reflektiert zu sehen.

Eine Bestätigung für die These von der einseitig bürgerlichen Zusammensetzung der Vorkriegs-dj. 1. 11 läßt sich zunächst mangels empirischer Unterlagen nicht mit der an sich wünschenswerten Exaktheit liefern. Allerdings ergeben sich deutliche Indizien für unsere Behauptung, wenn man sich die Gruppenstrukturbereiche der Organisation und des Wertgefüges⁹ näher betrachtet, so wie sich diese aus den Quellen, der Literatur¹⁰ und den Aussagen von Schlüsselpersonen erschließen lassen. Bei aller Vor-

7. Eine — wenn auch nicht umfassende — ‚Geschichte von dj. 1. 11‘ findet sich bei Tjaden a. a. O. für die Vorkriegszeit. Eine Geschichte der Jungenschaftsbewegung insgesamt ist noch nicht geschrieben. Die in Anmerk. 4) erwähnte Arbeit macht den Versuch einer kurzen, möglichst vollständigen Längsschnittsanalyse der dj. 1. 11 — auch der Nachkriegszeit. Bei vielen Autoren finden sich im Rahmen von Gesamtdarstellungen der Jugendbewegung Kapitel über tusk und die dj. 1. 11, (so bei den hier zitierten Laqueur und Pross, a. a. O.), auf die aber im einzelnen hier nicht verwiesen wird.
8. Materialien und Hinweise u. a. bei Pross und Laqueur, a. a. O. Auch: Helmut Schelsky: „Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend“, Düsseldorf-Köln 1957, S. 59
9. Dahinter steht das Modell einer Struktureinheit, das analytisch in die Bereiche Organisation — Wertgefüge / Ziele — Aktivitäten aufgegliedert wird. Vgl. Gerhard Wurzbacher: „Primärgruppen in der Massengesellschaft“, in: G. Wurzbacher (Hrsg.): „Gruppe, Führung, Gesellschaft . . .“ Mchn. 1961, S. 26 ff.

Hier ist es auch möglich, konkretere Aussagen zur Tätigkeit der älteren Mitglieder selbst zu treffen, was, im Zusammenhang mit der Schichtzuordnung von Interesse ist. Für die Vorkriegs-dj. 1. 11 ist es mangels empirischer Unterlagen unmöglich.

Abgesehen von regionalen und hier nicht im einzelnen aufzuweisenden Besonderheiten bestätigt sich dabei insgesamt das o. a. strukturelle Bild des Bundes.

Mitglieder der Nachkriegs-dj. 1. 11, die über das Volksschulpflichtige Alter hinaus waren, waren bzw. sind in der Mehrzahl kaufmännische oder gewerbliche Lehrlinge (ca. 70 %) ¹⁶, es folgen Schüler und Studenten (ca. 25 %), und wenige Mitglieder mit eigener beruflicher Existenz (ca. 5 %). Letztere, etwa je zur Hälfte Handwerker, qualifizierte Facharbeiter — oder mittlere und höhere Angestellte und Beamte oder Selbständige, lassen sich fast durchwegs den Mittelschichten, vereinzelt auch der unteren Oberschichten zuordnen, (was eventuell die Hypothese einer sozialen Aufstiegs-wirksamkeit der Mitgliedschaft in der organisierten Jugendgruppe bestärken könnte!). Sie sind freilich nur zum geringsten Teil im Bund wirklich aktiv tätig, weshalb wir ihre Betrachtung hier auf diese Feststellung beschränken.

Für den zeitweilig zum dj. 1. 11-Bund gehörigen ‚dj. 1. 11-Hortenring‘ des Rhein/Ruhrgebietes, der hier eine gewisse Sonderstellung einnimmt, läßt sich für nicht mehr Volksschulpflichtige Jugendliche sogar ein Anteil von 80 — 85 % an gewerblichen Lehrlingen und Arbeitern angeben. Auch hinsichtlich der Schichtzugehörigkeit der Eltern dominierten die untere Mittelschicht und vor allem die Unterschichten. Teilweise kamen bis zu 50 % der Mitglieder einzelner Untergruppen aus sozial deklassierten — und Hilfsarbeiterfamilien. Hier ist auch der Anteil der sozialen Aufsteiger unter den Gruppenmitgliedern besonders hoch.

Zwei weitere regionale Besonderheiten von Bedeutung seien noch hinzugefügt:

In den Großstadtgruppen war der Anteil der Oberschüler und Studenten unter den Mitgliedern meist etwas höher, der Anteil der Lehrlinge und Arbeiter entsprechend geringer, obwohl letztere immer in der Mehrzahl waren. Ein gewisses Kuriosum war die zeitweilig zum dj. 1. 11-Bund gehörige ‚dj. 1. 11 — aachen‘, in der sich die soziale Herkunft der Mitglieder im Vergleich zur Vorkriegs-dj. 1. 11 kaum geändert hatte. Daneben bestand diese Untergruppe nahezu ausschließlich aus Schülern höherer Schulen. (Ohne auf Einzelheiten eingehen zu wollen soll doch erwähnt werden, daß diese Diskrepanz der Schichtung mit teils recht unterschiedlichen Ver-

16. Die Prozentzahlenangaben sind Schätzwerte, und beziehen sich auf den Zeitraum von ca. 1965 — 1969. Aber auch für die fünfziger Jahre ließen sich nach den spärlichen sozialstatistischen Unterlagen und aufgrund von Befragungen keine großen Unterschiede ausmachen.

haltens- und Erwartungsmustern, vor allem seitens der Aachener Führer, wohl mit einer der Gründe war, weshalb die Aachener den Bund wieder verließen).

Betrachtet man die Träger der Führungspositionen und die ausgesprochenen ‚Gruppenkader‘ und informellen Führer (‚Ideologen‘) in der Nachkriegs-dj. 1. 11, so ergibt sich für die soziale Herkunft aus der Elternfamilie nur eine geringe Verschiebung im Schichtenmodell nach ‚oben‘ hin. Auch hier waren die Eltern mit wenigen Ausnahmen meist deutlich den unteren Mittelschichten zuzurechnen. Die Unterschichten waren in dieser Auswahlgruppe allerdings unterrepräsentiert, (was u. a. auf Wirkungen schichtspezifischer Sozialisation in der Familie zurückführbar ist). Die Führer selbst aber hoben sich deutlich von den übrigen Mitgliedern ab. Überwiegend waren sie die Fach-, Oberschüler und Studenten der Gruppe. Aus ihren Reihen kamen, nebenbei bemerkt, auch die meisten der Mitglieder, die im Laufe der Zeit den ‚2. Bildungsweg‘ einschlugen, meist mit der Zielrichtung auf pädagogische oder anderweitig soziale Berufe. Leistungs- und Aufstiegs motivation dürften daher in nicht unbeträchtlichem Maße auf Sozialisationswirkungen der Gruppe beruhen, was generell wiederum deren Bedeutung für die Gesellschaft — auch in der Gegenwart — dokumentiert!

Deutlich wird also der Wandel in der sozialen Zusammensetzung der Mitgliedschaft im Vergleich der Vor- zur Nachkriegs-dj. 1. 11, und die heutige dj. 1. 11 unterscheidet sich hierin auch beträchtlich von verwandten Gruppierungen der Nachkriegszeit, zumindest was Ausmaß und Intensität dieses Wandels betrifft. (Die exakte Untersuchung anderer heutiger Bünde wäre freilich eine z. T. noch zu leistende Arbeit.)

Demjenigen, dem Materie und ‚Milieu‘ persönlich vertraut sind, wird zumindest auffallen, daß etwa Wandervogelbünde und Pfadfinder, wie auch andere ‚Bündische‘ vergleichsweise nur einen geringen Anteil an Jugendlichen aus sozial unterprivilegierten, ‚niederen‘ Schichten anzusprechen vermochten, wenn sie es — wie zu untersuchen wäre — im Einzelfall gewollt hätten. ¹⁷

3. Versuch einer Erklärung des Wandels

Was dj. 1. 11 betrifft, so vermuten wir zur Erklärung für diesen Wandel in der sozialen Zusammensetzung des Bundes hauptsächlich sechs Gründe:

1) Bekanntlich scheiterte tusks erster Anlauf, die Jugendbewegung, speziell die Bündische Jugend gewissermaßen ‚im Handstreich‘ zu revolutionieren 1931 mit dem Ausschluß von dj. 1. 11 aus dem ‚Deutschen Pfadfinder-

17. Allerdings läßt sich hierzu für den ‚Bund Deutscher Pfadfinder‘ (BDP) in den letzten 3 Jahren ein mit spektakulären Ereignissen verbundener Wandel feststellen.

... und ...

... und ...

... und ...

... und ...

... und ...

... und ...

... und ...

... und ...

... und ...

... und ...

... und ...

... und ...

altershomogenen Kleingruppe suchten, und der Jugendliche aus den Unterschichten um so eher anzog, als sie — zumindest aus materiellen Gründen — weit weniger Kompensationsmöglichkeiten vorfanden, als ihre privilegierten Altersgenossen.

5) Da sich in der Folge die Gruppenarbeit auf das Bildungsniveau der vorherrschenden Volksschüler aus den Unterschichten und der unteren Mittelschicht einzustellen hatte, kam es vor, daß Oberschüler, insbesondere wenn sie aus einem bürgerlichen Hause stammten, sich isoliert oder unterfordert fühlten und die Gruppe wieder verließen. Der ‚Mitgliedernachschub‘ aus Arbeiterfamilien hingegen riß durch Freundes- und Bekannwerbungen kaum je ab, so daß sich nach den einmal gegebenen Anfangsbedingungen die Mitgliederstruktur hinsichtlich der sozialen Herkunft auch ohne großes Zutun der Führer und Älteren in der o. a. Form entwickelte und auf die Dauer verfestigte.

6) Schließlich, für die jüngste Vergangenheit, brachte es die sich anfänglich teils aus idealistischem Pazifismus, teils aus ernstgenommenem radikal-demokratischen Engagement entwickelnde Beschäftigung der Älteren mit reform- oder neomarxistischen Gedanken seit dem Ende der fünfziger Jahre in dj. 1. 11 (und bekanntermaßen generell in ‚der Jugend‘) mit sich, daß Lehrlinge und Jugendliche aus den Kreisen lohnabhängiger unselbständiger Arbeitnehmer der unteren Mittel- und der Unterschichten zum bevorzugten Objekt eigener gruppen- und gesellschaftspädagogischer Intentionen wurden.

Man findet — wenigstens verbal — einen ideologisch motivierten Rückgriff auf die ‚Arbeiterjugend‘ in allen Untergruppen des heutigen dj. 1. 11-Bundes²¹ Allerdings finden sich neuerdings auch Stimmen, die solch einseitige Determination verneinen.²²

4. Hypothesen zur Auswirkung der pluralen Schichtung in der Gruppe

Zweifelsohne wird es eine letztlich kaum empirisch nachweisbare Hypothese bleiben, daß die relative Pluralität der sozialen Schichtung in dj. 1. 11 mehr oder weniger zur überraschenden Resistenz der Jungenschaft gegen die nationalsozialistische Gleichschaltung beigetragen hat.

Wir meinen aber, daß die strukturelle Öffnung hin zur Arbeiterjugend und die — teils durch die politischen Umstände bedingte — Aufnahme deren solidarischer, weit über das übliche ‚Kameradschaftsgefühl‘ hinausgehender, Traditionen nicht ohne Auswirkung geblieben ist. Zumindest bewahrte sie, als ein Element, die Jungenschaft zu Beginn des ‚Dritten Reiches‘ vor dem gänzlichen Scheitern ihrer (politisch freilich kaum erfolversprechenden) Widerstandsbemühungen. Zum anderen befähigte sie ihr ‚proletarischer‘ Einschlag erst zur Partnerschaft für andere, ernster zu neh-

21. vgl. ‚Sigma‘ 2/1969, S. 3

22. vgl. dass. 9/1971, S. 9 f.

mende Widerstandskreise.²³

Desgleichen ist unserer Meinung nach der erfolgreiche Widerstand der Nachkriegsjungenschaft gegen die Umarmungsversuche seitens der FDJ²⁴ nicht allein aus der Skepsis der damaligen Führerschaft gegen Propheten aller Sorten erklärbar. Zumindest unbewußt dürften z. T. auch plurale Erfahrungen mitgewirkt haben, die maßgebliche Wortführer der damaligen Jungenschaften in den Gruppen machten. Wo Bürger- und Arbeiterjugend bereits einen — wie immer zu bewertenden — Konsensus jugendbestimmter Selbstverwirklichung gefunden hatten, war wohl wenig Platz für stalinistische Politruks und engstirnige Dogmatiker, die ‚Sozialismus‘ nicht als Programm für die Befreiung des Menschen sondern als Rezept für die Eringung der Macht, gleich um welchen Preis, betrachteten.

Für die Gegenwart wird vermutet, daß dj. 1. 11, wiewohl sie nach Wertefüge, Selbstverständnis und tatsächlichen Aktivitäten dem ‚linken Flügel‘ der Bewegung (der sie sich nach eigener Aussage kaum noch verbunden fühlt²⁵), zuzurechnen ist, sich eben gerade deshalb bewußt aus anarcho-voluntaristischem, konzeptionslosen Aktivismus, wie auch aus den selbstzerstörerischen Sekten-Querelen der APO herauszuhalten wußte, weil die trotz aller Dominanzen nach wie vor bestehende Pluralität der sozialen Schichtung eine monistische Selbstdeutung aus gemeinsamer Schichten- und Bewußtseinslage heraus (wie in der ‚Studentenbewegung‘) verhinderte. (wobei sich hier multifaktoriale Ansätze zur genaueren Analyse zu beachten wären). Jedenfalls kam es nicht zu jener umfassenden Identitätskrise im Zuge der ‚Schüler- und Studentenbewegung‘, die bei anderen verwandten Bündeln und Gruppierungen Auflösungstendenzen und / oder faktisches Ende des Bestehens zeitigten.²⁶

5. Einige Folgerungen

Aus dem Gesagten folgern wir, daß in der Tat eine etwas differenziertere Betrachtung des Phänomens der deutschen Jugendbewegung angezeigt ist. Insbesondere die für diesen Gegenstand verbreiteten phänomenologischen ‚Wesens‘-Betrachtungen führen nicht recht weiter, weil sie immer in Gefahr bleiben, unkritisch an der Oberfläche zu verhaften, ohne die konstituierenden sozialen Strukturen tiefer auszuloten.

23. Das gilt — neben kirchlichen Gruppierungen — z. B. auch für sozialistische Kreise, etwa die Gruppe um K. O. Paetel in Paris.

24. Wir beziehen uns hier auf den — kläglich gescheiterten — Versuch der FDJ, auf dem Winterlager in Haltern zur Jahreswende 1948/49, über einen Abgesandten des damals in Ostberlin lebenden tusk, die Jungenschaft im alten dj. 1. 11-Stil und im Sinne kommunistischer Jugendarbeit zu überrumpeln.

25. vgl. ‚Sigma‘ 2/1969, S. 3

26. Zu verweisen wäre z. B. auf die Auseinandersetzungen und inzwischen vollzogenen Spaltungen in der Pfadfinderschaft, insbes. beim BDP, sowie auf den Niedergang der dj. e. V. und des freischarähnlichen ‚Bundes Deutscher Jungenschaften‘ (BdJ).

weil dieses besondere Phänomen einer Erklärung bedarf, ist es notwendig auf die Struktur der Elternhäuser einzugehen, aus denen im alten Österreich damals, nämlich lange oder kürzere Zeit vor dem ersten Weltkrieg, jene Studenten kamen, die sich zu lebensreformerisch ausgerichteten Korporationen zusammenschlossen. Diese Struktur ist aber nur dann zu verstehen, wenn mit einigen Worten der Schicksalsweg der deutschen Bevölkerung durch den Spätherbst der Habsburger Monarchie geschildert wird.

Wurzeln und gestaltende Kräfte

Wir halten uns dabei im folgenden — abgesehen von eigenen Kindheits- und Jugenderinnerungen — an die ungemein zutreffende Darstellung der Geschichte der Parteien und politischen Bewegungen im alten Österreich, die der Wiener Historiker Adam Wandruszka in dem grundlegenden Werk von Heinrich Benedikt „Geschichte der Republik Österreich“ (1954) gegeben hat. Wir können die prägnante Zusammenfassung Wandruszkas, der selbst aus dem Wiener Wandervogel hervorgegangen ist und sich stets dazu bekannt hat, gleichsam als Leitwort über diesen Abschnitt setzen: „Der besondere Charakter Österreichs als Rückzugsgebiet von aus dem Westen kommenden Strömungen und Bewegungen zeigt sich auch hier (in der nationalen Bewegung der alten Monarchie). Ein letzter Nachhall der nationalen Begeisterung der Befreiungskriege reicht über Anastasius Grün und Robert Hamerling herauf bis zu dem Dichterpriester Ottokar Kernstock. In den nationalen Studentenverbindungen lebte noch etwas von dem revolutionären nationalen Schwung der deutschen Burschenschaften aus der ersten Jahrhunderthälfte und von dem Kampfgeist der Wiener akademischen Legionäre aus dem Revolutionsjahr 1848. Die nationale Begeisterung aus der Zeit der Reichsgründung, die in Deutschland selbst einer realistischeren und materialistischeren Richtung Platz gemacht hatte und vielfach zur hohlen, nur zu nationalen Festlichkeiten hervorgeholten Phrase geworden war, hatte in Graz, Marburg, Prag und Wien, obwohl oder gerade weil man hier die Reichsgründung nur aus der Ferne, selbst davon ausgeschlossen, miterlebt hatte, noch die Kraft eines zu größtem persönlichen Opfer befähigenden Bekenntnisses. Sie war zugleich Ankündigung der nächsten Welle der deutschen Jugendbewegung, die dann im Wandervogel wenige Jahre vor Beginn des ersten Weltkriegs auch nach Österreich herüberschlagen, hier den Anschluß an die früheren Bewegungen finden und damit sofort einen nationalkämpferischen Charakter erhalten sollte.“

Daß diese geistesgeschichtliche Einordnung der Jugendbewegung im alten Österreich geradezu den Nagel auf den Kopf trifft, läßt sich an Hand der frühen Schriften — seit 1911/12 — belegen; aber auch aus dem Munde der nur mehr wenigen Zeugen jener Gründergeneration ist dies noch heute zu hören. So hat etwa Erich Kerck, der Ältesten einer, in einer rückschau-

enden Betrachtung „Wie der Wandervogel im alten Österreich heimisch wurde“ erst vor wenigen Jahren („Der Neue Bund“ 1952) bekundet, daß nicht „gefühlstrunkene Jungenromantik, vielmehr männlich klares, gedanklich fest untermauertes Wollen der Wegbereiter des Wandervogels in Österreich gewesen ist, der wohl die Form von draußen übernommen, den Inhalt jedoch gar sehr nach den bodenständigen Gegebenheiten und Notwendigkeiten gestaltet hat“. Um nicht mißverstanden zu werden: es steht zu dieser aus dem Erleben geformten Darstellung keineswegs im Gegensatz, wenn sich andererseits trotz dieses Bekenntnisses zu einer gemeinsamen Haltung und einer klaren Zielsetzung in den ersten Fahrtenblättern auch eine den diesbezüglichen Verhältnissen in den damaligen reichsdeutschen jungen Bünden in nichts nachgebende Ursprünglichkeit und Unproblematik dieser frühen Stufe des Wandervogels in Österreich widerspiegelt, die sich im Innern der noch lebenden Alten als ein leuchtendes, unwiderruflich versunkenes und nicht mehr betretbares Jugendland darstellt (Karl Ursin). Es würde eine Verfälschung der wirklichen Verhältnisse und eine unstatthafte Vereinfachung dieser Entwicklungsvorgänge bedeuten, wollte man für die Frühgeschichte der Jugendbewegung im alten Österreich nur die eine Seite, die kämpferisch-nationale, oder nur die andere, die jugendbewegt-romantische, zur Kennzeichnung heranziehen. Dies ist auch von tiefblickenden und diese Problematik mehr gefühlsmäßig erfassenden als verstandesgemäß durchdringenden Freunden aus dem „Reich“ durchaus erkannt worden, so etwa, wenn uns Hjalmar Kutzleb gelegentlich schrieb: „Ich habe schon in früheren Jahren das Gefühl gehabt, daß der Deutsche in Österreich uns anderen im Reich etwas voraus hatte, einen Spürsinn für das, was sich im Namen Volk versteckt. Ich merke es heute aus Gesprächen mit Deutschböhmen, oft ganz einfachen Leuten. Euch im Südosten ist eine ganz andere Schule widerfahren und hat da ganz eigene Gaben entwickelt . . .“ (1955). Damit ist Kutzleb zum Kern vorgestoßen: von dieser „anderen Schule“ und von diesen „eigenen Gaben“ muß gesprochen werden, wenn man die Wurzeln bloßlegen will, aus denen der Wandervogel in Österreich, die Jugendbewegung überhaupt und die bündischen Korporationen und akademischen Gemeinschaften entstanden sind.

Weder alle Wurzeln, denen der Wandervogel und die Jugendbewegung sowie die ihnen nahestehenden akademischen Gemeinschaften entsprangen, noch die von außen her kommenden Kräfte, die von Anfang an oder später maßgeblich darauf einwirkten, sind für den Ursprung und die weitere Entwicklung gleichwertig oder gleich bedeutsam gewesen. So bedingte nicht etwa der Stammescharakter, sondern die eigenartige Lage des Deutschtums in der österreichisch-ungarischen Monarchie überhaupt eine gewisse Eigenständigkeit der Jugendbewegung in Österreich. „Die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder“, also die österreichische Reichshälfte war hinter einer glänzenden Fassade in heilloser innerpolitische Kämpfe, weni-

Volk und Volkstum, wie sie auch, oder besser: gerade Österreichs Wandervogel seit der Gründung ihres Bundes beseelte. „Wir werden uns ganz entschieden dagegen verwahren, wenn man den Bestrebungen unseres Bundes irgendwelche politische Nebenabsichten andichtet, politische und religiöse Bestrebungen sind von der Bundestätigkeit unbedingt ausgeschlossen“, schreibt Ernst Keil, aber im gleichen Atem fragt er im Hinblick auf die nationalen Kämpfe innerhalb der Donaumonarchie: „Unsere nationalen Gegner, ja alle Völker in diesem Reiche erziehen ihre Jugend zur rücksichtslosen nationalen Betätigung . . . Warum sollen also gerade wir Deutschösterreicher eine Ausnahmestellung einnehmen, warum sollte man es gerade uns verübeln, wenn wir der deutschen Jugend predigen:

Was auch draus werde,
steh zu deinem Volk!“

Und er fährt fort: „Erfreulicherweise ringt sich bei uns überall die Erkenntnis durch, daß wir von einem oberflächlichen Phrasennationalismus loskommen müssen, daß eine Vertiefung der nationalen Überzeugung im Sinne der deutschen Tüchtigkeitsbestrebungen die einzige Gewähr für eine bessere Zukunft unseres Volkes bietet. Hierzu will auch unser Bund beitragen.“

Bedürfte es noch eines Beweises, welcher Geist die aufbrechende Wandervogeljugend in den Donau-, Alpen- und Sudetenländern beseelte, so kann an den Feuerspruch erinnert werden, den der 1914 gefallene österreichische Wandervogelführer Fritz Kutschera, der aus der freiheitlich-nationalen Korporation „Akademischer Alpenklub Innsbruck“ hervorgegangen und sich der grenzlanddeutschen Mission in besonderem Maße bewußt war, für eine von den Mödlinger Wandervögeln durchgeführte Hundertjahrfeier der Völkerschlacht verfaßte; auch dies ein Dokument jener Frühzeit, das für sich selbst spricht:

1813 — 1913

Wie damals steht die Jugend in den Reihen
Und drängt und stürmt und reißt das Alter mit
Und will der großen Masse Schwung verleihen,
Schon hören wir der neuen Zeiten Schritt!

In frohem Spiele stählt sie ihre Glieder
Und zum Erlebnis wird ihr die Natur,
Den alten Spruch bringt sie zu Ehren wieder:
Die Heimt liebt, wer sie durchwandert, nur.

Sie lauscht dem Prasselsange reiner Flammen,
Der ihr von Nöten und von Kämpfen spricht,
Zur Sonnenwende schart sie sich zusammen
Und findet sich im Glauben an das Licht!

Drum kränzt mit Eichenlaub die jungen Stirnen
Wie vordem Körners tatenfrohe Schar,
Verlernt den Haß nicht und das edle Zürnen,
Droht unserm Volk und seiner Art Gefahr.

Auch unsre Zeit braucht tatenfrische Männer,
Gesunde Jugend, opfermut'ge Frau'n,
Braucht Sucher, Denker, freudige Bekenner,
Die an dem großen Werke weiterbau'n!

In der eigenartigen — heute würden wir sagen: verkrampten — Situation des innerstaatlichen Nationalitäten-Kampfes Alt-Österreichs war die nationale Selbstbehauptung der Deutschen, abgesehen von mehreren politischen Parteien, auf kulturellem Gebiet in den sehr veralteten Formen der Sänger- und Turnvereine, sowie der rein defensiven Schutzvereine in einer gewissen Altertümlichkeit und Spießbürgerlichkeit stecken geblieben. Diese verstaubte, falsche, nur „sogenannte“ Romantik, die innere Gehaltlosigkeit des damaligen Farbenstudententums, besonders auch in den Pennalien, schrien geradezu nach neuen Formen, ja nach einer Ablösung von Lebensstil und Lebensinhalt! Wie ablehnend auch die neue Jugend der nationalen Phrase gegenüberstand, niemand dachte daran, aus dem Behauptungskampf des Volkstums zu desertieren. Aber in diese hohle Welt der alten Gesellschaft mußten Glut und Geist hineinfahren, um ein Leben für die Jugend wieder erträglich zu machen. Für dieses neue Jugendleben, das der Wandervogel erschloß, traten schon früh bedeutende Führerpersönlichkeiten im Alpenland, in Wien und in den Sudetenländern ein. Unter ihnen befanden sich auch jugendlich aufgeschlossene Gymnasialprofessoren und Hochschüler, die sich als Bahnbrecher erwiesen.

An all dies muß hier erinnert werden, soll die Eigenart des Wandervogels in Österreich gegenüber den reichsdeutschen Bünden der Frühzeit, richtiger gegenüber allen Perioden der Jugendbewegung, erklärt werden. Jedenfalls kamen die Wandervogel, die sich vor dem ersten Weltkrieg zum Aufbruch sammelten, meist aus Elternhäusern, in denen das Gedankengut der nationalen Bewegung in Österreich zum festen Bestand gehörte, sie hatten Lehrer, Gymnasial- und Hochschulprofessoren, deren viele die gleichen Ideen vertraten. Man muß diese Zusammenhänge kennen, um die Ausgangsstellung des Wandervogels in Österreich zu verstehen, warum er von Anfang an in diesem Sinne „national“ war.

Hand in Hand damit ging das brennende Interesse der Wandervogel Österreichs an der sogenannten „Schutzvereinsarbeit“. Der Nationalismus der Deutschen in Österreich war, wie dies Wandruszka ausführlich dargetan hat, „als Reaktion gegen die immer lauter werdenden Forderungen der anderen Nationalitäten, vor allem der Tschechen, erwachsen und trug

daher, selbst in seinen radikalsten Äußerungen defensiven Charakter. ‚Nationale Politik‘ war im Zeitraum zwischen 1866 und 1918 weitgehend ‚Schutzvereinspolitik‘, ein von dem Gefühl des unvermeidlichen Verlustes überschatteter Kleinkrieg um die Bewahrung des nationalen Besitzstandes in Schule und Verwaltung . . . Man kämpfte um den nationalen Bestand an der bedrohten Sprachgrenze, in Nordböhmen, Südtirol, Südkärnten und in der Untersteiermark“. Diesen Aufgaben widmete sich zur Zeit, da der Wandervogel in Österreich gegründet wurde, eine Reihe von Schutzvereinen, so vor allem der „Deutsche Schulverein“ (1880), die „Südmark“ in Graz (1889) und andere, denen im Jahre 1911 rund 400 000 Mitglieder in 3 500 Gruppen in der ganzen Monarchie angehörten. Wie groß das Interesse dieser Schutzvereine an dem eben erst ins Leben gerufenen Wandervogel war, zeigen zahlreiche Aufsätze, Berichte, Aufrufe, Fahrtenankündigungen z. B. in der den Schutzvereinen nahestehenden Monatsschrift „Lehr und Wehr, Völkische Blätter für die deutsche Jugend“. Man findet darin vor Erscheinen des bundeseigenen Blattes „Fahrend Volk“ viel „historisches Material“ über die Urfänge des Wandervogels in Österreich. Auch der „Neudeutsche Kulturbund“ des Reichenberger Arztes Gustav Rösler und seine Zeitschrift „Neues Leben“ waren gleich der hervorragenden „Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen — Deutsche Arbeit“ des Prager Literarhistorikers August Sauer von nachhaltiger Wirkung auf Ausrichtung und Gedankengut der Wandervogel in Böhmen und der ersten akademischen Gemeinschaften der Jugendbewegung in Prag.

Diese enge Bindung des Wandervogels und der aus dem Geiste der Jugendbewegung entstandenen akademischen Gemeinschaften an die Schutzvereins- und Kulturarbeit zieht sich von ihren Anfängen im Habsburger Reich an wie ein roter Faden durch ihre ganze Geschichte: Waren es ursprünglich die Wandervogelgruppen in den bedrohten Gebieten des Sudetenraumes, in Marburg a. d. Drau und Cilli, in Triest und Pola (im ehemaligen Küstenland), in Czernowitz (Bukowina) und Stanislaw (Galizien), in Kronstadt und Hermannstadt (Siebenbürgern) und in vielen anderen in zwischen längst im Völkermeer versunkenen deutschen Sprachinseln, die in ihrem Bereich vorbildliche Grenzlandarbeit leisteten und auf den Gesamtbund wirkten (Sprachinselorte standen damals unter „Wandervogelpatenschaft“), so waren es später nach der Zerschlagung der Monarchie die Südtirol-Arbeit, die Fahrten in das Banat, nach Siebenbürgen, in die Gottschee und in die Dobrudscha, von vielem anderen zu schweigen, die diese Tradition lebendig erhielten — bis auf den heutigen Tag! Die Volkstums- und Grenzlandarbeit stand von Anbeginn an im Mittelpunkt. Später waren es der Irrsinn der Grenzsetzungen von St. Germain und der anderen Pariser Vororte-Verträge, die dem feindlichen Ansturm schutzlos preisgegebenen deutschen Siedlungsgebiete vor allem im Süden und Südosten,

denen unser leidenschaftliches Interesse galt. Oft wußten wir in diesen Fragen besser Bescheid als auf dem eigenen Studiengebiet, in welchem wir in das nächste Examen zu steigen hatten. Wir haben uns in der gesamtdeutschen Jugendbewegung stets als Spezialisten der grenz- und auslandsdeutschen Problematik und Praxis gefühlt und uns nicht wenig darauf zugute gehalten. Diese Grenzlandarbeit gehört zu den entscheidenden Leistungen von 1911 bis 1938. Was hier an Spielfahrten, Kulturarbeit am Dorfe, Kindergarten- und Landjugend-Einsatz geleistet und welches deutsche Leben im Grenzland und Ausland davon befruchtet wurde, wie aber unsere Jugend auch selbst dabei wuchs und klarer und reifer in ihren Auffassungen und Zielsetzungen wurde, können wir hier nur bekennen und andeuten.“ (Karl Ursin)

Es wäre noch über manch andere Wurzeln im Geflecht zu berichten, aus dem Wandervogel und Jugendbewegung im alten Österreich zu einem kräftigen Baum emporwachsen, obwohl dazu nur die wenigen Jahre bis zur ersten großen Zäsur des Jahres 1918 zur Verfügung standen, so etwa die Kraft die ihnen aus der Welt des Bergsteigertums zuströmte oder die begeisterte Hingabe dieser Jugend an alle Lebensäußerungen des noch unverfälschten und unverbildeten bäuerlichen Volkstums, an Volkslied und Volkstanz, Brauchtum und naturgewachsene Sitte. Doch haben gerade diese Bestrebungen auf die spezielle Entwicklung akademischer Gemeinschaften, um die es uns hier geht, keinen entscheidenden Einfluß ausgeübt oder waren dafür nicht besonders kennzeichnend. Aber auch mit der ausführlichen Beschreibung dieser und anderer Tendenzen, Kräfte und Zielsetzungen könnte keine Vollständigkeit erreicht werden: denn was strömte hier nicht alles ineinander, verflocht und verzahnte sich, strebte wieder auseinander und hing doch irgendwie zusammen! Es ist nicht leicht, jeder der in die frühe Jugendbewegung einströmenden Ideen und Tendenzen jenes Gewicht zuzuschreiben, das ihnen in Wirklichkeit zukam.

Da wurde neben der Ablehnung des Alkohols und der Trinksitten, die für die Gründung und Arbeit akademischer Gemeinschaften aus dem Geist der Jugendbewegung eine besondere Rolle spielte, auch anderen Lebens- und Sozialreformbestrebungen gehuldigt: Tabakgegnerschaft und Vegetarismus, Bodenreform- und Gartenstadtbewegung, Bemühungen um ein gesundes, natürliches Geschlechtsleben, Erneuerungsbestrebungen zur Überwindung der aus der überschnellen industriellen Großstadtentwicklung entstandenen Schäden, Wohnungs- und Heimkultur, freie Schulgemeinden (Landschulheime) und Bildungsreform, Heimat und Naturschutz, Frauenfrage und Frauenbewegung. Poperts „Helmut Haringa“, von Peter Rosegger in seinem „Heimgarten“ (1911) enthusiastisch begrüßt, war wie der „Dürerbund“ und Ferdinand Avenarius mit seinem „Kunstwart“ von großem Einfluß auf das kulturpolitische und musische Weltbild der jungen Wandervogel. Sozialhygienische und eugenische Forderungen waren im

Vorkriegswandervogel ebenso, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, lebendig wie Ideen von Gobineau und H. St. Chamberlain. Mit einem Wort: Fast von allem, was in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg in der geistes- und kulturgeschichtlich so bedeutsamen „Deutschen Bewegung“ (die sich einerseits vom deutschen Idealismus, andererseits von der deutschen Romantik herleitete) aktuell war, von Armin Mohler als „Konservative Revolution“ umschrieben, von Jean Neurohr als „Mythos des Nationalismus“ diffamiert — fast von allem dieses so schwer analysierbaren Konglomerats in der Ideengeschichte unserer Zeit läßt sich etliches gleich Spurenelementen in der Jugendbewegung in Österreich nachweisen.

Von Paul de Lagarde haben wir ein Wort überliefert, dessen Schriften überhaupt in dieser frühen Phase wie die des „Rembrandtdeutschen“ Julius Langbehn eifrig gelesen wurden, in dem es heißt: „Mag Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode des Lebens treten könne, ohne ein neues Ideal. Möge es bedenken, daß wirkliches Leben von unten auf und nicht von obenher wächst, daß es erworben, nicht gegeben wird.“

Dieses neue Ideal, oder wenn wir statt dieses abgebrauchten Wortes lieber ein späteres annehmen wollen, jenes neue Inbild, war eben der Wandervogel. Im Herzen, in der Gefühlswelt, nicht in der Verstandeswelt der jungen Menschen, war ein in seinen Konturen deutliches Bild von einem jungen und später das ganze Leben des Volkes erneuernden Menschentum sichtbar geworden. Es wäre also sachlich unrichtig, in der Kampfsituation der damaligen Väter und ihrer Söhne, also auf dem politischen Felde, allein jene Umwelt zu suchen, in die hinein der Wandervogel gegründet wurde und in der er gewachsen ist.

Vielmehr müßten wir, um zu einem vertieften Verständnis zu gelangen, auch den damaligen Kulturzustand Alt-Österreichs untersuchen, war doch dieses erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in seinem Gesicht und in vielen Beziehungen noch durchaus dem 19. Jahrhundert zugehörig — oder richtiger gesagt, begann doch die Zeitenwende bereits tief im vorigen Jahrhundert. Der Staats- und Sozialwissenschaftler Edgar Salin, dem Kreis um Stefan George zugehörig, hat in einer äußerst lesenswerten kleinen Schrift über das knapp zwei Jahrzehnte währende Gespräch zwischen dem noch aus der klassischen Zeit einsam emporragenden „Morphologen des menschlichen Geistes“ und großen Bewahrer Jakob Burckhardt und dem noch weit mehr einsamen schauerlich-hellsichtigen Propheten des heraufziehenden Verhängnisses, das viele für eine neue Morgenröte hielten, Friedrich Nietzsche, folgendes geschrieben: „Die Jugend des großen Aufbruches vor und nach dem ersten Weltkrieg wurzelte noch im geistigen Boden der großen Mahner, und es bedurfte oft nur eines leisen Winks, um sie hinzuführen zu den reinen Quellen, die ihren Durst nach Klärung des Vergangenen und des Gegenwärtigen und des Künftigen zu stillen vermochten.“ Wo aber lagen Sinn und Not jener Zeitenwende offener zu Tage als im alten Öster-

reich — und zwar im politischen wie im kulturellen, vor allem aber im geistigen Bereich?

Wie sehr Rilkes „Auszug des verlorenen Sohnes“ eine geheimnisvolle Sinndeutung auch für den Auszug des jungen Bürgertums vor dem Weltkrieg in unserer Jugendbewegung war, möge aus seinen Versen ersichtlich sein:

Nun fortzugehn von alle dem Verwornen,
das unser ist und uns doch nicht gehört,
das, wie das Wasser in den alten Bornen,
uns zitternd spiegelt und das Bild zerstört;
von allem diesen, das sich wie mit Dornen
noch einmal an uns anhängt — fortzugehn . . .
und fortzugehn: wohin? Ins Ungewisse,
weit in ein unverwandtes, warmes Land, . . .
und fortzugehn: warum? Aus Drang, aus Artung,
aus Ungeduld, aus dunkeler Erwartung,
aus Unverständlichkeit und Unverstand . . .
Ist das der Eingang eines neuen Lebens?

Nun dieses neue Leben war mit einem Male aufgebrochen, vielfältig und vielerorts, soweit es in dem weiten Reiche vom Bodensee bis Lemberg und Czernowitz im Buchenlande in der alten Monarchie deutsche Jugend gab.

Diese Zusammenhänge zu kennen, ist aber auch eine unabdingbare Voraussetzung, wenn wir jetzt versuchen wollen, die Entstehung der Wiener bündischen Korporationen vor und nach dem ersten Weltkrieg zu schildern, weniger die äußeren Geschehnisse und die organisatorischen Begebenheiten und Entwicklungen, sondern den Geist, der diese neuen Formen erfüllte und in ihnen wirksam blieb. Wir beschränken uns auf die Entstehungsgeschichte der Wiener Gemeinschaften und Gilden, während die gleichen oder ähnliche Entwicklungen in Leoben, Graz und Innsbruck sowie im Böhmerland, in Prag, Brünn und Tetschen-Liebwerd unberücksichtigt bleiben müssen.

Von der Akademischen Guttempler-Loge „Deutsche Kraft“ über die „Deutsch-akademische Gemeinschaft“ zur Deutschen Hochschulgilde „Aggstein“ (seit 1910)

Im Jahre 1901 war im Gefolge des in Wien tagenden VIII. Internationalen Kongresses gegen den Alkoholismus auch ein „Akademischer Abstinentenverein“ ins Leben gerufen worden, eine zwar große, aber nur recht lose verbundene Vereinigung. Drei ihrer Mitglieder begannen später ein Häuflein Gleichstrebender in einem „Deutschen Hochschülerbund für völkische Tüchtigkeit“ um sich zu sammeln. Aus mancherlei Gründen schlossen sie sich dem Neutralen Guttempler-Orden (I. O. G. T. N.) an, der seit

1906 — in der Monarchie als internationale Organisation zunächst nicht erlaubt — unter einem getarnten Namen als Erste Österreichische Gesellschaft gegen die Trinksitten „Nephalia“ (abgekürzt I. Ö. G. T. N.) firmierte und sich erst 1912 auch in Österreich Guttempler-Orden nennen durfte. Am 24. Februar 1910 wurde die Wiener Akademische Loge „Deutsche Kraft“ unter werktätiger Mithilfe von Dr. Michael Hainisch, dem nachmaligen österreichischen Bundespräsidenten, und des Mödlinger Gymnasialprofessors Dr. Joseph Longo feierlich gestiftet. Durch einen schwarz-rot-goldenen Streifen auf dem Gründungsaufwurf sollte von vornherein die Zugehörigkeit zur nationalen Bewegung in den deutschen Kronländern der Monarchie dokumentiert werden.

Aus geistesgeschichtlichen Gründen lohnt es sich, einen kurzen Blick auf die beiden „Paten“ dieser neuen akademischen Vereinigung, Hainisch und Longo, zu werfen. Der Wirtschafts- und Sozialpolitiker Michael Hainisch (1858 — 1940), einer begüterten niederösterreichischen Familie entstammend, Sohn der international bekannten Begründerin der österreichischen Frauenbewegung und Nachfolgerin der Baronin Suttner in der Friedenskommission, Marianne Hainisch, teilte jahrzehntelang seine Arbeitskraft und sein Interesse zwischen der musterhaften Bewirtschaftung seines großen landwirtschaftlichen Besitzes und einer umfassenden parteiunabhängigen Tätigkeit für agrar- und sozialpolitische Fragen und volksbildnerische Bestrebungen. Weltanschaulich vom Liberalismus herkommend, spielte er eine bedeutsame Rolle bei der österreichischen Gruppe der „Fabier“ (analog der 1883 gegründeten englischen „Fabian Society“), die als Gegner des Marxismus und seines Klassenkampfgedankens den Sozialismus in verfassungsmäßiger und allmählicher Evolution zu verwirklichen suchten. Hainisch veröffentlichte grundlegende Schriften über die Landflucht und ihre Bekämpfung, über das bäuerliche Erbrecht, er förderte die Turnerschaft, die grenzdeutschen Schutzvereine, die Lebensreformbewegung, die Volksbildung und war von 1920 — 1928 der erste Bundespräsident der Republik Österreich. Durch ihn erhielten Abstinenzorganisationen ein sehr schönes Heim in der Wiener Hofburg, das gut ein-einhalb Jahrzehnte lang Mittelpunkt der Jugendbewegung war.

Der andere Pate Joseph Longo (1869 — 1953) verzichtete auf eine Universitätslaufbahn, die ihm als Assistenten des weltberühmten Geographen und Begründers der Glazialmorphologie Penck sicher gewesen wäre, da er von der Idee der Landerziehungsheime (Hermann Lietz) so begeistert war, daß er selbst unter erheblichen finanziellen Opfern in Mödling das erste Landerziehungsheim in Österreich errichtete. Der Schweizer Psychiater August Forel und der Wiener Anthropologe Rudolf Pösch, dem es durch seinen persönlichen mutigen Einsatz zu verdanken war, daß die in einem Wiener Institut 1898 aufgetretenen Pestfälle auf eine ganz geringe Zahl von Kranken und Todesopfern beschränkt werden konnten, gewannen Joseph

Longo für die Abstinenz, deren bedeutendster Apostel in Österreich er alsbald wurde. So waren die beiden „Paten“ der ersten bündischen Korporation auf dem Wiener akademischen Boden hervorragende Persönlichkeiten und es mag auf diese Weise verständlich erscheinen, daß — ihrem Beispiel folgend — das Bekenntnis zu kompromißloser Enthaltbarkeit am Anbeginn jener Entwicklung stand. Es wäre völlig verfehlt, darin etwa nur ein individualhygienisches Prinzip zu sehen, dem sich damals einzelne zum Nutzen des eigenen Körpers und Geistes verschworen hatten. Nein — auch die Abstinenz der frühen Jugendbewegung in Österreich, besonders aber jener ersten akademischen Korporation aus ihrem Geiste war nur als eine der vielen Möglichkeiten zu nationalbewußtem, auf das Volksganze hinzielendem Handeln zu verstehen. Mag uns manches heute daran befremden, ja vielleicht übertrieben oder wenig verständlich erscheinen, so ist es doch deswegen geistesgeschichtlich gesehen, nicht weniger richtig: denn es gehörte tatsächlich von Anfang an zum Protest dieser idealistisch gesinnten Jugend gegen den platten Nationalismus der Bierbänke und Stammtischrunden, wenn sie in der Enthaltbarkeit von Alkohol eine deutschbewußte Tat sah und daraus die Folgerung für ihr persönliches Leben zog.

Schon ein Jahr nach der Gründung wurde der etwas überstürzt gewählte Name „Deutsche Kraft“ in „Deutsch-akademische Gemeinschaft“ abgeändert, der dann durch ein-einhalb Jahrzehnte beibehalten wurde. Damals bestand eine enge Verbindung zum Münchner Verein abstinenter Studenten „Freiland“ und zur Guttempler-Loge „Akademische Gemeinschaft“ in Heidelberg. Unsere Wiener „Deutsch-akademische Gemeinschaft“ erlebte 1911 — 1913 einen raschen Aufstieg, so daß aus dem Häuflein der zwölf Aufrechten von 1910 bis zum 1. Jänner 1914 die stattliche Schar von 106 Mitgliedern geworden war. Im eigenen Heim gab es damals bei jeder Sitzung Neuaufnahmen, unaufhaltsam wuchs die Zahl, was Ende 1913 eine organisatorische Umbildung zum Gau „Deutsch-akademische Gemeinschaft“ notwendig machte, der nun aus der alten Stammgemeinschaft „Trutzbund“ und den straffen, nicht-farben tragenden Korporationen „Freiland“ und „Freischar“ bestand. Über Grundlagen, Geschichte und Ziele unterrichtete 1914 eine 70 Seiten starke Schrift, die dem „Gönner und Freund“ Michael Hainisch gewidmet war und als Leitgedanken das Fichte-Wort trug: „Wir müssen zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche!“ Aus dem reichen Leben und der verdienstvollen Arbeit auf einem ausgedehnten und vielfältigen Arbeitsfeld sei besonders hervorgehoben, daß es fast ausschließlich Gemeinschaftler waren, die von Wien aus zum ersten Wandervogeltreffen nach Hirschberg und zur Ruine Bösig in Nordböhmen zu Pfingsten 1911 fuhren und dadurch wesentlich Anteil an der Entstehung des Österreichischen Wandervogels nahmen. Die erwähnte Schrift, die eine Federzeichnung der Ruine Aggstein schmückte, gab trotz anschaulicher Schilderung der Arbeit und des Lebens in der Gemeinschaft

und trotz eingehenden Stellungnahmen zu damals für hochwichtig gehaltenen Fragen (Volksbewußtsein, studentisches Leben, Duellfrage, Judenfrage, Lebensreform u. dgl. m.) doch nur einen blassen Begriff davon, was dieser Aufbruch zu einer Erneuerung des deutschen Studententums in der Geschichte der Studentenschaft auf Wiener akademischem Boden bedeutete. Es war ein einzigartiges Ereignis: in drei Jahren war neben den alten Bünden und Korporationen eine neue, und zwar gleich die größte studentische Gemeinschaft mit über 100 Aktiven entstanden, die in alle sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Ämter und Organisationen der Studentenschaft eindringen, bald an verantwortlicher Stelle mitarbeiteten, sich in vielen Fragen gegen das bis dahin übermächtige farbentragende Korporations-Studententum zu stellen wagten und zu behaupten vermochten. Die längst zur Rarität gewordene Schrift der „Deutsch-akademischen Gemeinschaft“ von 1914 stellt ein wichtiges Dokument der frühen Jugendbewegung vor dem ersten Weltkrieg dar und es ist Werner Kindt zu danken, daß ein Teil dieser Schrift im 2. Band der Dokumentation der Deutschen Jugendbewegung wieder allgemein zugänglich wurde.

Der erste Weltkrieg zerschlug, wie so vieles andere, auch die Arbeit und die bisherige Form der „Deutsch-akademischen Gemeinschaft“. Während des Krieges waren zwar die wenigen militärdienstuntauglichen Gemeinschaftler zusammengehalten worden und mit den Kameraden an der Front in einem regen Briefwechsel gestanden. Als man dann 1919 daran ging, die übriggebliebenen und heimgekehrten Gemeinschaftler zu sammeln, glaubten manche, nach dem Zusammenbruch bei einem regeren Gemeinschaftsleben nicht mehr mitmachen zu können. Zu viele Jahre hatte ihnen der Krieg gekostet, nun wollten sie so rasch wie möglich ihr Studium abschließen. So konnte die Arbeit nur langsam wieder in Gang gebracht werden. Bald nach dem Krieg löste sich die „Deutsch-akademische Gemeinschaft“ aus dem Guttempler-Orden und blieb zunächst eine selbständige Körperschaft an den Wiener Hochschulen, in der in jenem ersten Jahrzehnt nach dem Krieg wohl fast alle Wandervögel und Jugendbewegten wenigstens zeitweise verkehrten, die das Studium nach Wien führte. Dann findet sich in den noch vorhandenen Heimbüchern eine Eintragung vom Oktober 1919: „Friedrich Heiß“ (später DHG Werwolf-Berlin) „gewinnt die Deutsch-akademische Gemeinschaft für den jungdeutschen Gedanken“. Damit war ein wichtiger neuer Abschnitt auf dem Weg zur späteren Hochschulgilde eingeleitet worden. Junge Kräfte aus der österreichischen und böhmerrländischen Jugendbewegung strömten der Gemeinschaft zu und formten ihr neues Gesicht. Das Vorkriegsheim war längst verloren gegangen. Die Sitzungen, Vortrags- und Ausspracheabende und die häufigen Singstunden fanden meist in einem Studentenheim im 8. Wiener Gemeindebezirk in der Strozzigasse, dem „Strozianum“ seligen Angedenkens, oft auch im neuen Alkoholgegnerheim in der Wiener Hofburg, statt. In jenen Jahren setzte

auch eine neue Welle hochschulpolitischer Arbeit ein, die ganz besonders von der Deutsch-akademischen Gemeinschaft getragen wurde: das erste Hinaustreten aus unseren Kreisen nach dem Zusammenbruch durch die Gründung des „Jungdeutschen Hochschulringes“.

In fast allen damaligen und späteren Studentenparlamenten bis 1938 und in den Ämtern der Wiener Hochschülerschaft bzw. der Deutschen Studentenschaft, Kreis Österreich, saßen Wandervögel, Jungdeutsche und Jugendbewegte und sie bestimmten von nun an wiederholt Formen, Inhalt und Ablauf großer akademischer Veranstaltungen und Feiern. Hier sei nur der Enthüllung des Gefallenen-Ehrenmales in der Aula der Alma mater Rudolfsina und der richtungweisenden Gäminger Hochschulwochen Erwähnung getan, um aus der kaum überschaubaren Fülle der Erinnerungen einige besonders kennzeichnende Ereignisse hervorzuholen. Auch der Mitarbeit in der zunächst als Bund der Bünde gedachten „Südmärkischen Jugendgemeinschaft“ soll in diesem Zusammenhang gedacht werden, aus der sich alsbald immer klarer die Südmärkische Bewegung zu formen begann, die ihre Abstammung von der jungdeutschen Geistesrichtung und den Zusammenhang mit der Böhmerland-Bewegung nicht verleugnen konnte. Was damals in diesem Rahmen als Gedankengut erarbeitet wurde, hat noch für lange Jahre bestimmend fortgewirkt. Es sei diesbezüglich nur an die volksbildnerischen, kulturpolitischen, eugenischen und bevölkerungspolitischen Bestrebungen erinnert. So war in Wien immer mehr die „Deutsch-akademische Gemeinschaft“ zum wirklichen Mittelpunkt all derer geworden, die im Sinne der südmärkisch-jungdeutschen Bewegung arbeiteten. Aber auch aus dem Sudetenraum kamen in jenen Jahren neue Impulse für die Formung und den weiteren Weg der Deutsch-akademischen Gemeinschaft, die nunmehr eine ähnliche Entwicklung wie die Böhmerländischen Freischaren mitmachte und sich zu einer neuen strafferen Form einer studentischen Körperschaft aus dem Geiste der Jugendbewegung unter dem Leitwort „Eine Schar wie ein Mann“ bekannte. Bald nach Kriegsende hatte sich die Deutsch-akademische Gemeinschaft nach der alten Kuenringer Burg in der Wachau „Aggstein“ umbenannt. Hier hatten die Urgemeinschaftler 1912 und 1913 ihre ersten Sonnenwendfeuer abgebrannt, diese Tradition blieb erhalten, hier halten auch die heutigen „Aggsteiner“ noch gelegentlich zur Sonnenwende ihren Gildentag ab. Es gibt ein bemerkenswertes literarisches Dokument, das jene Wandlung von der Gemeinschaft alter Prägung zur späteren Korporation unnachahmlich schildert: den Roman von Karl Friedrich-Kossat „Der Mönchrebell“ (Graz 1935), der das alte Strozianum und seine Menschen lebendig wiedererstehen läßt. Dieser begabte Dichter Karl Friedrich, selbst eine Zeit lang Gildenmeister der „Aggsteiner“, fiel in den Apriltagen 1945 im Volkssturm bei der Wiener Karlskirche unweit seiner alten Alma mater, der Wiener Technischen Hochschule. Am Dichterstein in

Offenhausen (O. Ö.) ist auch für ihn ein Gedenkstein 1971 eingemauert worden.

Und dann gelangte die Deutsch-akademische Gemeinschaft „Aggstein“ in eine neue Phase: wieder einmal gab es eine Spaltung, einige der Alten und die Studentinnen schieden aus, die erneuerte Korporation nannte sich von nun an (und bis heute) Deutsche Hochschulgilde „Aggstein“ (1926). Bald danach vereinigte sich mit ihr die einige Jahre zuvor aus einer Wiener Wandervogelgruppe hervorgegangene Hochschulgilde „Aus eigener Kraft“ und die Aggsteiner erhielten in der Folgezeit immer mehr Zustrom aus der bündischen Jugend, die — der damaligen Entwicklung entsprechend — einen neuen politischen Zug in das Gildenleben hineintrug. Das Bekenntnis zur akademischen Korporation als zu einem verpflichtenden Lebensbund führte schließlich auch zur Annahme des blau-silbernen Burschenbandes, den Farben des alten Wandervogel-Zeichens, des silbernen Greifen im blauen Grund. Die jüngste Generation versuchte dann im Jahre 1938 die Reste der Aktivitas als Kameradschaft „Aggstein“ zusammenzuhalten, was jedoch nur bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges gelang. Als aber in den Jahren nach dem Zusammenbruch von 1945 die Kriegsgefangenen allmählich heimkehrten und sich auch die Tore von Glasenbach, Wolfsberg und ähnlichen Stätten der Reeducation öffneten, stand alsbald auch die Altgilde „Aggstein“ auf den Beinen, ihr Sonnwendfeuer brannte 1950 zum ersten Male wieder auf dem historischen Feuerplatz über der Donau. Als der Schreiber dieser Zeilen 1957, beeindruckt vom ersten Gildentag in Herborn und vor allem von den beiden jungen Korporationen der Hansischen Gilde und der Frankfurter Gilde „Freiherr vom Stein“, als Gast zum Aggsteiner Gildentag nach Kärnten eingeladen wurde und dort von der Neuformung der Deutschen Gildenschaft berichten konnte, beschloß der Aggsteiner Gildentag den korporativen Beitritt zum alten, großen und nun endlich wiedererstandenen Bunde der Gilden. Ein Jahr darauf, 1958, rief die Altgilde „Aggstein“ zum ersten österreichischen Gildentag auf und wurde damit bahnbrechend für die weitere Entwicklung der Gildenschaft in Österreich, obwohl es ihr bis heute leider nicht gelungen ist, durch eine junge Aktivitas auf Wiener Boden die nun schon zwölf Lustren umfassende Tradition in eine bessere Zukunft weitertragen zu lassen.

*Eine Korporation sudetendeutscher Wandervögel in Wien:
die Deutsche Hochschulgilde „Freischar“
(1921 — 1928)*

Wir haben es bisher bewußt vermieden, abgesehen von den beiden „Patent“ der Deutsch-akademischen Gemeinschaft, irgendwelche andere Namen anzuführen, obwohl die Geschichte einer Korporation ja nicht nur aus Tendenzen, Bestrebungen und Begebenheiten besteht, sondern auch wesentlich durch bestimmte Persönlichkeiten geformt wird. So hätten wir bei

den Anfängen und dem Entwicklungsgang der „Aggstein“ eine ganze Fülle von Namen anführen können, die über die eigene Korporation hinaus eine gewisse Bedeutung erlangt haben, so etwa bei der Gründung des Österreichischen Wandervogels, in der Hochschulpolitik und an manchen anderen Stellen. Wenn wir dies bei der Schilderung der Geschichte der Gilde „Aggstein“ vermeiden konnten, so ist dies bei der nun folgenden, dem Gründungstag nach zweiten Wiener Hochschulgilde aus dem Geiste der Jugendbewegung anders. Hier müssen Namen genannt werden, deren Träger von entscheidender Bedeutung für die im folgenden zu schildernden Vorgänge und zumeist auch über die eigene Gilde hinaus gewesen sind.

Zuvörderst muß jedoch auf Ereignisse innerhalb der Deutschen Studentenschaft in Prag zurückgegriffen werden. 1905/06 hatte der Philosophiestudent Fritz Paudler aus Königswart (bei Marienbad) in Prag einen Verein „enthaltamer Studenten“ gegründet, der aber erst 1908/09 durch den organisatorisch hochbegabten, impulsiven Studenten Hans Mautschka zur „Abstinentenschaft Freiland“ umgebildet wurde, wobei das erste Wort bewußt in Anlehnung an die Burschenschaft gewählt worden, das zweite Münchner Ursprunges war. Mautschka, der in der Folgezeit als der Gründer des Österreichischen Wandervogels angesehen werden konnte, fiel 1914 in Serbien und auch seine Prager Abstinentenschaft „Freiland“ war durch den Krieg so gut wie zerschlagen worden, doch bot sie seit 1918/19 zunächst Form und Vorbild für einen neuerlichen Zusammenschluß der studierenden Wandervögel aus der Frontkämpfergeneration, die sich gleich nach dem Zusammenbruch in Prag zum Studium eingefunden hatten. Schon wenige Monate nach dem Neubeginn wurde diese Gruppe so stark, daß sie sich in zwei Korporationen — „Greif“ und „Fichte“ — teilen mußte, die sich „Freischaren“ nannten. „Erinnerungen“, so hieß es in einer Festrede zum 10. Jahrestag der Gründung der Prager Freischaren, „führten zur Annahme der Bezeichnung Freischar“. Beziehungen zu der erwähnten „Deutschen Akademischen Freischar“ mit ihren Gruppen an verschiedenen, vorwiegend norddeutschen Hochschulen bestanden offensichtlich nicht, hingegen zu einem anderen für die Bevölkerung des Sudetenlandes volks- und kulturpolitisch besonders wichtigen Ereignis. Dort war nämlich um diese Zeit eine geistesgeschichtlich sehr bedeutsame Erneuerungsbewegung, die „Böhmerlandbewegung“ entstanden, die durch das Erlebnis der Tagung 1919 in Schreckenstein an der Elbe ihren ersten großen Auftrieb erhielt. Aus ihrem Gedankengut nahmen nunmehr die rasch sich entfaltenden Wandervogelkorporationen an den Deutschen Hochschulen in Prag, Brünn und Tetschen-Liebwerd den endgültigen Namen „Böhmerländische Freischaren“ an und entwickelten alsbald neue Formen straffer studentisch-bündischer Haltung. Die älteste Prager Freischar „Greif“, im Wandervogel-Biela-Kreis wurzelnd, schuf sich unter Verwendung der blau-silbernen Farben des alten österreichischen Wandervogelzeichens ein neues Sinnbild in Form eines sil-

bernen Sonnenrades auf blauem Grund; dieses Zeichen wurde dann vom Bund der Böhmerländischen Freischaren als Bundeszeichen und später von der gesamten Gildenschaft in der etwas abgeänderten Form eines schwarzen Sonnenrades auf silbernem Grund übernommen, wie es heute noch bzw. heute wieder getragen wird.

Im Wintersemester 1921/22 kam nun der Student der Geschichte Kurt Oberdorffer von der Böhmerländischen Freischar „Greif-Prag“ zum Studium nach Wien und sammelte dort sudetendeutsche Jungenschaftler, die damals noch auf österreichischen Hochschulen studieren konnten, zu einem „Bröger-Kreis“, der sozialpolitischen Studien oblag und sich am Sonnenwendfeuer 1922 auf der Ruine Aggstein mit der Deutsch-akademischen Gemeinschaft Wien zu gemeinsamer Arbeit verband. Der „Bröger-Kreis“ hatte seinen Namen nach dem Nürnberger Arbeiterdichter und Schwerverwundeten des ersten Weltkrieges Karl Bröger (1886 — 1944) gewählt, dessen stolzes „Bekanntnis“ die studentische Kriegs- und Nachkriegsgeneration zutiefst ergriffen hatte und das als ungemein kennzeichnend für den Geist angeführt werden darf, wenn sich damals eine neuentstandene sudetendisch-österreichische Vereinigung nach diesem „Proletarier“ nannte:

„Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort: Deutschland.
Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenzen heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum, Deutschland.
Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt,
Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland“.

Aus diesem Bröger-Kreis“ entstand nun 1921 in Wien, zunächst nur aus sudetendeutschen Studenten gebildet, die Deutsche Hochschulgilde „Freischar“, die das Glück hatte, von einer nach geistiger Potenz und menschlichen Qualitäten besonders bedeutsamen Persönlichkeit Jahre hindurch als ihrem Schar- und Gildenmeister geführt zu werden, dem bedeutendsten Meisterschüler des Wiener Nationalökonomien und Soziologen Othmar Spann, dem aus Haida in Böhmen stammenden Wandervogel Walter Heinrich. Walter Heinrich sollte in der Folgezeit selbst Ordinarius seines Fachgebietes werden und mehrmals Rektor einer Wiener Hochschule. Er verstand es, eine große Anzahl aktiver sudetendeutscher Studenten in der neuen Gilde „Freischar“ um sich zu sammeln, die aus den Jungenschaften des Sudetenlandes kamen und dort einem besonders lebendigen Auslesekreis

angehört hatten, dessen heimlicher König der sudetendeutsche Kulturpolitiker Heinz Rutha war, der selbst allerdings niemals in Wien studiert hatte. Die Geschichte dieses Rutha-Kreises, aus dem später die Freischar „Pädagogische Gemeinschaft“ in Prag entstand und aus dessen Angehörigen sich schließlich der „Kameradschaftsbund“ bildete, der auf die politischen Geschicke des Sudetendeutschtums bis 1945 einen entscheidenden Einfluß gewinnen sollte, ist noch nicht geschrieben worden. Walter Heinrich jedenfalls verstand es, die geistigen Interessen dieses jungenschaftlichen Kreises mit den philosophischen, gesellschaftswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Ideen des Universalisten der Wiener Universität Othmar Spann zu vereinigen, der damals, weit über seinen engeren Schülerkreis hinaus, auf weite Teile der Studentenschaft in Wien, aber später auch auf praktisch-politische Entwicklungen, wie etwa auf den österreichischen Ständestaat, einen bedeutenden Einfluß gewinnen sollte. Verhältnismäßig spät, nämlich erst 1924, stießen zu der Wiener Hochschulgilde „Freischar“ auch einige „bodenständige“ Österreicher, (Karl Ursin, Norbert Gürke, Karl Thums); doch blieb die Gilde „Freischar“ bis zu ihrem Ende im wesentlichen eine Korporation sudetendeutscher Studenten auf Wiener akademischem Boden.

Als durch gesetzliche Bestimmungen der tschechoslowakischen Republik einem Großteil der sudetendeutschen Studenten das Studium an österreichischen Hochschulen unmöglich gemacht wurde, begann der Nachwuchs aus dem Böhmerland auszubleiben, die Aktiven der Freischar kamen in die Abschlußphase ihres Studiums und als der Nachwuchs schließlich gänzlich versiegte, vereinigte sich die allmählich zu einer Altgilde gewordene „Freischar“ — Wien 1928 in einer festlichen Sitzung mit der 1924 entstandenen Deutschen Hochschulgilde „Thule“, über die im folgenden berichtet werden soll.

Deutsche Hochschulgilde „Aus eigener Kraft“ — Wien (1924 — 1929)

Zunächst muß jedoch die Geschichte einer weiteren kurzlebigen Wiener Hochschulgilde erzählt werden, die sich aus einer der ältesten österreichischen Wandervogelgruppen gebildet hatte. Zu Beginn des ersten Weltkrieges war in den südöstlichen Bezirken Wiens die Wandervogelgruppe „Aus eigener Kraft“ entstanden, die sich im Wiener Wandervogel dadurch einen Namen machte, daß es ihr gelang, ein ideal gelegenes Landheim im Yspertal zu finden, dort später Grund und Boden zu erwerben und schließlich mit Hilfe des gesamten Wiener Wandervogels auf einer Traumwiese in den abgelegenen Wäldern an der Grenze des niederösterreichischen Waldviertels und des oberösterreichischen Mühlviertels ein geräumiges Blockhaus zu erbauen, das „Greifenhaus“, das alsbald zu einem der beliebtesten Fahrtenziele der Wiener und niederösterreichischen Wandervögel

wurde, heute noch besteht und so Treffpunkt der Wandervögel aller Generationen blieb. Als nun im Wintersemester 1923/24 aus dieser Wandervogelgruppe fast gleichzeitig eine größere Anzahl von Studenten an den Wiener Hochschulen zu studieren begann, schlossen sich diese keiner der bestehenden Gilden an, sondern traten zunächst unter Führung einer der beruflich erfolgreichsten Persönlichkeiten aus der österreichischen Jugendbewegung, des späteren Leiters des gesamten staatlichen Gesundheitswesens in Österreich, Sektionschefs Karl Schindl, zu einer eigenen Hochschulgilde zusammen. Dessen ungeheure Impulsivität und Durchschlagskraft vermochte die zahlenmäßig stets verhältnismäßig kleine Gilde „Aus eigener Kraft“ in den wenigen Jahren ihres Bestehens an wichtigen Aufgaben der gesamten Studentenschaft zu beteiligen, so in den Studentenschaftsämtern für Leibeserziehung, für jungdeutsche Grenzlandarbeit und für volksbürgerliche Erziehung. Auch nahm sie in jenen Jahren maßgeblichen Einfluß auf die bedeutsamen Hochschulwochen in Gaming und am Sonntagberg und bildete eine Zeitlang den Vorort aller Gilden in Österreich. Als aber auch bei ihr Nachwuchsschwierigkeiten auftraten, die sich aus der damaligen Entwicklung der Jugendbewegung ergaben, weil sich der Großteil der späteren Jungenschaftsführer zu der 1926 neu gegründeten Gilde „Greif“ zusammenschloß, vereinigte sich die zur Altgilde gewordene Korporation „Aus eigener Kraft“ 1929 mit der alten Hochschulgilde „Aggstein“ und verschmolz mit ihr in so inniger Weise, als hätte es sich dabei ursprünglich nicht um zwei zunächst getrennte Bünde gehandelt.

*Von der Schulvereinsgruppe zur Deutschen Hochschulgilde „Thule“
(seit 1924)*

Die vielleicht interessanteste und geistesgeschichtlich bemerkenswerteste Entstehungsgeschichte hatte jene Hochschulgilde, die als erste in Österreich schon vom Tage ihrer Gründung an Farben in Form eines schwarz-gold-blauen Burschenbandes anlegte. Ihre geistigen Ursprünge sind letzten Endes bis lange vor den ersten Weltkrieg, ja bis zur Jahrhundertwende, zurückzuverfolgen. Um diese Zeit, nämlich von 1889 — 1909 lebte ständig in Wien der englische Schriftsteller und Wahldeutsche Houston Stewart Chamberlain, der um diese Zeit neben zahlreichen anderen kulturpolitischen und philosophischen Büchern sein Hauptwerk „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ (1899) schrieb, das zur geistesgeschichtlichen Fundierung des Rasengedankens und Begründung des Antisemitismus werden sollte. Es muß fast als ein Treppenwitz der Geistesgeschichte angesehen werden, daß gerade dieses grundlegende Werk in all seinen Auflagen bis 1945 auf dem ersten Blatt die Widmung des Autors an den berühmten jüdischen Pflanzenphysiologen und Rektor der Wiener Universität Baron Wiesner trug, in dessen Institut Chamberlain selbst eine Zeitlang wissenschaftlich gearbeitet

hatte und zu dem er bis zum Tode Wiesners in enger freundschaftlicher Beziehung stand. Chamberlain, der durch mehr als zwanzig Jahre im letzten Stockwerk eines heute noch bestehenden Hauses im 5. Wiener Gemeindebezirk, seinem „Leuchtturm“, lebte und arbeitete, gehörte einem Kreis hochgebildeter Männer an, die in mehr oder weniger regelmäßigen Zusammenkünften sich mit Problemen des Germanentums, der nordischen Mythologie und ähnlichen Problemen beschäftigten. Die Geschichte dieses bemerkenswerten und in der Öffentlichkeit unbekannt gebliebenen Kreises ist noch nicht geschrieben worden, die folgenden Ausführungen beruhen auf lange zurückliegenden Mitteilungen, die dem Schreiber dieser Zeilen in Erinnerung geblieben sind, für die es aber keine oder nur unzureichende Belege gibt. Ob Chamberlain selbst während seiner Wiener Zeit der Mittelpunkt dieses Kreises war, ob man sich regelmäßig bei ihm in der Blümelgasse oder anderswo traf, war nicht sicher feststellbar. Eine der markantesten Persönlichkeiten, wen nicht vielleicht überhaupt der Mittelpunkt dieses Kreises, war der Wiener Ordinarius für Sanskrit Leopold von Schroeder. Chamberlain übersiedelte 1909, nachdem er Eva, die jüngste Tochter Richard Wagners geheiratet hatte, nach Bayreuth, jener Wiener wissenschaftliche und weltanschauliche Kreis bestand aber weiterhin. Zu ihm gehörten vor dem ersten Krieg oder während des Krieges und nachher eine Reihe prominenter Persönlichkeiten, so der spätere Ordinarius für Philosophie an der Universität München, Wolfgang Schultz d. Ä., der Extraordinarius für Orientalistik an der Wiener Universität, Hüsing, die Germanisten Spieß und Mudrak, der Physiologe und spätere Rassenhygieniker Tirala u. a. Als nun mit dem Zusammenbruch 1918 durch die österreichischen Mittelschulen, besonders in Wien, eine revolutionäre Bewegung aufflammte, die eine Reform des Mittelschulwesens und andere Ziele verfolgte, gelang es den genannten Professoren Wolfgang Schultz und Hüsing, eine größere Anzahl von jungen Menschen beiderlei Geschlechts, vielfach aus dem Wandervogel, aber auch aus der Pfadfinderschaft und aus anderen Mittelschülervereinigungen, um sich zu sammeln, die nicht nur in jahrelang durchgeführten vorzüglichen Lehrgängen „Deutsche Bildung“ über Probleme der Rassenkunde, Geschichte der Indogermanen, Eugenik u. dgl. unterrichtet wurden (Gegenstände, die es damals weder in den Lehrplänen der Mittelschulen noch in Vorlesungen an den Hochschulen gab), sondern die darüber hinaus bestrebt waren, längst versunkenes germanisches oder altdeutsches Volksgut wieder zum Leben zu erwecken. Während man sonst in der Jugendbewegung, besonders in Österreich, sich vor allem der Propagierung alpenländischer Volkslieder und Volkstänze befleißigte, erlernten diese jungen Leute alte nordische Tänze und Laiche und führten sie bei allen möglichen Veranstaltungen, auch in der Öffentlichkeit, immer wieder vor. Der genannte Wolfgang Schultz schrieb ein biologisch-weltanschauliches Laienspiel „Des Todes und des Lebens Reigen“, das bei der Enthüllung

des Gefallenendenkmals in der Wiener Universität vor der gesamten Studentenschaft aufgeführt wurde. Es mag daran erkannt werden, welchen Einfluß damals bereits jener der Jugendbewegung nahestehende Schultz-Hüsing-Kreis (auch mit Hilfe des oben erwähnten Jungdeutschen Hochschulringes) gewonnen hatte. Um diesem Kreis eine organisatorische Form zu geben, wurde eine kleine Gemeinschaft gegründet, die sich aus praktischen Gründen dem damaligen Deutschen Schulverein anschloß und den Namen „Thule“ wählte. Selbstverständlich war auch die Wahl dieses Namens durch die germanische Vorstellungswelt bedingt, die die Grundlage jenes Kreises bildete. Ob dabei etwa auch die lang nachhaltende Wirkung von Felix Dahn festzustellen war, dessen „Ein Kampf um Rom“ zu den beliebtesten Büchern der damaligen bürgerlichen Jugend in Österreich gehörte, war nicht mehr mit Sicherheit festzustellen, doch ist dies zu vermuten. Es darf in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, daß sich zu Beginn der 80-iger Jahre des vorigen Jahrhunderts ebenfalls aus Begeisterung für die germanischen Heldengestalten jenes Romans in Breslau eine kleine Gymnasiastenvereinigung bildete, die für die Erneuerung der nordischen Rasse zu kämpfen beabsichtigte und der die Brüder Karl und Gerhart Hauptmann und der nachmalige Begründer der deutschen Rassenhygiene Alfred Ploetz angehörten. Auch einer weiteren Spätwirkung jenes Romanes von Felix Dahn soll in diesem Zusammenhang gedacht werden, als sich nach dem ersten Weltkrieg unter dem Eindruck des Zusammenbruches vielerorts Jugendgruppen, Bünde und Korporationen bildeten, die sich gleich den „letzten Goten“ fühlten und daher den Namen des am Vesuv gefallenen Gotenkönigs Teja für ihre Vereinigungen wählten, so daß der führende deutsche Pädagoge Eduard Spranger von einem „Teja-Komplex“ der deutschen Jugend in jener Zeit sprechen zu können glaubte.

Jedenfalls wählte jene, im Rahmen der Wiener Mittelschülerbewegung entstandene, dem nordischen Gedankengut verschworene Gemeinschaft wohl aus ähnlicher Gesinnung den Namen „Thule“. Als die Älteren dieser Gemeinschaft auf die Hochschule kamen, beschlossen sie dort eine Korporation aus dem Geiste der Jugendbewegung unter dem gleichen Namen zu bilden, den sie ihrer Schulvereinsgruppe gegeben hatten. In einem Steinbruch unweit des niederösterreichischen Landstädtchens Hainfeld wurde 1924 die Deutsche Hochschulgilde „Thule“ gegründet, sie nahm die den Goten zugeschriebenen Farben blau und gold an und fügte zum Zeichen der Trauer über den Zusammenbruch einen schwarzen Streifen dazu, so daß daraus die Farben ihres Burschenbandes schwarz-gold-blau entstanden.

Stand also die Deutsche Hochschulgilde „Thule“ auf Grund ihrer Herkunft aus dem Chamberlain-Schroeder-Schultz-Hüsing-Kreis unter dem Zeichen einer gewissen Deutschtümelei und des Bekenntnisses zum nordischen Gedanken, zum Indogermanentum und zur heidnisch-germanischen Mythologie, so sollte sie im weiteren Verlauf diesbezüglich eine grundle-

gende Wandlung erfahren. Nicht erst durch ihre Vereinigung 1928 mit der Wiener Gilde „Freischar“, die, wie bereits ausgeführt, sich zum Universalismus in kulturpolitischer, philosophischer und wirtschaftspolitischer Hinsicht bekannte, der Ganzheitslehre Othmar Spanns, die wieder Wurzeln bis zur stark katholisch geprägten Romantik der Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert hatte, sondern schon vorher war die Gilde Thule von Spannschülern infiltriert worden, was zu Auseinandersetzungen innerhalb der Gründergeneration führte, so daß einige der alten „Heiden“ aus der Gilde ausschieden und nun auch die Gilde „Thule“ von damals bis heute in philosophischer Hinsicht dem Spann'schen Universalismus zugehörte.

Die Gilde „Thule“ hatte 1938 infolge ihrer Beziehungen zum Spann-Kreis mancherlei Anfechtungen zu bestehen, sie konnte aber 1958 wieder gegründet werden und hat sich seither neuerlich zu einer beneidenswert starken akademischen Korporation mit einer großen Aktivitas entwickelt.

Von der Jungenschaft des Wandervogel-Nordgaus zur Deutschen Hochschulgilde „Greif“ (seit 1926)

Entsprechend der Entwicklung in der Jugendbewegung im Nachkriegsdeutschland zeigte auch der Österreichische Wandervogel nach 1919 ausgesprochene Verfalls- und Zerfallserscheinungen. Die Generation der Feldwandervögel fand nicht in die alten Gruppen zurück, ein Großteil der früheren Führerschaft war gefallen, die Mädchen hatten im Krieg an vielen Orten das Leben der Wandervogelgruppen bestimmt. Durch die zwangsmäßige Ausgliederung der sudetendeutschen Wandervögel aus dem alten großen Bund, aber auch durch den Wegfall der Gruppen in Siebenbürgen, in der Untersteiermark und in anderen, vom alten Österreich abgetrennten Gebieten war der Bund im Donau- und Alpenland zu einem verhältnismäßig kleinen Restbestand zusammengeschrumpft, in dem es, wie überall in der Jugendbewegung zu heftigen Auseinandersetzungen über alle möglichen Fragen kam. Noch einmal konnte 1922 ein großer Bundestag in Salzburg im alten Stil gefeiert werden, aber dann kam es eine Zeitlang zu einer führerlosen Epoche, in der sich, angeregt durch den „Wandervogel-Jungenbund“ im Reich, durch die sächsische Jungenschaft und schlesische Jungmannschaft, durch den Berlin-Brandenburger Altwandervogel mit so hervorragenden Führerpersönlichkeiten wie Buske, Dehmel, Götsch, Kügler u. a. zunächst in Wien straffe Jungengruppen zu formen begannen, die den Wandervogel alten Stils ablehnten und für Österreich die Einleitung der zweiten Welle, der „bündischen Jugend“ darstellten. In jenen Jahren vermochte für kurze Zeit eine etwas zwielichtige Persönlichkeit Einfluß auf Wiener Jungengruppen zu gewinnen, der Schriftsteller, sprachgeniale Übersetzer und „Rassenforscher“ Otto Hauser. Gerade damals schlossen sich zahlreiche Wiener Gruppen zu einem eigenen Jungenschaftsgau zusam-

men, den sie als Bekenntnis zum nordischen Gedanken „Nordgau“ nannten, sie wählten als ihr Symbol einen kleinen blauen Wimpel mit dem silbernen Thors-Hammer und der N-Rune, den sie, wie später den Balkenkreuzwimpel der Freischar, über ihren Gruppenfahnen trugen.

Die Wiener Jungenschaft hatte sich allerdings bald von dem Einfluß jenes Mannes freigemacht, es gab sogar in der weiteren Folge eine Anzahl von Ehrenhändeln, die mit diesen Ereignissen in Zusammenhang standen, doch gelang es den Gruppen des straff organisierten Nordgaues unter dem Gauführer Heribert Seidler den Gesamtbund zu erobern (1925) und ihn nach dem jungenschaftlichen Gedankengut zu formen. Um diese Zeit kamen fast gleichzeitig zahlreiche Jungenschaftsführer aus dem Nordgau auf die Wiener Hochschulen und sie beschlossen, eine eigene Korporation aus ihrem Geiste und auf Grund ihrer schon seit Jahren bestehenden Kameradschaft zu gründen. So entstand im Herbst 1926 im Greifenhaus im Yspertal die Deutsche Hochschulgilde „Greif“, unter den Gründungsburschen befanden sich auch etliche Ältere, die früher bereits anderen Gilden angehört hatten und sich nun der neuen jungenschaftlich geprägten Gilde zur Verfügung stellten. Auch diese Gilde nahm bereits bei der Gründung ein Burschenband in den alten Farben der nationalen Bewegung in Österreich, schwarz-rot-gold, an.

Nun entfaltete die junge Gilde „Greif“ alsbald ein sehr aktives Gildenleben und stellte in den folgenden Jahren einen Mittelpunkt für den jungen Wandervogel dar, wenn dessen Führer an die Hochschulen kamen. Dabei entwickelte sie eine bemerkenswerte Kraft der Zusammenführung auch auseinanderstrebender Tendenzen. Inzwischen war es nämlich, Anfang 1927, zu einer ersten großen Spaltung im Österreichischen Wandervogel gekommen. Neben dem alten Bund entstanden, ähnlich den Verhältnissen in Deutschland, der Gau Österreich des Bundes der Wandervögel und Pfadfinder bzw. der „Deutschen Freischar“, sodann die „Freischar junger Nation“ und schließlich durch die geniale Führerpersönlichkeit des „Desperados“ und späteren Kommunisten tusk (Eberhard Koebel) das „Österreichische Jungenkorps“ in der d. j. 1. 11. So sehr sich diese neuen Spaltprodukte auf der Ebene der Jungenbünde bekämpften, so einträchtig saßen die daraus hervorgegangenen Studenten in Hinkunft in der Gilde Greif beisammen und diese Kameradschaft hat die Jahre der Auflösung, des zweiten Krieges und der schweren Nachkriegszeit überstanden. Eine größere Anzahl der jungen Aldermänner der Gilde Greif ist im zweiten Weltkrieg gefallen, doch brannte bereits 1948, als sich die amerikanischen und englischen Internierungslager Glasenbach und Wolfsberg geleert hatten, auf einem Berg hoch über dem Attersee das erste Gildenfeuer der Greifen wieder. Immerhin dauerte es aber noch 10 Jahre, bis es gelang, eine neue, junge Aktivitas der Gilde Greif zuzuführen, wobei sich der einmalige Glücksfall ereignete, daß gerade wieder 1957/58 eine ganze Gene-

ration von jungen Wandervogelführern die Wiener Hochschulen bezog und aktiv in die Junggilde Greif einsprang.

Andere Gilden und Korporationen der Jugendbewegung in Wien

Während alle bisher aufgezählten Hochschulgilden zunächst der Deutschen Gildenschaft Österreichs, später unmittelbar der Deutsch-Akademischen Gildenschaft angehörten, gab es in jener Zeit zwischen den Kriegen noch einige andere Korporationen aus dem Geist der Jugendbewegung auf Wiener akademischem Boden, zum Teil verhältnismäßig kurzlebige Gemeinschaften oder Bünde, die in keinem Fall ihre Tradition über die Zeit der Auflösung (1938) hinaus fortzusetzen vermochten. Ihre aus dem Krieg zurückgekehrten ehemaligen Mitglieder sind jetzt vielfach in die reaktivierten Gilden, bzw. Altgilden aufgenommen worden oder sie gehören unmittelbar dem „Bunde alter Gildenschafter“ an.

Von solchen Korporationen bzw. akademischen Gemeinschaften sind der Vollständigkeit halber noch die folgenden anzuführen:

Die Wiener Hochschulgilde „Ernst Wurche“: Die Geschichte der 1925 gegründeten Deutschen Hochschulgilde „Ernst Wurche“ in Tübingen, die durch viele Jahre der Deutsch-Akademischen Gildenschaft angehörte und in diesem Gesamtbund zeitweise eine maßgebliche Wirkung erlangt hatte, ist bekannt, desgleichen weiß man wohl auch heute noch um die Gründe und Zwistigkeiten, die schließlich jene sehr durchschlagskräftige Gilde bewegten, aus dem Bund der Gilden auszuscheiden und eine eigene „Deutsche Gildenschaft Ernst Wurche“ mit Gilden in Tübingen, Heidelberg, Bonn(?) und Wien zu gründen. In Wien erfolgte die Gründung 1932 durch den mitreißenden „Geusen“ Peter Berns, der damals kurze Zeit in Wien studierte, schon vorher höhere Funktionen in der NSDAP im Reich bekleidet hatte und nun in Wien einen kleinen Kreis von Studenten um sich sammelte, die wie die übrigen „Ernst Wurche“-Gilden blaue Schlappmützen und ein blau-gold-schwarzes Band trugen. So redengewaltig und schlagfertig Peter Berns als Vortragender und Diskussionsredner war, so tat er sich doch einmal bei einem großen Treffen der Wiener Jugendbewegung schwer, als man dort den sogenannten „Verrat Hitlers an Südtirol“ (etwa 1931) diskutierte und der geschulte und sonst so wortgewaltige Parteiredner den schlichten Argumenten der grenzlanddeutschen Wandervögel, die eine jahrzehntelange Erfahrung in der Volkstumsarbeit in Südtirol besaßen, nur wenig zu erwidern wußte. Während die reichsdeutschen „Ernst-Wurche“-Gilden mit der Auflösung der akademischen Korporationen 1934/35 verschwanden und bestenfalls in Kameradschaften des Studentenbundes übergeführt wurden, bestand die Wiener „Ernst Wurche“-Gilde bis 1938. Sie hat es in den wenigen Jahren ihres Bestandes nur zu einer geringen Mitgliederzahl gebracht, wurde nach dem zweiten Weltkriege nicht wiedergegrün-

det, ihre ehemaligen Mitglieder haben sich der Akademischen Gildenschaft in Österreich angeschlossen.

Gilden im Großdeutschen Gildenring:

Die sogenannten „Großdeutschen Gilden“, die akademische Korporationen des unter der Führung von Admiral von Trotha stehenden Großdeutschen Jugendbundes bzw. der „Freischar junger Nation“ waren, haben in Wien niemals eine eigene Gilde gegründet, wohl hauptsächlich dadurch bedingt, daß führende Persönlichkeiten der Freischar junger Nation in Österreich der Wiener Deutschen Hochschulgilde „Greif“ angehörten und nicht daran dachten, einen Sonderbund zu gründen. Nur in Graz ist dies den „Großdeutschen“ gelungen, die dortige Gilde „Wolfstein“ hat eine Zeitlang dem „Großdeutschen Gildenring“ angehört, auf ihre Geschichte soll hier nicht eingegangen werden, zumal sie sich nach kurzem Bestand infolge Nachwuchsmangels selbst auflöste und ihre Mitglieder in den Akademischen Turnverein Graz (ATV) überführte.

Ferner gab es in Wien seit etwa 1929 eine „Akademische Freischar“ des Österreichischen Wandervogels, nämlich jenes Teiles des ehemaligen Gesamtverbandes, der den Weg zur Deutschen Freischar bzw. zur Freischar junger Nation oder zum Österreichischen Jungenkörps nicht mitgemacht hatte. Diese „Akademische Freischar“ gehörte keinem Korporationsverband an, entfaltete aber durch einige Jahre eine rege Tätigkeit gemeinsam mit der Jungmannschaft und dem Älterenbund (Volkschaft) des Österreichischen Wandervogels. Unbeschadet des Bestehens dieser Wandervogel-Freischar haben zahlreiche Ältere des Österreichischen Wandervogels anderen Wiener Hochschulgilden angehört. Auch diese akademische Freischar ist nach dem zweiten Weltkrieg nicht wieder erstanden, ihre ehemaligen Mitglieder gehören heute der Landsgemeinde (Älterenbund) des wiedererstandenen Österreichischen Wandervogels an, zu der übrigens auch die meisten Älteren Herren aller österreichischen Hochschulgilden gehören.

Schließlich muß noch der akademischen Gruppe „Hochwacht“ der Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur, gedacht werden, die anlässlich einer Abspaltung aus der Deutsch-akademischen Gemeinschaft „Aggstein“ hervorgegangen war. Sie hat ein sehr reges Leben bis 1938 geführt, war aber keine bündische Korporation im engeren Sinn, sondern eine Vereinigung von Studenten und Studentinnen zur Pflege alkoholfreier Geselligkeit, von Volkslied und Volkstanz; große akademische Volkstanzfeste wurden von ihr in den Räumen der Wiener Hofburg veranstaltet, die den großen akademischen Bällen der waffenstudentischen Korporationen und der Fakultäten in nichts nachgaben. In den letzten Jahren wurde einmal der Versuch gemacht, auch diese Gruppe „Hochwacht“ wieder zu beleben, was jedoch nicht gelang, ähnlich dem Rückgang der Enthaltensbewegung an vielen Orten nach dem zweiten Weltkrieg.*

* Das zugehörige Schrifttum findet sich auf S. 187 — 188.

KATHOLISCHE JUGENDBEWEGUNG IN ÖSTERREICH

Gerhard Seewann

Die Geburtsstunde der katholischen Jugendbewegung Österreichs ist weder im Jahre 1918 noch in den Jahren danach anzusetzen, sie liegt, zeitlich gesehen, bemerkenswerterweise vor der Gründung des österreichischen Wandervogels: am 15. Januar 1905 entstand ein Jugendbund, der seiner Geistigkeit wie vor allem seiner Struktur nach vieles von dem vorwegnahm, das im Bereich des österreichischen Katholizismus — in Gestalt von Bund „Neuland“ — erst in den Jahren nach 1918 richtig ausreifte. An diesem Tag nämlich gründete Anton Orel seinen „Bund der österreichischen Arbeiterjugend“, wie er sich zuerst nannte, später führte er den Namen „Freie christliche Jugend Österreichs“. Stets blieb in diesem Bund die Führerpersönlichkeit Anton Orels unumstritten, der als Sohn eines k. u. k. Oberstabsarztes schlesischer Herkunft geistig ganz unter dem Einfluß des politischen Werkes von Karl Lueger und Leopold Kunschak, des ersten christlichen Arbeiterführers Österreichs, stand. Doch die von Orel mit aller jugendlichen Begeisterung aufgenommenen Ideen einer christlichen Sozialreform, wie sie ein Vierteljahrhundert vorher Karl Freiherr von Vogelsang als einer der ersten formuliert hatte, führten ihn sehr bald auf einen Weg, den viel mehr tiefe Gegensätze als Gemeinsamkeiten mit der von diesen beiden Männern geführten Christlichsozialen Partei kennzeichnen sollten.

Die Bewegung Anton Orels — und das ist für unseren Zusammenhang hier das Entscheidende — hatte im Rahmen der damaligen kirchlichen Jugendvereine eine einmalige und einzigartige Struktur: sie besaß bereits von Anfang an eine vollkommen freie und selbständige, von ihren jugendlichen Mitgliedern gewählte Führung; Geistliche hatten in dieser nur beratende Funktion und selbst diese blieb auf rein geistliche Belange beschränkt, zum Unterschied zu allen anderen kirchlichen Jugendvereinen dieser Zeit vor 1914, die unter der absoluten und meist sehr autokratischen Herrschaft ihrer geistlichen Präsidien standen.

Dieses naturgemäß sehr schnell als revolutionär empfundene Streben der „Orelianer“ nach geistiger Unabhängigkeit mußte freilich auf entschiedenen Widerstand stoßen, sowohl im eigenen katholischen Lager als auch im gegnerischen der Sozialdemokraten, die ihr bisheriges Vereinsmonopol in den von Orel angesprochenen und bald zu einem erheblichen Teil gewonnenen Schichten der Jungarbeiter und vor allem der gewerbetreibenden Gesellen und Lehrlinge von Grund auf bedroht sahen. Während Anton Orel aus dem Kampf mit diesem Gegner auf der „linken“, politischen Seite überraschend schnell als Sieger und damit gestärkt hervorging, vermochte er sich gegenüber der gerade darauf in Aktion tretenden Fronde, in Szene gesetzt von Persönlichkeiten aus den Reihen der höheren Geistlichkeiten

und des politischen Katholizismus, nicht zu behaupten. Eine sehr ähnliche Konfrontation endete bei Bund Neuland zweieinhalb Jahrzehnte später mit dem im Grunde gleichen Ergebnis.

Vieles hatten die Orelianer mit dem Wandervogel gemeinsam: die Aufbruchsstimmung eines alles mit einschließenden „Neuen Anfangs“, das Gefühl, mit seinen idealistischen Bestrebungen und spontanen Initiativen ein neues Zeitalter mit zu eröffnen, das Bewußtsein einer weitgehenden Eigenverantwortlichkeit in der Distanz zur bürgerlichen Erwachsenengesellschaft, die Hinneigung zur Romantik, bei Orel besonders stark zur geistesgeschichtlichen als Folge der Wiener katholischen Spätromantik; auch die Abstinenz und die ins Pädagogische zielenden Reformansätze wären hier als gemeinsame Merkmale anzuführen, die pädagogischen Ansätze als Folge der großen Milieuvchiedenheiten stärker auf die Praxis, nämlich hier auf die sozialpolitische Aktion ausgerichtet.

Der feste Wille, die Trostlosigkeit des Jungarbeiter- und Lehrlingsalltages — Tausende von ihnen starben zu dieser Zeit an Folgen der Unternernährung, meist an Tuberkulose —, diesen Alltag durch bewußte Aktionen im Sinne einer Wiederverchristlichung der sozialen Beziehungen nach den Ideen Vogelsangs zu verändern, unterscheidet die Orelianer andererseits sehr weitgehend von den Wandervögeln jener Jahre. Anton Orel war es überhaupt mit seinem ihm am wichtigsten erscheinenden Ziel, einer christlichen Sozialreform zu ernst, als daß er jemals bereit gewesen wäre, mit der im zunehmenden Maße von bürgerlichen Unternehmern geführten Christlichsozialen Partei irgendwelche Kompromisse einzugehen; im Gegensatz z. B. zu dem von ihm zuerst als Protektor verehrten, später als Kontrahent erbittert bekämpften Leopold Kunschak, der als politischer Taktiker den Bruch mit seiner Partei stets vermieden hatte und auf diese Weise seinen Einfluß in ihr zu mehren trachtete, ohne daß er freilich jemals den sozialpolitischen, zunehmend kapitalismusfreundlicheren Kurs seiner Partei erheblich zu korrigieren vermochte. Diese Tatsache war später für die negative Einstellung des Bundes „Neuland“ zu ebenderselben Partei von entscheidender Bedeutung und bildete ein Hauptmotiv in ihrer Ablehnung durch diesen Bund.

Das Scheitern der Orel-Bewegung machte die Grenzen eines solchen Versuches innerhalb der Gesellschaft vor 1914 deutlich. Erst ihr Zusammenbruch 1918 gab den Weg für eine Entwicklung frei, die in der Hauptsache von Bund „Neuland“ vorangetrieben wurde. Seiner Geschichte wollen wir uns jetzt zuwenden.

Die katholische Jugendbewegung in der Ersten Republik war zu einem großen Teil das Werk zweier Persönlichkeiten, die in sich schon die bedeutendsten Geistesströmungen vereinten, die diese Bewegung formen sollten: es sind die beiden Priester Karl Rudolf und Michael Pfliegler.

Der ältere, Karl Rudolf (geb. 1889, gest. 1964), entstammt dem Arbei-

termilieu eines Wiener Vorstadtbezirkes; sein Studium der sozialen Studentenfürsorge im Ausland, zusätzlich zu dem der Theologie, nützte er für eine Kontaktaufnahme mit Carl Sonnenschein, dem bedeutenden Berliner Großstadtseelsorger. Gleich nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie ernannte ihn der Wiener Kardinal Piffl zum ersten hauptamtlichen Akademikerseelsorger seiner Diözese, eine Stellung, die Rudolf zu einer Schlüsselposition für den von ihm betriebenen Neuaufbau der Seelsorge Österreichs ausgestaltete. Geistig stand Rudolf ganz in der Tradition von Klemens Maria Hofbauer, des heiliggesprochenen Führers der Wiener Romantik, dessen Arbeit der Heranbildung einer intellektuellen Elite und der Befreiung der katholischen Kirche aus dem Gefängnis des Josefinismus gegolten hatte.

Im Gegenzug zu den 1918/19 überall, auch an den Schulen aufblühenden politischen, sozialistischen und freisinnig-liberalen Vereinen und Verbänden, gründete Karl Rudolf im Jänner 1919 den „Christlichdeutschen Studentenbund“. Dieser verstand sich als Sammelverband sämtlicher katholischer, anfänglich auch protestantischer Schülervereine, Pennalien, Kongregationen und vieler anderer; er sollte der Abwehr sozialistischer Kulturkampfpläne einerseits, der Linderung der großen sozialen Not gerade unter den jungen Gymnasiasten andererseits dienen. Die Bildung einer Koalitionsregierung im Jahre 1920 und die bald darauf einsetzende wirtschaftliche Sanierung Österreichs als Hauptziel der Regierung Seipel nahmen diesem Verband allerdings seine beiden, ihn tragenden, begründeten Hauptfunktionen. Sein daraufhin einsetzender Zerfall in die ohnehin nur durch äußere Not und politische Bedrohung zusammengehaltenen, geistig ganz heterogenen Vereine und Gruppen gab einer in ihm inzwischen bereits herangewachsenen Gruppe den Weg frei, auf dem sie Michael Pfliegler zur deutschen Jugendbewegung hinführte.

Michael Pfliegler (geb. 1891), der sich stets ganz mit der südmährischen Heimat seiner bäuerlichen Vorfahren verbunden fühlte, aber zugleich als einer der ersten die umfassende kulturelle Bedeutung der Großstadt erkannte und neu durchdachte, Pfliegler war nach eigenem Bekenntnis schon früh auch auf Grund einer Begegnung mit Wandervögeln auf seiner Böhmerwaldfahrt im Jahre 1911 vom Geiste der Jugendbewegung ergriffen worden. Auf Betreiben seines Freundes Rudolf im Herbst 1919 von seiner Seelsorgetätigkeit als Kaplan einer einfachen Berglandpfarre nach Wien gerufen, sammelte er rasch einen Kreis junger Menschen um sich, den er in den Gedankenkreis vieler jugendbewegter Schriften einführte; u. a. auch in den katholischen Literaturstreit zwischen dem Wiener Gralbund eines Richard Kralik und dem Münchener „Hochland“, der von Carl Muth herausgegebenen Zeitschrift, die den vornehmlich in Wien beheimateten streng antimodernistischen, sogenannten „integralen“ Katholizismus scharf angriff und sich dafür den Vorwurf eines „Reformkatholizismus“ einhandelte. Die-

ser Reformkatholizismus wurde von seinen strenggläubigen Gegnern einer zu positiven Einstellung zur Zeit bezichtigt, eine Einstellung jedenfalls, die auch die katholische Jugendbewegung teilte.

Hier in diesem Kreis um Pfliegler entzündete sich der treibende Impuls, die neue innere Freiheit von den Fesseln bürgerlicher Umgebung zu lösen, eine Freiheit, die zu ihrer Ausgestaltung nach einem „neuen Leben“ verlangte. Schon die Weihnachtstagung am Jahresende 1920 markierte die Abkehr vom Vereinsstil des Christlichdeutschen Studentenbundes mit ihrem Grundsatz: „Nicht neue Programme sondern nur neue neue Menschen werden Rettung bringen!“ Die darauffolgende, von Pfliegler gestaltete und geleitete Pfingsttagung des Jahres 1921 in Wien bildete für alle ihre Teilnehmer die eigentliche Geburtsstunde des Bundes, das erste große „Erlebnis“ der „Gemeinschaft“. Sie nannte sich zuerst „Jungösterreich“, der die inzwischen gegründete Vereinigung der Älteren, der aus dem CDSB kommenden Abiturienten und Studenten unter dem Namen „Neuland“ zu Seite stand. Dieser Name „Neuland“ entwickelte sich einige Jahre später, 1925/26, zur bleibenden Bezeichnung des Bundes und damit auch der katholischen Jugendbewegung in Österreich. Außerhalb blieben nur einige kleine Splittergruppen, die sich dem reichsdeutschen „Quickborn“ enger verbunden fühlten, stets aber in „Neuland“ mitarbeiteten.

Zwei geistige Komponenten prägten die Aufbauperiode des jungen Bundes in den Jahren 1921 bis 1926: die Vitalität der jugendbewegten Gemeinschaft, ihre Lebensformen und das Erlebnis des innerlich freien, neuen Menschen als Sinnbild des einfachen Lebens in Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit. Dieses verband sich ganz mit dem Leitgedanken einer christlich-katholischen Erneuerung der Kultur zum „jungkatholischen Geist“, wie er durch Michael Pfliegler in einer 1923 erscheinenden Broschüre „Die deutsche Jugendbewegung und der jungkatholische Geist“ seinen prägnantesten Ausdruck gefunden hat.

Der jungkatholische Geist stellte seine Anhänger vor zwei grundsätzliche Aufgaben: einmal die Kirche aus ihrem Gettokatholizismus herauszuführen, um aus einem tiefinnerlichen, mit neuen Formen verlebendigten Glauben das „Wagnis einer Weltgestaltung“ (Pfliegler) auf sich zu nehmen. Der Akzent lag hier vor allem auf der Lösung der „sozialen Frage“, auf der Verständigung der Kirche mit den ihr innerlich bereits entfremdeten Arbeiter- und Angestelltenmassen. Als Ergebnis dieses Vorganges einer geistigen Läuterung verstand sich „Neuland“ als eine vitale Erneuerungsbewegung innerhalb der Kirche, der sie in einer Besinnung auf ihre Grundelemente von Eucharistie und Liturgie sowie auf die gesellschaftlichen Voraussetzungen einer politisch ungebundenen Seelsorge zu dienen suchte.

Andererseits kennzeichnet es auch den tiefreligiösen Zug der katholischen Jugendbewegung, daß Bund „Neuland“ neben seinen innerkirchlichen Zielen die „Erlösung der Jugendbewegung“, wie er es nannte, ihre Heimfüh-

rung in den Schoß der katholischen Kirche als seine ureigenste Aufgabe ansah; die Taufe des neuen Lebensstils, zu dem er sich ganz hingezogen fühlte. Daraus läßt sich auch die innere Berechtigung einer katholischen Jugendbewegung“ ableiten, die sich ihrem Lebensgefühl nach in nichts von der übrigen Bündischen Jugend unterschied. Freilich lenkte Bund „Neuland“ dieses Lebensgefühl in eine etwas andere Richtung, ordnete ihm andere Aufgaben zu. Das Endergebnis bildete jedoch eine geistige Bewegung, die in vielem der Jugendbewegung näher stand und sich mehr dieser zugehörig fühlte als den vielen Vereinen und Jugendverbänden, die mit Neuland die sogenannte „katholische Weltanschauung“ gemeinsam hatten; eine Gemeinsamkeit aber, die diese Verbände gar nicht daran hinderte, diesen für sie so andersartigen Bund „Neuland“ oft erbittert zu bekämpfen, in einem viel häßlicheren Stil als es jemals seine weltanschaulichen Gegner versuchten.

Aus der Aufbauperiode des Bundes sind auch seine bedeutendsten „Werke“ mit greifbarer, ja nachhaltiger Wirkung hervorgegangen. Zeitlich an erster Stelle in den Jahren 1923/24 ist hier die sogenannte „Gottessiedlung“ zu nennen. Darunter verstand der Bund den Versuch, nach dem Vorbild der urchristlichen Gemeinden mit Hilfe der von Neuland mitentwickelten Liturgie inmitten der Großstadt Wien neue Gemeinden kirchlichen Gemeinschaftslebens zu bilden, Gott in den von ihm abgefallenen oder sich abgekehrten Massen neu „anzusiedeln“. Trotz seines Scheiterns mangels weitsichtiger Unterstützung von seiten der Hierarchie kommt diesem Versuch eine große Bedeutung zu, die in seinem Modellcharakter für viele ähnliche Versuche gerade auch der Gegenwart zu sehen ist.

Stark beeinflusst von der Idee der Gottessiedlung entstand in den Jahren 1926 bis 1931 ein Werk von bleibender, noch gegenwärtig repräsentativer Bedeutung: die Neulandschulsiedlung in Grinzing, einem Wiener Vorstadtbezirk. Begonnen als Kindergarten für die Kinder der umliegenden Elendsquartiere, dem sich bald eine Elementarschule zuordnete, erfüllte sie mit dem Neubau eines Internates und Gymnasiums nach den architektonischen Plänen von Clemens Holzmeister, ausgeführt im Jahre 1931, ganz ihre ursprüngliche Intention: den Ausbau einer „pädagogischen Provinz“ des Bundes, die auf diese Weise die erzieherische Arbeit des Lehrers in Theorie und Praxis ganz in das bündische Gemeinschaftsleben integrieren konnte. Finanziell wurde die Neulandschulsiedlung durch ein von Karl Rudolf groß aufgezogenes „Hilfswerk für Schulsiedlungen“ unterstützt, unter seinen Protektoren fanden sich Persönlichkeiten wie Ignaz Seipel und Kardinal Gustav Piffl, der 1931 selbst den Neubau in Gegenwart des Bundespräsidenten Wilhelm Miklas eingeweiht hatte.

Neben diesen Werken, deren nur die wichtigsten hier Erwähnung fanden, liegt die historische Bedeutung von Bund „Neuland“ vor allem in der geistigen Auseinandersetzung, die aus dem Bund heraus mit den Leitgedanken

seiner Zeit und seiner Umgebung geführt wurde. Eine der Hauptthesen meiner Arbeit im Rahmen der Darstellung dieser geistigen Vorgänge lautet: Form und Richtung sowie die inhaltlichen Akzente der Gedankengänge Neulands über die Welt, Kultur und Gesellschaft sind durch die Bündische Struktur sowie durch die Bündische Ideologie bedingt.

Die Bündische Struktur bezeichnet hier die Gesellungsform der Jugendbewegung mit den damit verbundenen Verhaltensweisen, den neuen Lebensstil in „Bund“ und „Gruppe“. Nach der ersten Periode des Aufbaus, bei „Neuland“ abgeschlossen in den Jahren 1926/27, bewirkte die weltanschauliche Überhöhung des „Wir“-Erlebnisses, des Bundes, der „Gemeinschaft“, den ideologischen Überbau, die Bündische Ideologie.

Bund „Neuland“ hat — zeitlich gesehen in einer Art Nachholverfahren, geistig durchaus autonom — die wichtigsten Entwicklungsstadien deutscher Jugendbewegung an sich selbst erfahren: so seine erste Periode von 1921 bis 1926 als Epoche des katholischen Wandervogeltums, ihr folgte die Epoche der Bündigung, der bündischen Zeit von 1927 bis 1931, von der sich seit 1931 allmählich die Epoche der Jungenschaft abhob.

In der Übergangszeit von der Epoche des durch ursprüngliche Vitalität gekennzeichneten Wandervogeltums zur Epoche seiner strengen Disziplinierung als Bund vollzieht sich auf zwei Ebenen ein folgenschwerer Umbruch, aus dem die Lebensmacht der Bündischen Ideologie hervorging. Die innerhalb „Neulands“ soeben gebildete Bündische Struktur unterlag einem zweifachen Funktionswandel: die älteren Jahrgänge, die bisher das Bundesleben geprägt, ja begründet hatten, wanderten erstmals in größerem Ausmaß in den Beruf ab; die jüngeren Jahrgänge, die den älteren in das Jugendreich nachfolgten, brachten sehr veränderte Voraussetzungen mit sich. Wie Pflieger als einer der ersten feststellte, fehlte diesen der innere Antrieb, das emotionale Motiv der Bewegtheit, das Motiv, das fünf Jahre vorher aus dem stürmischen Erleben einer verinnerlichten Gegensätzlichkeit zur bürgerlichen Umgebung das Jugendreich begründet hatte. Dieses Jugendreich der Romantik aus Empörung, wie Hans Blüher es nannte, verwandelte sich jetzt in ein Übungsfeld der neu hinzugekommenen Jahrgänge, die von ihren Führern erst geweckt und in den neuen Lebensstil, in diese Romantik eingeführt werden mußten. Das Übernehmen, das Sicheinfügen in eine bereits vorhandene und aufgebaute Tradition machte ihre Artikulation zur Bedingung; das Ergebnis dieser Art Fixierung der bereits gewonnenen Überlieferung bildete einerseits die Bündische Ideologie, andererseits auch einen Stilwandel innerhalb der Struktur.

Die „Bündigung“ des Bundes, wie es damals genannt wurde, entsprach dem Prozeß seiner fortschreitenden Institutionalisierung, der Veralltäglichsung des Charismas, seiner charismatischen Gaben, um einen Begriff Max Webers hier einzuführen. Ideologisch abgestützte und begründete Verhaltensweisen traten an die Stelle der ursprünglichen vitalen und spontanen,

gleichsam selbstverständlichen Lebensweise früherer Jahre.

Ein Beispiel zur Verdeutlichung dieses Vorganges: Mit der institutionellen Festigung des Jugendreiches trat der Führertypus des charismatischen „Herrschers“ in seiner Bedeutung hinter dem Typus des „Erziehers“ zurück. (Nebenbei als Anmerkung: das Lebensgefühl der späteren Jungenschaft ist unter anderem auch als Rebellion gegen diesen institutionalisierten Erziehertypus zu verstehen.)

Die autoritative Stellung des Führers erfuhr im Bund ihre ideologische Absicherung, die „Propheten“ wurden von den „Ideologen“ abgelöst. Als ihr Werk ist bereits jener Definitionsversuch anzusehen, der im Jahre 1930 aus einer Wiener Jungengruppe des Bundes kam und der bereits die neu hinzugewonnene ideologiebedingte Lebensmächtigkeit des Bundes für den einzelnen in ihm anzeigt. Diese Gruppe schrieb:

„Uns ist Bund Gefolgschaft eines Führers, der staatliche Ausdruck unserer Gemeinsamkeit. Kein blutleeres Gebilde mit einem Dutzend Richtungen, sondern ein Wille, ein Strom, ein Schicksal, in Not und Tod verbunden mit dem Führer. Dieser Bund wird allen Stürmen unserer großen Zeit standhalten, denn er trägt in sich die Staatlichkeit des Morgens, der Zukunft, er ist ein neues Reich.“

Der zweite, für unseren Zusammenhang hier noch bedeutsamere Antrieb zur Herausbildung der Bündischen Ideologie ging von den Älteren des Bundes aus. Der für die im Berufsleben stehenden Älteren ebenso unwiderfällige Verlust der ursprünglichen Erlebnisgemeinschaft bedingte den Aufbau einer Gesinnungsgemeinschaft, die einer weltanschaulichen Fundierung bedurfte. Die Summe der zu diesem Zweck in den Bund eingebrachten Ideen nennen wir hier in ihrem systematischen, vom Bund selbst vorgenommenen Aufbau die Bündische Ideologie. Funktion jeder Ideologie, so auch der Bündischen, ist die ins Weltanschauliche gerichtete Rechtfertigung des eigenen Interessenkreises, für den Bund die ungebrochene Fortsetzung seiner Existenz, seiner Unauflösbarkeit, kurz die Aufrechterhaltung des Bundes als bestimmende Lebensmacht gerade auch für den, der wegen seiner Berufstätigkeit seine soziale Teilnahme am Bundesleben einschränken mußte. Denn der mit dem Berufsleben vollzogene Sprung von der vertrauten Innenwelt des Bundes in eine mehr unbekanntere und gefühlsmäßig stets abgelehnte Außenwelt der noch immer bürgerlichen Erwachsenenengesellschaft, in seine „feindliche“ Umwelt, brachte die Notwendigkeit mit sich, Bund „Neuland“ differenzierter als bisher von dieser Umwelt abzugrenzen und somit geistig zu profilieren; schließlich ihm eine geistige Substanz zu geben, damit er seine ihm anvertraute Rolle als Orientierungshilfe seiner Angehörigen auch weiterhin ausüben vermochte.

Im Rahmen dieses Vorganges setzte die Entwicklung der Bündischen Ideologie — jetzt ganz allgemein gesprochen — in Form einer Verabsolutierung jener mit besonderen Erlebniswerten verknüpften Strukturelemente

des Bundes ein, Erlebniswerte, die die Jugendbewegung als ideale, wahre, gesunde, natürliche und organische Werte weltanschaulich zu überhöhen und in ein den steigenden geistigen Anforderungen nachkommendes System einzubauen suchte. Die „Gemeinschaft“ weitete sich auf diese Weise zum Strukturprinzip jedes bündisch-utopischen Vorentwurfes einer idealen Sozialordnung oder sonstiger gesellschaftlicher Reformvorschläge aus.

Wegen des vorgegebenen Rahmens dieser Ausführungen will ich mich in ihrem dritten Abschnitt auf die Darstellung jenes Teiles beschränken, der sich innerhalb der Bündischen Ideologie auf die Politik und die politischen Ereignisse jener Jahre bezieht. Zu diesen Ereignissen selbst noch einige Bemerkungen als Einführung in die politische Situation, in die sich jene Jugendgeneration hineingestellt sah.

Nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie und den Friedensverträgen mit ihren Nachfolgestaaten war die Ausgangslage der jungen Ersten Republik die denkbar schlechteste; sie war wirtschaftlich, innen- und außenpolitisch weitgehend isoliert. Vielleicht am schwersten wog die innere Zerrissenheit dieses noch sehr künstlichen Staatsgebildes, das infolge seiner schmalen Existenzbasis und der ihm noch zusätzlich aufgebürdeten Lasten praktisch vom guten Willen der Siegermächte abhängig blieb, von den Brösaamen, die man von Genf, von Paris und London aus zeitweise auszustreuen für richtig hielt. Diese drückende Abhängigkeit sowie das innerlich ungelöst gebliebene Problem der Staatsform — verdankte man ja die Republik der Initiative der Sozialdemokraten, die selbst nie mehr als 40 % der Bevölkerung hinter sich wußten, — all diese Probleme bewirkten eine sehr gereizte, spannungsgeladene Atmosphäre im Innern, aus der heraus es nicht möglich war, so etwas wie ein gemeinsames, alle Volksschichten einendes Staatsbewußtsein zumindest ansatzweise zu begründen. Ein solches wuchs erst später im Widerstand gegen das sehr bald als Besatzungsmacht entlarvte Dritte Reich. Nur in einem Punkt stimmten alle Parteien und die gesamte Bevölkerung überein, und zwar nicht erst in den Dreißiger Jahren sondern bereits 1918/19, nämlich in der festen Absicht, ja der Überzeugung in die Notwendigkeit, sich Deutschland anzuschließen, in welcher Form auch immer. Diese Tatsache beweisen allgemeine Volksabstimmungen, die im Jahre 1921 in den beiden Bundesländern Salzburg und Tirol eine überwältigende Mehrheit von 99 % der Stimmen für diesen Anschluß ergaben und somit keinen Zweifel über den eigentlichen Volkswillen mehr zuließen.

So blieb Österreich zwischen 1918 und 1938 ein Staat wider Willen und seine scheinbare Unabhängigkeit ein Werk der Siegermächte, ohne daß diese jemals bereit gewesen wären, die hiermit eingegangene Verantwortung um das Schicksal dieses Staates von sich aus einzulösen.

Das politische Leben dieser Republik prägte das staatsmännische Werk des Prälaten Ignaz Seipel, eines Exponenten des politischen Katholizismus,

der seine unbestreitbaren Fähigkeiten zwar für eine kurzfristig gelungene wirtschaftliche Sanierung einsetzte, aber durch seine starre und absolute Ablehnung jeglicher politischer Mitverantwortung und Mitarbeit von seiten der Sozialdemokraten die zumindest nicht minder wertvolle innenpolitische „Sanierung“, den sozialpolitischen Ausgleich verhinderte und damit zum Zerfall der parlamentarischen Demokratie von sich aus beitrug. Der Zerfall des Staates in einander feindselig gegenüberstehende, waffenstarrende Parteilager führte politisch gesehen zur Geburt des Austrofaschismus, gesellschaftlich gesehen zu einer weitverbreiteten, vor allem in der jungen Generation allgemein geteilten Ablehnung jeglicher Demokratie als einen Scheinstaat der Anarchie überhaupt. Diese Situation bildete den unübersehbaren Hintergrund, vor dem und aus dem heraus die Neuländer handelten und ihren Gedanken über einen „wahren Staat“ nachgingen.

Bei der Betrachtung der politischen Ideenbildung innerhalb des Bundes „Neuland“ lassen sich sehr deutlich zwei Perioden voneinander unterscheiden: eine zeitlich im wesentlichen auf die Jahre 1927 — 1929 beschränkte Periode, die mehr auf praktikable Lösungen folgender Fragen ausgerichtet war und sich darin — im Gegensatz zur zweiten Periode — vornehmlich auf die Summe der politischen Erfahrungen ihrer Zeit stützte: das Verhältnis der Kirche zu den politischen Parteien, zum Sozialismus und zum Proletariat, kurz: der politische Katholizismus und die soziale Frage, diese mehr aus der Perspektive pastoraler Zielsetzungen, der Arbeiterseelsorge gesehen.

Die zweite um 1930 einsetzende Periode ist gekennzeichnet von der ideologiebedingten Verdrängung des Politischen ins Romantische; der Akzent lag bei „Neuland“ ganz auf der Klärung der weltanschaulichen Zusammenhänge von Staat und Gesellschaft, und gar nicht mehr auf einer sachlich-nüchternen Betrachtung und Verfolgung der politischen Vorgänge ringsum. Eine solche Betrachtungsweise prägte bereits die gefühlsbestimmte Ablehnung alles dessen, was man als Politik ansah und erlebte. Übersehen wurde dabei u. a. nur, daß man sich umso tiefer in die politischen Strömungen verstrickte, je mehr man in ihrer Unkenntnis eine unpolitische Einstellung zum bündischen Ideal erhob. Denn der weltanschauliche Kontext dieser Einstellung hatte bereits a priori zahlreiche politische Vorentscheidungen im grundsätzlichen Bereich getroffen, ließ aber die Frage ihrer Überführung in die Praxis völlig offen und damit ungelöst, eine Lücke, die zu gegebener Zeit der Nationalsozialismus für seine Zwecke zu nützen verstand.

Doch nun zur ersten Periode der Jahre 1927 — 1929: als ihr Ergebnis ist an erster Stelle eine sehr gewandelte Auffassung vom Wesen und den eigentlichen Aufgaben der Kirche anzuführen. Bund „Neuland“ war stets bemüht, das Getto aufzustoßen und niederzureißen, in dem sich die katholische Kirche seit Reformation und Gegenreformation eingeschlossen hatte, um in diesem an einer eigenen katholischen Kultur zu planen und zu bauen,

die aber im steigenden Maße der Kommunikation mit der Welt um sie herum entbehrte und damit zur allgemeinen Bedeutungslosigkeit herabzusinken drohte. Der Aufgabenbereich von Kirche und Christentum wurde von „Neuland“ größer und weiter gesehen als bisher; dabei entdeckte der Bund die sozialkritische Funktion der Christen und die gesellschaftliche Verantwortung der Kirche. Eine solche Verantwortung aber setzte die Freiheit, die politische Freiheit ihres gesellschaftlichen Handelns voraus. Diese Freiheit war wiederum im Rahmen des zeitgenössischen politischen Katholizismus nicht gegeben. Die aus der Gemeinschaftsromantik bereits erfolgte Ablehnung des Parteienstaates ebnete auch hier den Weg zu dem folgerichtig mit aller Vehemenz und Eloquenz verfochtenen Bruch mit dem „Konstantinismus“, mit dem politischen Katholizismus als seiner modernen Form und damit naturgemäß mit der Politik und der politisch-kirchlichen Funktion der Christlichsozialen Partei. Aus der Reflexion des Verhältnisses der Kirche zu den Parteien, der Seelsorge zur Arbeiterschaft, entwickelte sich die Forderung nach einer peinlich genauen reinlichen Trennung von kirchlicher und weltlicher, parteipolitischer Macht, um mit dieser Trennung überhaupt erst eine Arbeiterseelsorge möglich zu machen.

Die Sorge um die soziale Frage lenkte bald die Aufmerksamkeit auf die soziale Ungerechtigkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystems und damit auf den Sozialismus. Die große Kluft zwischen diesem und dem, was sich katholisch nannte, fühlte und glaubte, versuchte „Neuland“ vor allem durch zwischenmenschliche Beziehungen u. a. im Kreis der sogenannten „religiösen Sozialisten“ zu überbrücken. Die weltanschauliche Analyse beider Positionen blieb dabei eine Angelegenheit weniger Außenseiter, der Bund begann allmählich andere Wege einzuschlagen, die von diesen Problemen wegführten, bestärkt darin auch durch die päpstliche Enzyklika „Quadragesimo anno“ des Jahres 1931.

Die wesentliche gemeinsame Tendenz dieser mehr und mehr politisch divergierenden Wege mehrerer Gruppen im Bund in seinem zweiten Jahrzehnt ab 1930/31 war die Verdrängung des Politischen ins Romantische, die vom steigenden Einfluß der Bündischen Ideologie auf die Mehrheit im Bund vorangetrieben wurde, bzw. sich in dieser selbst widerspiegelte. Auch für das katholische „Neuland“ bildete der Kulturpessimismus des 19. Jahrhunderts die Ausgangsbasis für sein Bündisches Sendungsbewußtsein, das sich geistig aus diesem als Rettung der wahren, gesunden und natürlichen Werte des „Volkes“ und für das Volk ableitete und ableiten ließ, freilich hier nicht in Zielrichtung einer rein „germanischen“ sondern einer universal-abendländischen Kultur, in dem das Deutschtum aber selbst im Denken vieler Neuländer die unbestrittene Führungsrolle einnahm oder einnehmen sollte.

So ist die Bündische Ideologie als systematische Sammlung mehr gleichgerichteter Ideen zu verstehen. Der im Grunde substanzarme, weil zur all-

gemein soziokulturellen Entwicklung des 20. Jahrhunderts ziemlich inadäquate Inhalt dieser Ideologie setzte sich aus Gedanken zusammen, die zu dieser Zeit von Männern wie Othmar Spann, Wilhelm Stapel, Richard Kralik, Moeller van den Bruck, Joseph Eberle und vielen anderen ausgesprochen, ja gepredigt wurden. Historisch gesehen stellten diese Gedanken alle einen Aufguß aus der geistigen Produktion des 19. Jahrhunderts dar, angefangen bei der historischen Romantik bis zu dem Kulturpessimismus von Männern wie Lagarde oder Ferdinand von Tönnies, der mit seiner bereits 1887 verfaßten Habilitationsschrift mit dem Titel „Gemeinschaft und Gesellschaft“ die Parole für die von der Jugendbewegung begeistert aufgenommene Entgegensetzung von „organischer Gemeinschaft“ gegen die „mechanistische“ und „seelenlose Gesellschaft“ lieferte.

Diese in den Bund Neuland vor allem durch Othmar Spann und seine Anhänger eingeführte Sozialromantik stellt einen eindrucksvollen Hinweis auf die von Max Weber bereits 1895 festgestellte Unfähigkeit des Bürgertums dar, dem globalen soziokulturellen Wandel adäquate politische Prinzipien und Formen zur Seite zu stellen, um mit ihrer Hilfe jenen Wandel in den Griff zu bekommen und zu lenken. Diese Unfähigkeit hat — wie wir heute wissen — folgerichtig nach Beseitigung der bürgerlich-wirtschaftlichen Sekurität in die Verführung dieser Schichten durch den Faschismus geführt.

Die Aufnahme all dieser hier nur angedeuteten Ideen von Seiten des Bundes Neuland nannten wir ihrem Ergebnis nach die Bündische Ideologie, weil diese ganz in den Dienst der Bündischen Interessen — Bewahrung des Jungendreiches, Ausbau und Sicherung des Bundes als umfassende geistige Lebensmacht der Älteren — gestellt und diesen Interessen nach artikuliert wurde.

Soweit sich die im Bund sehr große Schar ihrer Anhänger überhaupt mit „Politik“ beschäftigten, konzentrierten sie sich seit 1930 ganz auf die Entfaltung der von ihnen so genannten „organischen Staatsauffassung“. Diese stellt de facto eine Vermischung von zwei sehr gefühlbestimmten Grundgedanken dar: der Bündischen Gemeinschaftsautonomie und des Volksgedankens, d. h. der organisch gegliederten Ganzheit des Volkes, zu der der Staat die Funktion eines ausführenden und diese Ganzheit vervollkommnenden Organs einnahm.

Die drei Schlüsselbegriffe dieser Staatsauffassung, u. a. vom Bund auch auf Stifters „Witiko“ und Adam Müllers Staatsbegriff zurückgeführt, markieren bereits das Abgleiten in eine sehr romantisch-phantastische Schau der politischen Zusammenhänge, eine Schau, die zu den tatsächlichen Zusammenhängen der Umwelt kaum eine positive Beziehung herstellte und damit die vermeintlich „unpolitische“ Einstellung ihrer Anhänger überhaupt erst ermöglichte.

Jeder dieser drei Begriffe: Volk, Volksgemeinschaft und Reich waren

tief in der Gefühlsstruktur der bündischen Welt verankert und beeinflussen mehr unbewußt jede im Bund getroffene Aussage über gesellschaftliche und politische Vorgänge an entscheidender Stelle — ein charakteristisches Erkennungszeichen ideologiebedingter Denkstrukturen, dafür gibt es eine überwältigende Fülle von Belegen.

Praktisch gesehen redete die organische Staatsauffassung der Errichtung eines Ständestaates das Wort; nur seine klare weltanschauliche Ausrichtung, seine katholische Fassung, und sein mehr dem Föderalismus zugeneigtes Konzept der gesellschaftlichen Strukturen stand seiner Gleichsetzung mit dem Faschismus im Wege; ein Umstand, der niemanden daran hinderte, etliche Anregungen dem Faschismus vornehmlich italienischer Prägung zu entnehmen. Überhaupt standen die Befürworter der organischen Staatsauffassung dem Faschismus und auch dem Nationalsozialismus sehr wohlwollend und mit großer Sympathie gegenüber, eine Tatsache, die auch auf die Propaganda des Dritten Reiches — man denke an die betreffenden Konkordatsabschlüsse 1933 und 1938 — einen gewissen Einfluß ausübte. Schließlich war die in Bund „Neuland“ sehr stark vertretene und meist tonangebende Anhängerschaft dieser Ideen durchaus bereit, den Nationalsozialismus als zweite Alternative nach ihrem eigenen Konzept einem demokratischen System gegenüber auf jeden Fall vorzuziehen; eine Einstellung, die sich bei der Beurteilung des Dritten Reiches und seiner ersten Maßnahmen im Jahre 1933/34 sehr deutlich in den Berichten der Bundeszeitschrift widerspiegelt.

Die Attraktivität der organischen Staatsauffassung für den Bund beruht auf folgendem Sinnzusammenhang:

Diese Staatsauffassung ermöglichte ihren Anhängern den fortgesetzten Balanceakt, die Wanderung auf einem schmalen Grat, der zur einen Seite in Richtung des bürgerlichen Gesellschaftssystems hin abfiel, ein System, das bereits vom Berufsleben der Älteren deren Integration in diese einzig und allein tatsächlich existierende Gesellschaft erforderte. Zur anderen Seite hin fiel dieser Grat in Richtung jener Untiefen ab, die man als „Politik“ bezeichnete und möglichst mied. Eine solche Integration — in welche Richtung auch immer — hätte eine starke Einschränkung des Bundeslebens und auch seines geistigen Einflusses bedeutet, letztlich seine Auflösung. Das vitale Interesse des einzelnen an den Bund auch als geistige Größe war demgegenüber zu stark, es klammerte sich an eine Zukunftsvision, auf die der Grat, auf den man ging, zuzuführen schien, ohne in die Niederungen auf beiden Seiten hinabzuführen oder diese zu berühren, was aber gleichzeitig die ungebrochene Fortsetzung des Bundeslebens und der bündischen Lebensmächtigkeit erlaubte und bedeutete. Denn die Zukunftsvision der „Volksgemeinschaft“ oder eines „neuen Reiches“ gab dieser Gratwanderung ihren ausschließlich bestimmenden Sinn. Sie gab die Möglichkeit, der tatsächlichen Politik eine eigene, vermeintlich „unpolitische“ Handlungsweise

gegenüberzustellen, die auch ein eigenes Konzept suggerierte, eine Handlungsweise, die ihr Ziel der „Volkwerdung“ in Form der pädagogischen Arbeit auf allen Ebenen für erreichbar und realisierbar hielt. Daher erschien keineswegs die Umwandlung äußerer, vorgegebener Strukturen sondern des inneren Menschen in Richtung eines „neuen“ als dem idealen Glied der Volksgemeinschaft für wesentlich bedeutungsvoller und zukunftsreicher.

Diese einseitige Akzentuierung seines sozialen Handelns entsprach ganz der Romantisierung der sozialen Vorgänge und Zusammenhänge überhaupt und entsprach der Verlagerung der geistigen Schwerpunkte von außen nach innen, von der Vernunft weg auf die Kräfte der Seele, des Gemüts und des Gefühls und damit auch genau der ursprünglichen Lebensrichtung des Bundes. Somit stand der Tendenz nichts im Wege, den Bund selbst zum heranwachsenden Glied und Vorkämpfer der kommenden Volksgemeinschaft emporzuzustilisieren, ihm mit viel Pathos in dieser und mit dieser eine pseudorevolutionäre Funktion zu verleihen. Diese Pionierfunktion steigerte seine Lebensmächtigkeit bis in eine Sphäre religiös-sakraler, ja metaphysischer Größe. Sie ließ gar keine andere Antwort auf die Frage nach der kulturellen Aufgabe der Jugendbewegung zu, als sie der langjährige Bundesführer „Neulands“, Anton Böhm, 1931 formulierte: Böhm sah nämlich die kulturelle Aufgabe des Bundes und der Jugendbewegung ganz in der Bewahrung ihrer eigenen Art, des bündischen Lebens und seiner Werte; — eine Einstellung, die somit nahtlos mit dem hier skizzierten Sinnzusammenhang übereinstimmt, d. h. ihn bestätigt.

Die metaphysische, beinahe schon mythologische Bedeutung des Bundes bei „Neuland“ zwang seine Angehörigen in eine weitgehende geistige und seelische Abhängigkeit, auch wenn sie diese als eine freiwillige und natürliche Lebensordnung zu begreifen gelernt hatten. Denn diese Lebensordnung besaß die Suggestion einer göttlichen und damit höchst sinnvollen Weltordnung: — der Bund ging ganz in das Volk auf und dieses wiederum umgab unter der Einwirkung der mittelalterlichen Reichsidee bereits die Aura einer unmittelbar gottverbundenen, sakralen Gesellschaft. „Bund“, „Volk“ und „Reich“ entwickelten sich auf dieser Ebene zu gleichbedeutenden Begriffen, zu Synonymen, die alle auf ihr letztes und höchstes Ziel hindeuteten: der Vereinigung des Diesseits mit dem Jenseits, der menschlichen mit der göttlichen Gemeinschaft.

„Bund“ und „Volk“ als Schicksal, als übergeordnete Schicksalsmacht, diesen Gedanken finden wir mit allen seinen hier angedeuteten politischen Implikationen am eindrucksvollsten in einer Rede Anton Böhms als Bundesführer wiedergegeben. Unter dem Titel „Volk und Volkstum“ war diese Rede Teil der Bundestagung „Neulands“ im Jahre 1927. Ihrer inhaltlichen Bedeutung wegen sei aus ihr länger zitiert. An ihrem Anfang steht folgendes Bekenntnis:

„Wir, deutsche Jugendbewegung, lebendige Jugend im Volk aber wollen uns losreißen von Zweifel und Grübeln. Wir wollen feststehen im Wanken und Stürzen und unsre ganze Kraft zusammenzwingen zum Bekenntnis von Volk und Volkstum.“

(in: Neuland, Blätter jungkatholischer Erneuerungsbewegung, Wien, 4. Jahr, 1927, S. 170).

In den sich anschließenden Teilen seiner Rede sucht Böhm das Wesen dieses Volkstums zu entfalten: Raum, Boden, Sprache, Landschaft, Stämme, Organismus, Volkskultur . . . Zum Schluß faßt Anton Böhm zusammen:

„Aber all das ist doch nicht das Tiefste, das sich sagen läßt vom Volk. Ein Gedanke, ein Wissen krönt unser Schauen von Volk:

Jedes Volk ist von Ewigkeit her eingeordnet in den Weltplan der göttlichen Vorsehung; Volk ist Gottesgedanke —

Und darum hat auch jedes Volk auf Erden seine bestimmte Stellung und seine Aufgabe.

Nicht unbegreiflich und nicht sinnlos ist sein Dasein, nicht bloße Tatsache und weiter nichts — sondern sinnvoll von Ewigkeit her, gerichtet auf einen heiligen Zweck, auf Erfüllung seiner Sendung: dies ist das letzte Entscheidende im Wesen des Volkes!

Sendung: Das ist der innerste Sinn, das heiligste Leben eines Volkes, seine stärkste Kraft.

Sie gibt seinem Leben den Grund, sie erweckt es und führt es sicher durch die Jahrhunderte der Geschichte, durch Kampf und Gefahr zur Größe, zur Erfüllung.

Und Volk ohne Sendung — das zerfällt, seine Kräfte zerrieben, es hält nicht mehr zusammen, kleine Interessen von Parteien und Gruppen zerreißen seine Einheit, es hat keinen Willen mehr zur Zukunft, sein Wachstum erlischt — es stirbt, geht zugrunde, sinnlos und weglos wird sein Leben und bald wird es ausgelöscht sein aus der Geschichte.

Nur Sendung erhebt und heiligt ein Volk!

Nur ein Volk, das sich fühlt und weiß als das von Gott auserwählte, als sein Werkzeug, blind und ergeben, kann die ungeheure Symphonie aller Lebenskräfte in sich erwecken, die Großes schafft, die es emporreißt zu den Sternen der Ewigkeit.

Nur Volk, das um seine Sendung weiß, kann dem Leben des Einzelnen das Gewaltigste werden, das uns Menschen beschieden sein kann: Schicksal.

Schicksal: Du heilige Hingebung an ein Ungeheures über uns, voll dunkler Kraft, das jedem Atemzug unseres kurzen Lebens Sinn geben kann, das uns schauen läßt in die Ewigkeit.

Schicksal: ob dunkel oder hell strahlend, ob schwer lastend oder hoch uns emportragend — das gilt gleich — wenn wir es nur haben: wenn wir nur wissen, wie Gottes Weltwille uns als Volk treibt und erlöst — auch noch im bittersten Leiden.

Volk ist Gottesgedanke — Sendung — Schicksal — das bindet uns im innersten zusammen.

Heute sieht es so aus, als hätte unser Volk seine Sendung verloren. Weglos steht es da, nirgends noch wacht die Kraft auf, die es antreibt zum Aufstieg, zu neuen Höhen.

Noch ist aus den Wüsten der Zeit der Ruf nicht ergangen, der in die Zukunft weist.

Wir harren noch.

Aber wir glauben auch. Wir schauen das neue Heil in unserem Glauben.

Der Führer wird kommen, dessen sonnenstarker Blick tief hineindringt in Gottes Willen, der in den Zeichen der Zeit Gottes Hand erkennt, der neu die Sendung seines Volkes sieht.

Ihm schwören wir Treue — heute schon, und mit ihm dem Schicksal: Deutsche zu sein.

Möge es endlich über uns kommen. Wir bereiten uns. Mag es hart sein: wir jauchzen und jubeln ihm zu:

Gott wird uns hören.“

(ebenda, S. 180 f.)

Dieser Appell an das Charisma eines gottgesandten Führers, seine Erwartung und Heilsbedeutung, dieser Chiasmus deckt den Grund auf, warum auch Bund „Neuland“ dort versagt hatte, wo es galt, den bereits gefundenen Ansatz zur Reform im Lebensstil im persönlichen Bereich auf der Ebene der gesellschaftlichen und politischen Verantwortung weiterzuentwickeln. Der Grund dieses Scheiterns von Neuland als „Kulturbewegung“ — schließlich ein selbstgestelltes Ziel — liegt darin, daß es dem Bund nicht gelang, ein geschichtsträchtiges und sozialkritisches Bewußtsein heranzubilden, ein Bewußtsein, das kraft seiner Theorie auf die Frage nach dem Ort und der sozialen Strategie eine praktikable Antwort für alle Reformbestrebungen gefunden hätte. Gerade hier erwiesen sich Bündische Ideologie und Nationalsozialismus als die zwei den weiteren Weg des Bundes entscheidenden Faktoren: die Bündische Ideologie als falsches Bewußtsein von den Gesellschaftsstrukturen und der Nationalsozialismus als verführerischer Ausweg aus drohender Ohnmacht und Wirkungslosigkeit. Bevor noch der Problemzusammenhang mit dem Nationalsozialismus angeschnitten werden soll, fassen wir kurz einmal zusammen:

Der soziale Mythos von der „Gemeinschaft“ als bündisches Strukturprinzip der idealen Gesellschaftsordnung war gewachsen und untrennbar verbunden mit der Sorge um die „Kultur“: Bund Neuland als „kulturelle Erneuerungsbewegung“ war einer der ersten und eigentlichsten Ansätze innerhalb der Bundsgeschichte gewesen, die als bedroht gefühlte Kultur zu retten. Die Zauberformel dazu hieß: die Bewahrung „eigener Art“, der „Gemeinschaft“, des „Bundes“, der bündischen Lebensform, als Grundlage zu der erhofften sozialen Harmonie.

Die ursprüngliche Ergriffenheit von der sozialen Frage bemächtigte sich des Gedankens einer religiösen Gemeinschaft, hier der „Kirche“, als des möglichen und besten Ortes einer solchen Einigung, da in diesem und durch diesen Ort die Transzendenz, die Glaubenskräfte, die „Tiefe“ und die Breite des Lebens, die vertikale Denkrichtung der Religion mit der horizontalen einer sozialen Harmonie sich einigen und verschmelzen konnten, um eben eine neue lebensumfassende Kirche als das „neue Reich“ zu schaffen. Unwillkürlich wird man hier an die Auffassung von Novalis erinnert, der die Neuschöpfung einer solchen Kirche, einer Menschheitskirche als edelste Aufgabe der Romantik begriff.

Von jenem geistigen Knotenpunkt liefen sodann im Laufe der Jahre im Bund selbst mehrere Wege auseinander: der Weg der „religiösen Sozialisten“, die diese religiöse Gemeinschaft in Form einer praktischen, zwischenmenschlichen Annäherung an die Arbeiterbewegung zu bilden versuchten; der Reichsgedanke, zwar mit Abstand zeitlich als letzter, aber dennoch der bedeutendste, da er den Gedanken dieser religiösen Gemeinschaft mit einer großen Tradition in Verbindung brachte und die Idee einer „neuen Kirche“ im „neuen Reich“ als eine folgerichtig sakrale Gesellschaftsordnung im Rahmen einer universalen Herrschaftsordnung zu verdichten verstand; und drittens der Weg der „Volkwerdung“, die völkische Richtung, die gefährlichste von allen, da sie nichts anders als eine Gratwanderung zwischen den Nationalismen der Jungkonservativen, der politischen Romantik, der antiliberalen Kulturpessimisten und der Faschisten darstellte.

Die allgemeine Bedeutung des Reichsgedankens liegt vornehmlich in seiner Wirkung als antreibender Motor aller großdeutschen Hoffnungen, ja als explosives Element dieser. Eines der wirksamsten Vorstellungen der Reichsidee war für Bund „Neuland“ das Bild eines vom jeglichen Konfessionsstreit befreiten und somit einigen, heiligen Deutschen Reiches als großräumige Friedensordnung Mitteleuropas. So darf das tatsächliche Dilemma der Großdeutschen seit der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus im Nachbarland nicht übersehen werden. Es ging einmal darum, die von der Vision des Reiches ausströmende Begeisterung in sich als ungeheuren Antrieb zur nationalen und gleichzeitig christlichen Größe zu verspüren, und das andere Mal der Aufrichtung des NS-Staates zuzusehen, der stets und schmerzlich zugleich an die eigenen Träume erinnerte und zu Gedankenverbindungen verleitete, zu voreiligen Gleichsetzungen, zu Spekulationen hinsichtlich der Möglichkeit, diesen neuen Staat zu beeinflussen, ja sogar zu „taufen“, schließlich zur Betrachtung dieses Staates als eines realen Komplementärstückes zur eigenen, irrealen Vision. Diese stark gefühlsbestimmten Neigungen mußten eine klare Entscheidung sehr erschweren, so daß eine allgemeine geistige Verwirrung über die zukünftige Stellung und Aufgabe des Bundes und seiner Angehörigen unausbleiblich war,

eine Verwirrung, die schließlich in den Jahren 1936 bis 1938 das Bundesleben von „Neuland“ vollends aus den gewohnten Geleisen zu bringen und allmählich aufzulösen drohte.

Der Mentalität, von der der Marburger Historiker Ernst Nolte sagt, daß sie den Faschismus erst kenntlich macht und auch überlebte, dieser Mentalität lag das mehr unbestimmte Gefühl einer allgemeinen, ja tödlichen Bedrohung jener Werte zugrunde, die innerhalb der bündischen wie der nationalsozialistischen Werthierarchie freilich auch sehr unterschiedlich als höchste gedeutet und verehrt wurden. Die Wirkung des Nationalsozialismus auch auf „Neuland“ als Provokation und Versuchung, lag im Bund darin begründet, daß der Nationalsozialismus im Gegensatz zum Bund ein politisches Erfolgskonzept anzubieten verstand, daß die Mitverwirklichung bündischer Lebenswerte scheinbar nicht ausschloß, so daß ein Engagement in ihm und für ihn gleichsam innerhalb des bündischen Lebenskreises verblieb. Eine Mitarbeit am Aufbau des NS-Staates schien daher eine Erweiterung dieses Kreises in Richtung der ersehnten Volksgemeinschaft hin zu ermöglichen.

Faktisch gesehen gab hier ein zweifaches Anschlußbedürfnis den Ausschlag: einmal der Anschluß an das Deutsche Reich und zweitens der Anschluß an eine politische „Bewegung“, an die nazistische Massenpartei, die gleichzeitig den Elitegedanken pflegte. Denn sie stimmte mit den Anhängern der organischen Staatsidee ganz darin überein, alle anderen Parteien und die Parteiendemokratie überhaupt zu bekämpfen. Dieser Anschluß an eine solche politische „Bewegung“ war von der Bündischen Ideologie her gesehen in mehrfacher Hinsicht vorgeformt, ja bis zu einem bestimmten Maß durch sie bedingt: denn diese Ideologie versagte genau dort, wo jene „Bewegung“ — ob nur mit ihrer Propaganda allein sei hier dahingestellt — jedenfalls einsetzte, dort nämlich, wo es darum ging, die bündische Sozialutopie der Volksgemeinschaft in die Wirklichkeit zu überführen, sie zu realisieren.

Gegen diese Verkettung von Gefühl, Interesse und Ideologie waren die Gruppen im Bund, die in andere Richtungen hin dachten und sich engagierten, einfach zu schwach, um die Vorherrschaft dieser einen ideologiebedingten und tonangebenden Richtung in Bund „Neuland“ zu brechen.

Mit dieser Feststellung soll hier aber keineswegs die oft zu hörende, simple These von der sagenhaften Rolle der Jugendbewegung als Vorläuferin oder gar Wegbereiterin des Nationalsozialismus unterstützt werden. Eine derartig einseitige Abstempelung der gesamten Jugendbewegung oder eines gesamten Bundes wie im Falle „Neuland“ ist angesichts der Fakten unzulässig. Es hat auch in diesem Bund „Neuland“ Gruppen gegeben, auf die ein solches Urteil m. E. zutrifft; nicht zu übersehen aber sind gleichzeitig die anderen Gruppen im Bund, die eine derartige Vorarbeit oder Mitarbeit stets aus Überzeugung und Einsicht abgelehnt haben.

Abschließend können wir hier festhalten, daß es in Bund „Neuland“ am Ende der Zwanziger Jahre eine entscheidende Wendung nach rechts gegeben hat, getragen dabei von der apolitisch gesinnten Mehrheit im Bund. Andere, kleinere Gruppen in ihm haben sich im Gegensatz dazu einer Richtung verschrieben, die auch ihrem Inhalt nach von Neuländern mitgeprägt wurde, nämlich dem sogenannten Linkskatholizismus. Die geistige Strömung, in der diese Richtung wurzelte, hat auf den Bund bis in den Jahren 1928/29 einen starken Einfluß ausgeübt, ohne ihn freilich ganz zu erfassen; daß dieser Einfluß in den Jahren danach stark zurückging, ist auch im Zusammenhang mit der allgemeinen innerkirchlichen und der politischen Entwicklung Österreichs zu sehen. Denn in der Kirche jener Jahre erhielten die 1918 mehr zurückgedrängten konservativen Kräfte eines formalen Juridizismus wieder einen starken Auftrieb, man denke hier an den Lateranvertrag 1929 mit Mussolini oder an die Enzyklika „Quadragesimo anno“, in der die Verurteilung des Sozialismus als allgemein gültige Lehrmeinung des Papstes ausgesprochen worden war.

Das starke Anwachsen konservativer Strömungen und Richtungen und der geistig aus diesen hervorgegangenen Bündischen Ideologie ist unter anderem mit der Faszinationskraft des „Bundes“ und des Bündischen Aufbruchs aus der Jugendbewegung, der sich „Neuland“ ganz verschrieb, zu erklären. — Der katholisch-religiöse Ausgangspunkt in „Neuland“ hat sich in diesem Zusammenhang in einer stärkeren Betonung der Reichsidee und vieler direkt aus der Wiener katholischen Spätromantik entlehnten Gedanken ausgewirkt, Gedanken schließlich, die mehr die Tendenz einer Restauration überkommener aber bereits durch die Entwicklung überholter Gesellschaftsformen verfolgten. Von dieser Seite her wurde die für eine Mehrheit im Bund gültige Prägekraft der Bündischen Ideologie keineswegs verringert sondern noch verstärkt. Alles in allem gesehen erhält man als Betrachter dieser Szene den zwingenden Eindruck, in der Bundesgeschichte von „Neuland“ ein Spiegelbild der geistigen Strömungen und Vorgänge jener Epoche in ihrer stark suggestiven Wirkung auch auf den mehr jugendlichen Teil ihrer Zeitgenossen und Träger vor sich zu haben: diese Wirkung in ihrer Eigenart andeutungsweise zur Darstellung zu bringen war Ziel dieser Ausführungen.

BEMERKUNGEN zu dem Referat von Gerhard Seewann

Wenn ich als Vertreter der alten freien, konfessionell ungebundenen Jugendbewegung in Österreich und insbesondere des Österreichischen Wandervogels sprechen darf, so möchte ich zunächst dem Vorurteil begegnen, meinen Ausführungen lägen irgendwelche Ressentiments aus Prioritäts-Eifersucht zugrunde. Aber ebenso energisch muß ich gleich von Anfang an dar-

auf hinweisen, daß es eine Jugendbewegung in Österreich in unserem Sinn hat. Es ist völlig verfehlt, die sogenannte „Freie christliche Jugend Österreichs“ des Sozialreformers Anton Orel als den Beginn der Jugendbewegung in Österreich, und sei es auch nur der katholischen, zu deklarieren. Davon kann keine Rede sein. Daher ist auch der Titel von Seewanns Werk „Österreichische Jugendbewegung 1900 — 1938“ von vornherein irreführend. Ihr sollt nicht meinen, ich sei über diese lokal begrenzte „Bewegung“ zu wenig unterrichtet, um sie gerecht und objektiv beurteilen zu können, da sie seinerzeit praktisch unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit abgelaufen ist. Ich habe mich seit meiner Gymnasiastenzzeit für derartige kulturpolitische und geistesgeschichtliche Erscheinungen im alten Österreich und in der Republik sehr lebhaft interessiert und der Zufall oder mein diesbezüglich besonderes Interesse wollten es, daß ich mit etlichen Männern, die von den Ausstrahlungen Anton Orels und seiner Bewegung berührt wurden, zwischen den Kriegen und nach dem zweiten Krieg zusammengekommen bin. Nur Anton Orel selbst habe ich nie gesehen und gehört, doch habe ich mich aus vielen Gründen mit der Neoromantik bzw. der Sozialromantik und dem sozialen Katholizismus in Österreich eingehend beschäftigt. Professor Lugmayer war mein Gymnasiallehrer, Monsignore Wolny jahrelang mein Religionsprofessor, mit August Maria Knoll und Karl Ernst Winter bin ich vor einigen Jahren in St. Pölten zusammengetroffen, mit Schmidt saß ich jahrelang im Vorstand einer Abstinenzlervereinigung, die „Schönere Zukunft“ Eberles habe ich oft gelesen, ich bin semesterlang in der berühmten Mittwoch-Abendvorlesung Othmar Spanns gesessen und auch der Autor des Beitrages im 3. Band 1971 des Jahrbuches des Archivs der Deutschen Jugendbewegung Ernst Joseph Görlich ist mir kein Unbekannter, da er auf Grund seines Alkoholgegnertums gleich mir einem kleinen Wiener Kreis angehört. Wie oft bin ich mit Freunden zum „Friedhof Altösterreichs“ nach Maria-Enzersdorf hinausgewandert, wo rund um das leere Grab des Apostels von Wien, des heiligen Clemens Maria Hofbauer, die alten „Wiener“ Romantiker liegen, Adam Müller und Zacharias Werner, Penkler, Pilat, Klinkowström und wie sie alle heißen, auch Kaspar Wagner, in dessen Maria-Enzersdorfer Schloß Eichendorff und Friedrich Schlegel verkehrten und wo Zacharias Werner starb. Hier, in diesem stimmungsvollen Gottesacker liegen aber auch die Wurzeln der österreichischen Neo-Romantik, von der Orel-Bewegung der Jahrhundertwende bis zur „Aktion Winter“ 1938, diese Zusammenhänge müssen bedacht werden, wenn vom sozialen Katholizismus Österreichs in unserer Zeit die Rede ist. Natürlich habe ich auch die gehaltvolle Festschrift zum 70. Geburtstag Anton Orels (1951) studiert, die sehr wesentliche Einzelheiten über die geistesgeschichtliche und kulturwie parteipolitische Situation des ersten Jahrhundertdrittels in Österreich enthält. Auf Grund meiner Beschäftigung mit der Orel-Bewegung und ihren Ausstrahlungen und durch die persönliche Begegnung mit jenen ihr

nahestehenden Männern erlaube ich mir ein Urteil, daß nämlich diese „christliche Arbeiterjugend“ mit einer Jugendbewegung in unserem Sinn nicht das geringste zu tun hatte. Wollte man den Beginn der Jugendbewegung in Österreich mit Orel ansetzen, dann müßte man auch zahlreiche andere „Bewegungen“ des vorigen Jahrhunderts dazurechnen, nicht zuletzt die sogenannte Pennäler-Bewegung in Österreich, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreicht und viele Hunderte von farbentragenden Mittelschülerkorporationen umfaßte, aber natürlich alles andere als eine echte Jugendbewegung war. Ich möchte daher die Behauptung, daß die Jugendorganisation von Anton Orel irgendetwas mit Jugendbewegung in unserem Sinne zu tun hat, auf das energischste zurückweisen.

Vielmehr hat die deutsche Jugendbewegung in Österreich wie mit einem Paukenschlag, nach kurzen Präludien, zu Pfingsten 1911 mit der Gründung des Österreichischen Wandervogels in Hirschberg in Böhmen durch sechs Wiener Studenten und einige Dutzend böhmisch-ländischer Gymnasiasten und Studenten eingesetzt. Vor diesem Pfingsttag 1911 gab es nichts in Österreich, was als gültiges Glied der deutschen Jugendbewegung anzusprechen gewesen wäre.

Was nun den Bund „Neuland“ und seine Stellung innerhalb der deutschen Jugendbewegung anbelangt, so möchte ich vorausschicken, daß ich auch hier nicht als Außenstehender, sondern als frühes Mitglied des „Christlich-Deutschen-Studenten-Bundes“ von Anfang 1919 spreche, aus dem zweieinhalb Jahre danach der Bund „Neuland“ entstanden ist. Damals habe ich freilich nicht mehr dazugehört. Von den Anfängen des CDSB aber kann ich, ähnlich wie Goethe von Valmy, behaupten: „Ich bin dabei gewesen“, bei den ersten Versammlungen 1919/20, bei den Bundestagen, bei kleineren Aktionen (z. B. im Kampf gegen Schmutz und Schund). Aber damals war von Jugendbewegung in dieser großen Mittelschülervereinigung keine Rede. Ich möchte überhaupt die kurzlebige österreichische Mittelschülerbewegung 1918/19, trotz aller Begeisterung und allem Feuer, nicht als eine Jugendbewegung im echten Sinne ansehen, wenn auch etliche Wandervögel, so auch unser Freund Karl Ursin, sehr aktiv daran beteiligt waren.

Der Geist der deutschen Jugendbewegung ist in den CDSB, wie dies ja auch im Referat dargetan wurde, zu Pfingsten 1921 in Wien am Kahlenberg wie das Pfingstfeuer gefahren, vor allem durch die beiden Priester Michael Pfliegler und Karl Rudolf. Ich habe beide gekannt, ja ich habe sogar noch nach dem letzten Krieg eine kurze Berührung mit dem Prälaten Karl Rudolf gehabt: als wir 1955 zum 10. Todestag von Josef Weinheber am Dorfanger in Kirchstetten einen Gedenkstein mit seinen Worten „Über alle Maße aber liebte ich die Kunst“ enthüllten (es war im zehnten Jahr der Feindbesetzung und die Russen waren noch bei uns in Niederösterreich), da hat dieser deutsche Priester Karl Rudolf aus dem Bund „Neuland“

eine so großzügige Toleranz bewiesen, daß er bei der Enthüllung des Steines für den evangelischen Selbstmörder Josef Weinheber die Feldmesse zelebrierte. Es geht aus den Ausführungen von Seewann meines Erachtens zu Recht hervor, daß es vor allem die Persönlichkeit von Michael Pfliegler, gemeinsam mit seinem älteren Freund Karl Rudolf war, die aus der wenig lebendigen Mittelschülerorganisation des CDBS einen Bund der deutschen Jugendbewegung, nämlich „Neuland“ schuf. Mag sein, daß gelegentlich Berührungen von Neuländern mit dem Wandervogel eine gewisse Rolle gespielt haben, so sollen sich Wiener Gruppen von uns Einzelheiten der Fahrtechnik haben beibringen lassen. Aber das Wesentliche war doch der Geist der deutschen Jugendbewegung, der von Michael Pfliegler dem Bund „Neuland“ eingeblasen wurde, was sich besonders schön in seinem Werk „Die deutsche Jugendbewegung und der jungkatholische Geist“ (1923) niedergeschlagen hat. Michael Pfliegler und seine Neuländer haben sich damals stets als Deutsche und nicht als Nachfahren der sogenannten Urösterreicherin, der altsteinzeitlichen Venus von Willendorf oder eines „slawisch-romänisch-ungarischen Mischvolkes“ gefühlt, „das die Sprache der deutschen Eröberer angenommen hat“, um die Worte eines Bundeskanzlers zu zitieren. Von einer „österreichischen Nation“ war niemals die Rede. Ich stehe nicht an, auch aus der Sicht meines Bundes, des Österreichischen Wandervogels, der in kaum unterbrochener Kontinuität seit 60 Jahren besteht, zu bezeugen, daß der Bund „Neuland“ seinerzeit echtste Jugendbewegung und zwar ein vollgültiges Glied der deutschen Jugendbewegung gewesen ist. So möchte ich diese Bemerkungen mit versöhnlichen Worten schließen. Zum 70. Geburtstag von Michael Pfliegler erschien eine schöne Festschrift „Custos quid de nocte?“, die ich ausführlich in unserem „Neuen Bund“ (3/1961) besprochen habe, wobei ich mit folgenden Sätzen geschlossen habe:

„Im ganzen: Wie immer man über den österreichischen Katholizismus der Zwischenkriegszeit denken mag, wie sehr man die Bedeutung des Bundes „Neuland“ für die jüngste Vergangenheit und für die Gegenwart bewerten, über- oder unterbewerten will — hier, in dieser Festschrift ist einem verdienstvollen Manne des österreichischen Geisteslebens unserer Zeit ein würdiges Denkmal gesetzt worden. Auch der Schreiber dieser Zeilen hat in den ersten Jahren nach dem Umbruch von 1918 so manches Mal den mitreißenden, ja oft aufwühlenden Worten des damals jungen deutschen Priesters gelauscht und gedenkt seiner in Ehrerbietung. Michael Pfliegler mit seinem „Neuland“ hat niemals ein Hehl daraus gemacht, welchem Volk er sich zugehörig fühlt, wo er gepflügt und gesät hat: auf einem deutschen Acker und nicht in den „Furchen“ einer imaginären Nation.“

Karl Thums

ZUR GESCHICHTE DES BUNDES DER KÖNGENER Hans-Christian Brandenburg

Hier soll keine Kurzfassung des Buches gegeben werden, das Rudolf Daur und ich Ende 1969 veröffentlicht haben,¹ sondern ich möchte über drei wichtige Abschnitte aus der Geschichte des Bundes der Köngener berichten, über drei Sternstunden, an denen das Schicksal dieses Bundes besonders deutlich wird. Dabei werde ich die Akzente z. T. anders setzen als im Buch selber. Einmal will ich die Situation innerhalb der evangelischen Jugendarbeit darstellen, zum anderen die Stellung innerhalb der Bünde der Jugendbewegung, zum dritten eine Entscheidungssituation innerhalb der ganzen deutschen Jungen Generation.

Doch vorher sollten einige Fragen geklärt werden, die bei dem Referat von Dr. Toboll offenblieben. Was bedeutet „Evangelische Jugendbewegung“? Was Jugendbewegung ist, wissen wir. Was evangelisch ist, wissen wir auch. Aber sind nicht diese beiden Dinge wie Feuer und Wasser, die sich nicht vereinen lassen?

Auch innerhalb der evangelischen Jugendarbeit während des Ersten Weltkrieges und in den frühen 20er Jahren schlug die Diskussion darüber hohe Wellen. Hier war es vor allem Dr. Erich Stange, seit 1921 Reichswart der Evangelischen Jungmännerbünde, der immer wieder profiliert betonte, daß schon die frühen evangelischen Jünglingsvereine des 19. Jahrhunderts die Jugendbewegung vorweggenommen hätten. Die evangelischen Jugendverbände könnten sich deshalb mit vollem Recht als Jugendbewegung bezeichnen. Schließlich stände eben diese „christliche Jugendbewegung“ auf höherer Stufe als die „idealistische Jugendbewegung“ des Wandervogels und der Freideutschen Jugend.

Dagegen wehrte sich Wilhelm Wibbeling in einem heute noch lesenswerten Aufsatz im „Neuwerk“² und meinte, nur diejenigen evangelischen Jugendgruppen hätten das Recht, sich Jugendbewegung zu nennen, die das Gedankengut der Jugendbewegung (etwa die Meißnerformel) bejahten und in echter Solidarität mit den Bünden der freien Jugendbewegung verbunden seien und sich nicht in frommem Hochmut von ihnen absonderten.

In Übernahme dieser Stellung Wibbelings können wir nur einen kleinen Kreis der evangelischen Jugendverbände zu einer „Evangelischen Jugendbewegung“ rechnen. Seine Kennzeichen treffen vor allem auf die Gruppen zu, die während des Ersten Weltkrieges oder kurz danach unter den Einfluß der Gedanken- und Formenwelt der Jugendbewegung gerieten. Dazu gehören einmal die beiden Bünde, die im Mittelpunkt des Referates von

1. H. Chr. Brandenburg, R. Daur, Die Brücke zu Köngen. 50 Jahre Bund der Köngener 1919 — 69. J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart. 236 S. (1969).
2. Zur Klärung des Begriffs „Evangelische Jugendbewegung“ (Neuwerk 1925 Nr. 6, 205 ff).

Dr. Toboll standen: Der 1907 entstandene Bund Deutscher Jugendvereine (BDJ), der aus kirchlich-liberalem Lager kommend sich 1919 der Jugendbewegung öffnete; sein langjähriger Bundesführer Dr. Wilhelm Stählin war weit über die Grenzen seines Bundes hinaus in der ganzen Jugendbewegung geachtet. Und die Christdeutsche Jugend unter Leopold Cordier und Christoph Schomerus, die sich 1921 von der Neulandbewegung unter Frau Guida Diehl abgespalten hatte.

Zum anderen gehört dazu der Kreis um Eberhard Arnold, Hermann Schafft und Normann Körber, die sich um die Zeitschrift „Neuwerk“ gruppierte Schlichter Jugend mit ihrem bewußt christlich-sozialistischen Engagement.

Als Drittes gehören dazu die sich aus dem Bildungsbürgertum rekrutierenden, vom Geist der Jugendbewegung erfaßten „Neuen“ innerhalb der Schülerbibelkreise (BK), auf die ich heute näher eingehen will. Im übrigen verweise ich auf meinen Aufsatz „Neue Jugend im Protestantismus“, der 1963 in der Festschrift zur 50-Jahrfeier auf dem Hohen Meißner erschienen ist.

a) Die Neuen im BK

Bei den „Neuen“ innerhalb der Schülerbibelkreise hatte die Begegnung mit der Jugendbewegung anfangs eine vom Wandervogel nicht gewollte Wirkung. Ob es der Erfurter Führerkreis um Karl Backofen und Karl Udo Iderhoff war oder die Großenheidorner um Hilmar von Hinüber oder die jugendlichen Brauseköpfe in Westfalen (Hans Deppe) oder in Württemberg (Joachim Boeckh), sie alle dachten gar nicht daran, aus dem BK auszuschneiden und zum Wandervogel überzutreten. Sie wachten vielmehr plötzlich auf und wurden aktiv in ihrem eigenen Verband. In ihnen festigte sich das Gefühl: Wir sind und bleiben BKler, wir haben die besondere Aufgabe, den BK zu erneuern und umzugestalten, daß er fähig wird, den Angriffen von Wandervogel und Freideutscher Jugend standzuhalten und in neuer Weise seinen alten Auftrag erfüllen kann, missionarischer Stoßtrupp Jesu innerhalb der Schülerwelt zu sein.

Der Höhepunkt dieses Abschnittes war das Treffen des BK-Treubundes zu Pfingsten 1919 in Kassel, bei dem sich die Neuen, die bisher völlig einzeln gestanden hatten, kennen lernten und sich ihrer Kraft bewußt wurden. Damals wurden Hilmar von Hinüber, Gustav Kochheim-Hamburg und Joachim Boeckh in den Vorstand gewählt. Am Rande des Treffens stand eine kleine Episode, die aber bezeichnend für jene Umbruchszeit war. Der BK-Generalsekretär Dr. Gustav Kertz hatte mit Joachim Boeckh den Bruderkuß getauscht. Unvorsichtigerweise berichtete dieser in einem Brief einem Bekannten davon und meinte dazu, nun habe auch im BK der Eros gesiegt. Der Brief geriet in falsche Hände und wurde weidlich ausgeschlach-

tet. Das Stichwort „Eros“ genügte, um die alten Kräfte im BK zu mobilisieren. Für sie stand nun der alte Gegensatz von Eros und Agape, von Idealismus und Evangelium im Mittelpunkt. Sie versuchten nun alle hinauszudrängen, die dem „Ungeist des Neuen“ anhängen. Im Winter 1919/20 gaben die Neuen überall im BK, z. T. völlig kampfflos, ihre Positionen auf. Hans Deppe in Westfalen und Hilmar von Hinüber in Niedersachsen legten ihre BK-Ämter nieder; Eberhard Arnold kündigte seine Stellung im Furche-Verlag, dem Verlag der Christlichen Studentenvereinigung; die Neuen in Württemberg schieden aus.

Das erste Halbjahr 1920 brachte eine Reihe von Versuchen, diese Gruppierungen der Neuen zu einem „Jungchristlichen Bund“ zusammenzuschließen. Doch trotz allen persönlichen Sichkennens, trotz allen guten Willens, trotz mehrerer Treffen scheiterten diese Versuche. Die eigentlichen, tiefen Gründe für dieses Scheitern habe ich bisher nicht finden können, sie sind mir bis heute ein Rätsel geblieben.

Die Neuen gingen auseinander. Hilmar von Hinüber fand mit einem Teil seiner Großenheidorner eine neue Heimat bei der Christengemeinschaft, Eberhard Arnold gründete seinen Bruderhof, die kurze Zeit bestehenden „Christfreideutschen“ flatterten bald auseinander. Nur bei den Neuen in Württemberg entstand ein eigener, fester Bund, der Bund der Köngener.

Was war hier geschehen? Eine solche Sternstunde, wie sie am Beginn des Jungwandervogels oder bei der Entstehung der Neupfadfinder auch standen: Die Begegnung eines erwachsenen Mannes, der selber in seiner Jugend die Jugendbewegung nicht kennen gelernt hatte, mit solch einem Kreis von Neuen. Es scheint ein Gesetz der Jugendbewegung zu sein, daß dort, wo ein geprägter Älterer das Vertrauen von solchen jungen Brauseköpfen, die sonst bald auseinandergestoben wären, findet, daß aus solch einem unnatürlichen Verhältnis das entsteht, was „Bund“ ist.

Der neue Bund lehnte bewußt alles ab, was noch im Namen an christlich, evangelisch, Kirche oder Bibel erinnerte. Er nannte sich eben nicht mehr BK (Bibelkreis), sondern nach dem Ort seiner ersten Treffen KB (Köngener Bund). Doch bleibt er trotzdem auch weiterhin einer der ganz wichtigen evangelischen Jugendbünde. Der Schritt in die Jugendbewegung wurde hundertprozentig getan, die Brücken nach rückwärts abgebrochen. Dennoch trug er sein Erbe aus der evangelischen Jugendarbeit mit sich und wurde es nicht los. Das ist die besondere Art dieses Bundes, auch die Besonderheit dessen, was er der Jugendbewegung brachte.

Joachim Boeckh, einer der begabtesten und umstrittensten Führer dieses Bundes, schrieb damals: „Der BK ist unsere eine Wurzel, unsere frühere Heimat; so ist es unmöglich, daß wir ihn verraten. Was wir an Guten mitbekommen haben, werden wir vielleicht erst in Jahren zu ermessen vermögen.“ Doch zugleich sagte er das stolze, nach vorne weisende Wort: „Die Zukunft der Jugendbewegung ist mit in unsere Hände gelegt.“

Fand Jakob Wilhelm Hauer, der ehemalige Missionar und angehende Professor der Religionswissenschaft, die Neuen? Fanden sie ihn? Beide waren füreinander bestimmt. Beide schufen den Bund der Köngener. miteinander erlebten sie die Morgenlandfahrt.

b) Der Kampf um die Deutsche Jungmannschaft

Eine zweite Auseinandersetzung, die die Köngener auszufechten, ja zu durchleiden hatten, war der „Kampf um die Deutsche Jungmannschaft“ (so der Titel eines Sonderheftes von „Unser Weg“, der Zeitschrift der Köngener). Dazu kurz einige Vorbemerkungen.

Bei einem Treffen im Frühjahr 1920 in der Lausitz war von führenden Vertretern der Jungenbund-Richtung des Wandervogels der Begriff „Jungenschaft“ geformt worden. In etwa der gleichen Zeit stellten die Neupfadfinder den Begriff „Deutsche Jungmannschaft“ heraus und füllten ihn mit besonderem Inhalt, so daß er fast religiöse Bedeutung bekam. Damit waren die beiden Ausdrücke gefunden, die für viele Jahre die Bünde der Jugendbewegung erregen sollten. Durch den Hochbund-Entwurf Martin Voelkels wurden die Führer der anderen Bünde aufgefordert, sich diesem Bild von Jungmannschaft zu stellen.

Nun war aber der Bund der Köngener gerade der Gegenpol dazu, vielleicht sogar der typischste Vertreter des Lebensbundes überhaupt. In ihm standen Ältere und Jüngere, Mädchen und Jungen, Heranwachsende und reife Männer und Frauen gleichberechtigt nebeneinander. Der Bund hatte sich das Ziel gesetzt, allem Wachsenden und Werdenden zu helfen und es gelten zu lassen.

Doch jetzt brach in dem Bund der Köngener die Idee der Jungmannschaft ein. Joachim Boeckh, der sich stets am meisten für die Jungenarbeit eingesetzt hatte, geriet in den Bannkreis von Martin Voelkel und vertrat offen die Forderung, der Bund der Köngener solle sich in den „Dienst am Reich“, in den Hochbund, in die von den Neupfadfindern vertretene Idee der Deutschen Jungmannschaft eingliedern.

Darüber mußte es zum Bruch kommen, die beiden Grundprinzipien der Jugendbewegung, das Yin und das Yang, Jungenbund und Lebensbund, stießen im Bund der Köngener aufeinander. Wilhelm Hauer lehnte es ab, den ganzen Bund darauf festzulegen, in ihm solle jede Form eine Heimat finden. Joachim Boeckh schied mit seinem Kreis aus und bildete die Jungmannschaft Königsbühl, die sich bald den Neupfadfindern anschloß. Als sich 1927 der Große Bund nicht mehr Bund der Wandervögel und Pfadfinder nannte, Mädchengruppen und Älterenbünde aufnahm und sich nun auch die Köngener dieser Deutschen Freischar anschlossen, schied Joachim Boeckh aus, weil er nicht mit J. W. Hauer in einer Bundesführung sein wollte. Doch obwohl Jakob Hauer und Joachim Boeckh hier Gegenpole

waren und sich schieden, blieben sie eng verbunden. Boeckh widmete sein Buch Königsbühl „Jakob Wilhelm Hauer, dem fernen Nächsten meines Herzens“. Und Hauer hat noch Jahre später gesagt, als er auf Boeckh angesprochen wurde: „Er ist immer noch einer von uns.“

Doch zum Schluß dieses Abschnittes noch eine Beobachtung, die wohl noch niemals gemacht wurde. Max Himmelheber, einer der führenden Leute des Grauen Corps, hat vor einigen Jahren in der Zeitschrift „Lagerfeuer“ geschrieben, ihnen sei durch Joachim Boeckhs Buch Königsbühl zum erstenmal der Begriff „Jungenschaft“ begegnet. Himmelheber irrt sich, im ganzen Buch kommt der Ausdruck Jungenschaft nicht vor. Himmelheber irrt sich nicht, die Sache der Jungenschaft, ja der extremen autonomen Jungenschaft zieht sich durch das ganze Buch. Seltsamerweise kommen fast alle „Desperados der Jugendbewegung“, die Führer der autonomen Jungenschaften ursprünglich aus den evangelischen Schülerbibelkreisen. Fred Schmidt (der Führer des Grauen Corps) war im BK in Basel, Joachim Boeckh kam daher, auch Christian Müller (teut), der Führer der Jungentrucht. Die Jungmannschaft Königsbühl war eine Wurzel der Schwäbischen Jungenschaft, der späteren dj. 1. 11. Offenbar entstanden die autonomen Jungenschaften aus der Begegnung von protestantischer Schülerarbeit und dem Jungenbund-Gedanken in der Jugendbewegung.

Die Fragen um Jungenbund — Jugendbund — Lebensbund sind in der Jugendbewegung nie zuende geführt worden, sie wurden 1933 wegen des staatlichen Gewalteingriffes von außen abgebrochen. Eine der künftigen Archivtagungen sollte das Thema noch einmal aufnehmen.

c) Die Entscheidungssituation des Jahres 1933

Kurz will ich noch auf die Zeit eingehen, die im Mittelpunkt des Referates von Dr. Toboll stand, auf die Entscheidungssituation des Jahres 1933. Der Bund der Köngener, seit seinem Ausscheiden aus der Deutschen Freischar im Herbst 1930 wieder ein selbständiger Bund, hat 1933/34 innerhalb der gesamten deutschen Jungen Generation eine wohl einmalige Entscheidung getroffen, die andere in dieser Art nicht fällen konnten oder nicht zu fällen wagen.

Während auf der einen Seite die Bundesleitungen der Bünde der Jugendbewegung machtlos zusehen mußten, wie ihre Bünde zerschlagen wurden, — während auf der anderen Seite die Verbände der evangelischen Jugendarbeit von ihrem eigenen Reichsbischof an die HJ verkuppelt wurden, suchten die Köngener ihren eigenen Weg in dieser Zeit der Verwirrung.

Wohl hat es bei der Bündischen Jugend manchen Versuch der Weiterarbeit gegeben. Wohl hat es auch in den evangelischen Bünden manche mutige Entscheidung gegeben. Dr. Toboll hätte ruhig deutlicher herausstellen sollen, welch einen mutigen Entschluß es damals bedeutete, die Jugend-

lichen unter 18 Jahren aus dem Bund zu entlassen, um sie nicht in die HJ überführen zu müssen, und obendrein die Gründe dafür öffentlich bekannt zu geben. Das haben damals nur wenige fertiggebracht.

Bei den Köngenern ging es um mehr. Ihr Gründer und bisheriger „Kanzler“ Jakob Wilhelm Hauer öffnete sich völlig dem Nationalsozialismus. Er gründete 1933 die Deutsche Glaubensbewegung und wollte auf religiösem Gebiet die nationale Revolution vollenden. Diesesmal wurden die Köngener durch ihren eigenen Bundesführer vor die Frage gestellt, ob nach wie vor alles Wachsende und Werdende gelten und geachtet werden sollte oder ob eine Idee für alle verbindlich gemacht würde.

Die Köngener entschieden sich gegen Jakob Wilhelm Hauer, bzw. spaltete sich der Bund. Der Teil, der Hauers Weg nicht mitgehen wollte, behielt unter der Führung von Rudolf Daur den Namen Köngener und führte die alte Tradition fort. Zwar wird damit die Gemeinschaft von der Wirksamkeit in der Öffentlichkeit fast ausgeschlossen. Aber als „Stille im Lande“ geben sie manchem Suchenden und Fragenden eine Heimstatt, in der Freiheit herrscht. Sozialisten, Demokraten, selbst Kommunisten wissen sich hier zu Hause zusammen mit Christen und Freireligiösen verschiedenster Art.

Daß es die Köngener heute noch gibt, daß sie heute noch einen Auftrag haben, liegt daran, daß einem „Hauer“ ein „Daur“ folgte.

EVANGELISCHE JUGENDBEWEGUNG
IM DRITTEN REICH, DARGESTELLT AM
BUND DEUTSCHER JUGENDVEREINE (BDJ)

Dieter Toboll

Die Schlußphase in der Geschichte des BDJ und seines Rechtsnachfolgers, des Bundes Christdeutscher Jugend (BCJ), ist von dem verzweifelten Versuch bestimmt, seine Existenz als unabhängiger Jugendbund im nationalsozialistischen Deutschland zu behaupten. Diese Bemühungen beanspruchten alle Kräfte der Führer, so daß andere Probleme zurücktraten.

Die erste Reaktion auf die Verschiebung der Machtverhältnisse in Deutschland verzeichnete die Mai-Nummer von „Unser Bund“ (Älterenzeitschrift des BDJ), die die vom BDJ gebilligte „Erklärung der Evangelischen Jugend Deutschlands“ zum „Aufbruch der deutschen Nation“ abdruckte: „Darum kann die Haltung der jungen evangelischen Front in diesen Tagen keine andere sein als die einer leidenschaftlichen Teilnahme an dem Schicksal unseres Volkes“. ¹ Mit dieser Deklaration korrespondierten Verlautbarungen aus dem BDJ. ² Wie schnell sich sein äußeres Bild unter dem Einfluß nationalsozialistischer Agitation wandelte, dokumentiert der von Adolf Brandmeyer, seit 1932 Bundesleiter des BDJ, und August de Haas, Bundesgeschäftsführer, veröffentlichte Aufruf: „Es ist selbstverständliche Pflicht aller Gruppen, daß sie sich bei staatlichen Feiern und Gedenktagen als Gruppen des Bundes eingliedern und die staatlichen Hoheitszeichen, die schwarz-weiß-rote und die Hakenkreuzflagge, zeigen“. ³ Mit dem Erlaß erschöpften sich bereits, abgesehen von den Auseinandersetzungen um die Unabhängigkeit von der HJ, die Stellungnahmen zu tagespolitischem Geschehen.

Die Mai-Nummer der Älterenzeitschrift eröffnete den Daseinskampf des Bundes gegenüber dem Totalitätsanspruch der HJ. Das Blatt berichtete über die Besetzung des Berliner Büros des „Reichsausschusses der deut-

1. Unser Bund 1933, 116.
2. Brandmeyer, Unser Bund 1933, 136; Erb, ib. 96. Aufruf von Brandmeyer und de Haas, ib. 146; Gau Köln, ib. 147.
3. Unser Bund 1933, 123 (Juni-Nummer). Brandmeyer berichtete über den „Tag der nationalen Arbeit“: „Am 1. Mai waren unsere marschierenden Gruppen flankiert von den Fahnen des Reiches“; darin sei die Eingliederung des BDJ in den neuen Staat sichtbar geworden (ib. 136); vgl. ib. 146. Am 13. Juni 1933 beschloß die Führerschaft der „Evangelischen Jugend Deutschlands“ Maßnahmen zur „Vereinheitlichung der Formgebung“. Sie legten fest, daß bei geschlossenen Aufmärschen die Hoheitszeichen des Reichs (schwarz-weiß-rote Fahne und Hakenkreuzfahne) mitzuführen seien, die Kommandos sich an denen der Reichswehr orientieren, als Grußgeste das Heben des rechten Arms und als Grußwort „Sieg Heil“ dienen sollten. Der BDJ unterstützte diese Maßnahmen.

schen Jugendverbände“ durch eine Abteilung der Hitlerjugend am 5. April 1933 und die Amtsenthebung des Geschäftsführers Hermann Maaß; Baldur von Schirach übernahm den Vorsitz im Reichsausschuß. Als Mitglied dieser Organisation war auch der BDJ von dem Handstreich betroffen. Seine Antwort auf die „Gleichschaltung“ der deutschen Jugend konnte nicht eine Protestnote an die HJ-Reichsführung sein, durchschaute er doch den politischen Hintergrund, und derartige Fragen fielen nicht in seine Kompetenz. ⁴ Die Bundesleitung hoffte, sich mit zwei einander ergänzenden Maßnahmen dem Zugriff der HJ zu entziehen: einmal durch eine Arbeitsgemeinschaft evangelischer Jugendbünde, zum anderen durch die Zugehörigkeit zur „Evangelischen Jugend Deutschlands“ innerhalb der „Deutschen Evangelischen Kirche“ (ab Juli 1933 „Evangelisches Jugendwerk Deutschlands“).

Die Gespräche mit evangelischen Jugendverbänden hatten bereits Pfingsten 1933 Erfolg, als sich der Bund Deutscher Jugendvereine, der Christdeutsche Bund die Tatgemeinschaft Christlicher Pfadfinderinnen auf der evangelischen Jugendburg Hohensolms zum Bund Christdeutscher Jugend (BCJ) vereinigten und am 15. August in Westerborg dessen Satzung verabschiedeten. Jeder direkte Hinweis auf eine mögliche Stärkung gegenüber der HJ fehlte, aber zwischen den Zeilen der ohne publizistischen Aufwand vorangetriebenen Aktion zeichnete sich der Anlaß für den unvorbereiteten Schritt ab. Im Namen „christdeutsch“, der die Elemente Kirche und Volk zum Ausdruck bringe ⁵, dokumentiere sich die Grundlage der im BCJ zu realisierenden neuen Form der Jugendführung. Sie könne bei der „Entscheidung über das Schicksal evangelischer Jugendführung im nationalsozialistischen Deutschland“ ein Stütze sein. ⁶ In dem Bericht über die erste Tagung des Gesamtbundes auf der Westerborg klangen weitere Beweggründe an, als August de Haas mitteilte, daß für „manche“ Vertreter „technische und taktische Erwägungen“ eine Rolle gespielt hätten. ⁷

Die Sorge um den Bestand der evangelischen Jugendarbeit begleitete auch die Verhandlungen mit dem Bund Deutscher Bibelkreise und der Christlichen Pfadfinderschaft. Bevor ein förmlicher Beschluß gefaßt wurde, bat die Bundesleitung die Vereine des BCJ, mit den Gruppen der genannten Bünde Kontakte zu pflegen, da sich bei den Aussprachen im Rahmen der „Evangelischen Jugend Deutschlands“ gemeinsame Ziele, die eine „Bundesbrüderschaft“ nahelegten, herauskristallisiert hätten. ⁸ Die Juli-Nummer von „Unser Bund“ veröffentlichte dann folgende Vereinbarung: Die drei

4. Brandmeyer, Unser Bund 1933, 75.
5. Dazu § 1 der Satzung des BCJ: „Sein Dienst gilt Kirche und Volk in gleicher Weise, damit deutsche Jugend Heimat findet in der Kirche“ (Unser Bund 1933, 177).
6. Unser Bund 1933, 148; vgl. ib. 122.
7. Unser Bund 1933, 174.

Bünde „schließen zum Zweck der Förderung ihrer gemeinsamen Arbeit ein Arbeitsbündnis“. Die Ankündigung wurde in der September-Nummer ergänzt und Udo Smidt, der Leiter des Bundes Deutscher Bibelkreise, zum Führer der gemeinsamen Arbeit bestellt.⁹ Das in Kassel am 9. August 1933 unterzeichnete Abkommen bezweckte nicht das Aufgehen der Bünde in einem Gesamtbund, sondern war als Entwurf gedacht, gemeinsame Vorhaben zu koordinieren; immerhin konnte das Arbeitsbündnis als Vorstufe einer künftigen, satzungsmäßig zu verankernden Vereinigung dienen. Das Bemühen um größere, widerstandsfähige bündische Einheiten ist von einer gewissen Hektik bestimmt. Angesichts der erdrückenden Übermacht der Hitlerjugend erkannten die Bünde ihre gefährdete Position und hofften, sie durch überbündische Zusammenschlüsse unter dem Schutz der „Evangelischen Jugend Deutschlands“ zu verbessern. Der Druck von außen verkürzte die Zeit für Verhandlungen mit möglichen Partnern. Überwogen auch theologische und organisatorische Überlegungen in den knappen Mitteilungen, so ließ sich die Unsicherheit der Bünde über ihre Lage doch nicht vollständig verbergen. Bezeichnenderweise war die Aufforderung an die BCJ-Gruppen, mit den B. K.- und CP-Vereinen auf lokaler Basis zusammenzuwirken, von der Loyalitätserklärung an das Dritte Reich: „Die Evangelische Jugend Deutschlands will nicht neben dem neuen Staat stehen, sondern Glied innerhalb des ganzen Staatsgebildes sein“, und dem Eingeständnis eingerahmt: „Noch sind nicht alle Sorgen um unsere Arbeit von uns genommen . . . Wir kämpfen um Lebensraum für evangelische Jugend im nationalsozialistischen Staat“.¹⁰ Die Einigungsbestrebungen führten zwar zu einem Resultat, konnten aber nicht Gemeinschaft bilden, die über den organisatorischen Zusammenschluß hinaus gemeinsame Aufgaben erfüllte. Obländer, der Reichsmeister der Jungenschaft, urteilte: „Die Bündigungen und Arbeitsgemeinschaften stehen weithin auf dem Papier“.¹¹

8. Unser Bund 1933, 146; vgl. Brandmeyer am 15. Oktober 1933 (Schriftwechsel der Bundeskanzlei Hohensolms, abgekürzt: Schriftw). In den Ortsgruppen war das Verhältnis der Partner nicht immer reibungslos, berichtete doch der Landesverband Niedersachsen des BCJ von „örtlichen Rivalitäten“ (Unser Bund 1933, 179); de Haas sprach von „Schwierigkeiten“ (Schriftw).
9. Unser Bund 1933, 167, 176, 217. Für den BCJ signierte Adolf Brandmeyer, für die Christliche Pfadfinderschaft Friedrich Duensing.
10. Unser Bund 1933, 146–147; Brandmeyer „An die Führer aller Gruppen“ (Schriftw).
11. Unser Bund 1933, 176. Uhsadel schreibt dazu: „Der Zusammenschluß des Bundes Deutscher Jugendvereine mit dem Christdeutschen Bund . . . ist von den Älteren, vielleicht auch manchen Jüngeren, mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden. Da kamen plötzlich Fremde in die ziemlich festgefügte Gemeinschaft hinein, die den Zusatz „christ“ in den Namen hineinbrachten, der manchen unbehaglich war“. (Brief vom 25. Februar 1970). Wintermann urteilt in einem Gespräch: „Der Zusammenschluß ist nie verwirklicht worden“.

Die Besetzung des „Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände“ am 5. April 1933 durch die HJ erscheint als Wendepunkt in der Geschichte des Bundes Deutscher Jugendvereine. Denn diesem Ereignis folgten zeitlich nicht nur die Kontakte zu verschiedenen evangelischen Jugendbünden, sondern auch die deutliche Orientierung an der evangelischen Kirche und der von ihr getragenen Jugendarbeit. Die Bundesleitung billigte als Ergebnis der Kasseler Führerkreistagung vom April ein Acht-Punkte-Programm, in dem sich der BDJ als „Gefolgschaft hinter das Amt der kirchlichen Führung“ stellte und die Landesverbände nötigte, sich bei den Jugendpfarrämtern zu melden. Die Bibelarbeit wurde für alle Gruppen zur Pflicht erhoben; gegenüber der staatlichen Jugend sollte die Eigenart evangelisch-kirchlicher Jugendführung bewahrt bleiben.¹² Den Beweggrund für dieses Vorgehen nannte Brandmeyer indirekt in seiner Analyse der gegenwärtigen Situation des Bundes. Er wies darauf hin, daß Hitler in der Reichstagsrede vom 5. März 1933 die Unabhängigkeit der kirchlichen Arbeit garantiert habe. „Wir halten uns an die feierlich gegebene Zusage des Führers, weil wir glauben, daß er mannhaft zu seinem Wort steht“.¹³

Die Unterordnung unter die kirchliche Führung führte zwangsläufig zur Eingliederung des BCJ in das „Evangelische Jugendwerk Deutschlands“. Paragraph 2 der Satzung des BCJ legte fest: Der Bund anvertraut sich dem „Schutz der Deutschen Evangelischen Kirche und gliedert sich in das Evangelische Jugendwerk Deutschlands ein“.¹⁴ Den Zusammenhang zwischen dieser Erklärung und der Politik der HJ-Reichsführung erhellt der Umstand, daß in de Haas' Mitteilungen „Zur Lage des Bundes“ der Aufruf Baldur von Schirachs an die deutsche Jugend eingefügt wurde, der die Aktion vom 5. April rechtfertigen sollte. Von Schirach versprach, das Eigenleben der Bünde nicht antasten zu wollen, doch gab ihm die Bestimmung freie Hand, daß „jeder Versuch eines Bundes . . ., diese Freiheit zu Handlungen zu mißbrauchen, die sich mit den Zielen der Regierung der nationalen Revolution nicht vereinbaren lassen, schnell und ohne falsche Rücksichtnahme unterdrückt wird“. Der BCJ erkannte die Drohung, hielt aber die Zeit für den „kirchenpolitischen Einsatz“ nicht reif und bat seine Mitglieder, „nichts zu unternehmen, was als kirchenpolitische Maßnahme des Bun-

12. Unser Bund 1933, 123. Dazu § 6 der BCJ-Satzung: „Jede Gruppe soll sich einer Kirchengemeinde eingliedern oder sich dem zuständigen kirchlichen Jugendpfarramt unterstellen“ (ib. 178). Der Anspruch, evangelische Jugendführung „bleiben und werden“ zu wollen, ist in dieser Situation des Bundes wichtig. Die evangelische Jugendführung wurde als „bekenntnismäßig gebundene“ und daher von der Kirche getragene Form der Jugendarbeit verstanden (de Haas, ib. 175); vgl. Brandmeyer, Evangelische Jugendführung 1933, 123. Die Forderung der Bibelarbeit fand nicht allgemeine Zustimmung (Unser Bund 1933, 148).
13. Unser Bund 1933, 136.
14. Unser Bund 1933, 177.

des gedeutet werden könnte“.¹⁵

Im Ringen um die Eigenständigkeit des BCJ fällt eine neue Taktik auf. In den vergangenen Jahren hatte Ursache bestanden, über mangelnde Führung im Bund zu klagen. Jetzt aber verpflichtete der BCJ seine Mitglieder zur strikten Befolgung der Anordnungen.¹⁶ Dieses Vorgehen wurde notwendig, weil er sich gegenüber Abwerbungen behaupten mußte. Gerade in den Kämpfen, die über die Existenz des Bundes und der gesamten evangelischen Jugend entschieden, waren Einheit und Treue der Mitglieder das Gebot der Stunde. Die beschwörenden Appelle erschienen angemessen, denn die Bundesleitung mußte konzedieren, daß sie keine klaren Wege in die Zukunft zeigen konnte. Zwar hob der Landesbischof von Preußen Ludwig Müller die Verpflichtung der Kirchen hervor, „die geschichtlich gewordenen Bestände verbandsmäßig organisierter Jugend vor den mannigfachen Versuchen der Erschütterung und Auflösung zu schützen“, doch bewirkte die undurchsichtige kirchenpolitische Lage, daß sowohl der Kirche als auch deren Jugendverbänden, abgesehen von gegenseitigen Treuebekenntnissen, ein Konzept zur Neuordnung der evangelischen Jugendarbeit fehlte.¹⁷ In dem Aufruf an das „Evangelische Jugendwerk Deutschlands“ verlangte Landesbischof Müller als „Bevollmächtigter des Kanzlers für die Angelegenheiten der Evangelischen Kirche“, seit dem 27. September 1933 Reichsbischof, von der Jugend den „Einsatz für die großen volksmissionarischen Aufgaben“, die Erich Stange, der Bevollmächtigte der evangelischen Jugendverbände beim Reichsausschuß, als „umfassende Jugendevangelisation“ aus der „neuen Schau für Kirche und Volk“ heraus interpretierte.¹⁸ Der BCJ dankte für dieses „ermutigende Wort der Weisung“ und erklärte sich „in gehorsamer Gefolgschaft zum Dienst bereit“; doch erschöpfte sich damit sein Engagement und bezeichnete er weiterhin die evangelische Jugendführung als „vordringliches“ Anliegen.¹⁹

Neben den Erörterungen über das Zusammenwirken der evangelischen Jugendbünde untereinander und mit der Kirche liefen im BCJ die Debatten über das Verhältnis zu den staatlichen Jugendorganisationen einher. Die Bereitschaft zu gemeinsamer Arbeit mit HJ und BDM wurde zugleich mit dem Hinweis auf die Eigenständigkeit des BCJ vorgetragen. Man war sich darin einig, daß die eigene Position gegenüber der Staatsjugend keineswegs

15. De Haas, Unser Bund 1933, 138 — 141; von Schirachs Aufruf, ib. 140.
16. Eine Erklärung der Bundesleitung schloß mit der Mahnung: „Eigenschaftliche Entscheidungen der Gruppenleiter, Jungenschaftsführer, Gauleiter, Landesverbandsleiter und des Reichsführers sind hiermit untersagt“ (Unser Bund 1933, 123; vgl. ib. 172, 179).
17. Unser Bund 1933, 171, 173, 174, 176; Brandmeyer: „Wenn auch äußerlich die Wege noch nicht klar sind, im gegenwärtigen Augenblick stehen wir im Bund. Geduld, Festigkeit und Hoffnung sind not!“ (Schriftw).
18. Müller, Unser Bund 1933, 172; Stange, ib. 170.
19. Unser Bund 1933, 173 und 175.

gesichert war. De Haas sprach offen vom „Stellungskrieg der Verhandlungen um den Lebensraum für evangelische Jugendarbeit“ und Obländer vertrat die Auffassung, daß der Nationalsozialismus, der das Volk „zusammengezwungen“ habe, nicht vor der Jugend haltmachen werde. Die bündischen Einigungsbestrebungen seien ohnehin fragwürdig, da sie „nicht aus Wahrhaftigkeit, sondern aus Angst und Zwang heraus geworden sind“.²⁰

Gegen Ende des Jahres 1933 wandte sich Brandmeyer an die Eltern der Mitglieder, um auch bei ihnen um Vertrauen für den Bund zu werben. Offenbar waren Stimmen laut geworden, die einmal die Existenzfähigkeit des BCJ angesichts der staatlichen Jugendpolitik bezweifelten, zum anderen Repressalien für die Bundesangehörigen im öffentlichen Leben befürchteten. Der Bundesleiter erinnerte an die Zusicherung der HJ-Reichsführung vom 22. Juni, das Eigenleben der Verbände zu respektieren. Er zitierte den Aufruf des Reichsbischofs Ludwig Müller, der die „volksmissionarische Aufgabe“ in den Mittelpunkt gerückt hatte, und resümierte eine Verlautbarung des Reichsinnenministeriums, das der evangelischen Jugend die gleichen Rechte wie der katholischen einzuräumen beabsichtigte.²¹

Diese offiziellen Zusagen waren vom Gang der Ereignisse bereits überrollt, denn am 19. Dezember 1933 unterzeichneten der Jugendführer des Deutschen Reiches Baldur von Schirach und der Reichsbischof der Deutschen Evangelischen Kirche Ludwig Müller in Berlin das Abkommen über die Eingliederung der evangelischen Jugend in die HJ. Der Bundesleitung des BCJ lag der Vertragsentwurf der HJ-Reichsführung, der abgelehnt und mit einem eigenen Entwurf beantwortet wurde, vor.²² Während die HJ den Text mit dem Bekenntnis des „Evangelischen Jugendwerks“ zur „einheitlichen staatspolitischen Erziehung der deutschen Jugend durch den nationalsozialistischen Staat“ und zur „Hitlerjugend als Träger der Staatsidee“ einleitete (Punkt 1), weigerte sich der BCJ, diesen Passus zu akzeptieren, da er eine „politische Verdächtigung“ zum Ausdruck bringe. Die Bundesleitung formulierte dagegen in Punkt 1: „Das Evangelische Jugendwerk Deutschlands gliedert sich in die Statsjugend ein. Es bildet eine Gefolgschaft der Hitlerjugend“. Von Schirachs Interesse galt allein den Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahr. Sie könnten allerdings dem Jugendwerk an zwei Tagen in der Woche und an zwei Sonntagen im Monat zur Verfügung stehen (1, 4). Diese Punkte fehlten im Gegenentwurf des BCJ. Er vertrat in seiner Begründung die Ansicht, daß das „Evangelische Jugendwerk Deutschlands“ geschlossen in die HJ eingegliedert werden müsse, und plädierte für die Umwandlung des Jugendwerks in eine „Evange-

20. De Haas, Unser Bund 1933, 174; Obländer, ib. 175.

21. Unser Bund 1933, 247.

22. Beide Entwürfe wurden erst 1934 veröffentlicht: Entwurf und Begründung der HJ, Unser Bund 1934, 9 — 11; Antwort des BCJ, ib. 11 — 13. Den Entwurf des BCJ billigten auch der Bund Deutscher Bibelkreise und die Christliche Pfadfinderschaft (ib. 12).

liche Gefolgschaft der Hitlerjugend“ unter Wahrung seiner vom Staat anerkannten Eigenständigkeit; jede andere Regelung würde den kirchlichen Auftrag verfälschen. Der BCJ bejahte die Verantwortlichkeit der HJ für die staatspolitische und volkssportliche Erziehung, wünschte aber, diese Tätigkeiten in den „eigenen Einheiten der Evangelischen Gefolgschaft“ auszuüben (4), denn die „Beschränkung auf Predigt und Seelsorge unter der Jugend ist Vernichtung evangelischer kirchlicher Jugendarbeit“.²³

Der BCJ mußte die Entwicklung des Jahres 1933, in der sich eine selbständige Jugendarbeit auf bündischer Grundlage als aussichtslos erwiesen hatte, respektieren. Mit der Berufung auf die vom Staat garantierte Unabhängigkeit der Kirche und der ihr zugeordneten Jugend wollte er dem „Evangelischen Jugendwerk Deutschlands“ als „Evangelischer Gefolgschaft“ innerhalb der Hitlerjugend einen Sonderstatus zuteilen. Die „volksmissionarische Aufgabe“ erforderte die Einheit von Verkündigung und Erziehung, eine Ausgliederung der Jugendlichen aus dem Jugendwerk widersprach diesem Prinzip. Die Zerstörung der Geschlossenheit entzog dem „Evangelischen Jugendwerk Deutschlands“ seine Existenzberechtigung.

Verkündete der Ausschuß für Jugendarbeit des BCJ noch in der Januar-Nummer von „Unser Bund“ 1934, daß die Jungenschaft der Bundesleitung Gehorsam leiste und ihr Programm im Rahmen des BCJ fortführen wolle²⁴, teilte bereits die Februar-Nummer mit, daß der Eingliederungsvertrag verabschiedet worden sei. „Das Ergebnis ist anders als wir es für nötig hielten“.²⁵ Diese „Wende“ markiert das Ende des BCJ als eines Jugendbundes. Der BCJ als Verein sollte aber nicht aufgelöst, sondern als reiner Ältererbund weitergeführt werden: Er ist „Glieder der Kirche und hat seine Aufgabe noch nicht erfüllt“. Das Tätigkeitsfeld wurden in verstärktem Maße die Landeskirchen und Gemeinden, wo die Älteren die Erziehung der evangelischen Jugend mitgestalten sollten.²⁶

Die Folgezeit machte ein geregeltes Bundesleben unmöglich, so daß sich der BCJ 1937 in Barmen auflöste.

23. Unser Bund 1934, 12. Die organisatorischen Fragen (Eingliederung der Landesverbände in die Gebietsordnungen der HJ, Tracht der HJ) wurden weitgehend übernommen. Die Eigenständigkeit des Jugendwerks innerhalb der HJ sollte durch das „Schwertkreuz als Armspiegel“ auf der HJ-Tracht dokumentiert werden. Der von der HJ-Reichsführung vorgelegte Vertragsentwurf wurde fast unverändert als Vertragstext ratifiziert.

24. Unser Bund 1934, 23.

25. De Haas, Unser Bund 1934, 46.

26. Unser Bund 1934, 56; vgl. ib 46 und 65.

VOM WERDEN UNSERES „RUNDBRIEFES“

von Gilbert Perleberg

Vorbemerkung

Der New Yorker Rundbrief ist eine der eigenartigsten Zeitschriften. Verbreitet über die ganze Welt, getragen von einem Kreis von Menschen, die irgendwann und irgendwo der Jugendbewegung angehörig sich fühlten und ohne Programm und Satzung im Menschlichen verbunden sind, obwohl durch Weltmeere voneinander getrennt. Als Motto könnte man auf diesen „Wandervogel“-Rundbrief das Wort von Frank Fischer setzen: „Sehne dich und wandere!“ Dieses Sehnen spiegeln die immer wiederkehrenden Reiseberichte. Meist sind sie lebendig und dem Wesentlichen verhaftet. Bei aller Freude an Landschaft und Architektur steht doch der Mensch und die sozialen Verhältnisse im Kernpunkt der Betrachtung. Erstaunlich, wie viele „Wandervögel“ gute Erzähler sind und welch innerer Reichtum aus ihnen spricht. Durch die Hilfswerke des Rundbriefkreises nach 1945 kamen viele Künstler und Schriftsteller mit dem „Rundbrief“ in Verbindung und dankten mit Gedichten und Einsendungen. So bekam der Rundbrief eine literarische Note und viele Erstveröffentlichungen standen auf seinen Seiten, die uns zu Herzen gingen. So kam auch immer wieder Rudolf Paulsen zu Worte mit seinen Gedichten. Dieser seltene Mann und Dichter, der auf der Schulbank im Steglitzer Gymnasium mit Siegfried, Copalle, Karl Fischer, dem musikalisch hochbegabten Walter Engel, dem späteren Professor Rudolf Pannwitz, mit Hans Breuer und Hans Blüher, dem wir wesentliches über die Entstehung des Wandervogels verdanken, gesessen hat. Man kann diesen Rundbrief ein Werk der Jugendbewegung nennen; was aus den alten Wandervögeln für Menschen wurden, das könnte eine soziologische Analyse seiner Mitarbeiter und Textensender ergeben. Auch die Auswertung der Manuskripte und Briefe an die Herausgeber, seit 1931 Gilbert Perleberg, die sich bis auf die letzten Jahre nunmehr im Archiv der Jugendbewegung befinden, dürfte zu einer solchen Untersuchung beitragen.* Hans Wolf.

Wenn man fragt „Was wurde aus den Jugendbewegten, die nach dem Ersten Weltkrieg ins Ausland gingen? — der Rundbrief erzählt davon, auch zwischen den Zeilen. Und was geschah später, als sich diesen ersten andere Menschen anschlossen, von denen viele die Jugendbewegung nie kennengelernt hatten — aber sich nun zu ihrem Geist, wie er sich im Rundbrief auswirkte, hingezogen fühlten? Man findet ihre Briefe, Aufsätze und Gedichte im Rundbrief.

* Im August 1970 hat Perleberg alle zwischen Oktober 1945 und Ende 1959 erhaltenen Briefe und Mss. (außer amerikanischen), an das Archiv der deutschen Jugendbewegung überwiesen und in dessen Besitz übergeben (46 kg). Sie werden, sobald geordnet, allen zur Verfügung stehen. Auch die Rundbriefe liegen alle, oder fast alle, im Archiv vor.

Gegründet wurde der Rundbrief im Umkreis New Yorks im Herbst 1927. Seine erste Nummer erschien als „Rundbrief der deutschen Jugendbünde Nordamerikas“. Doch dieser Name erschien wohl zu anspruchsvoll; ab April 1928 hieß der Rundbrief „Rundbrief der deutschen Jugendbünde in Amerika“. Er wurde von einem New Yorker Arbeitskreis herausgegeben und Schriftleiter waren bis etwa Nov. 1929 Georg Kühnlein, Kurt Hinze und Erich Witzke, dann Hermann Schmid, darauf wieder Erich Witzke und ab Februar 1931, ich. Damals hatte der Rundbrief schon 14 lange, mimiographierte Seiten mit Berichten, Aufsätzen und Aussprache. Aber das Wichtigste war ja seine Gesinnung. In jener Nummer vom Februar 1931 schrieb ich ein „Bekanntnis“, als eine Art Rechenschaftsablegung, darüber wie der Rundbrief allmählich geworden war und wie ich ihn mir im Weiteren dachte. Wer den Rundbrief heute kennt, wird vielleicht staunen, wie er, in unserer so veränderten Welt, seiner alten Gesinnung, — die ich ja für die der Jugendbewegung überhaupt halte — treu geblieben ist, — wohl einfach weil unser ganzer Kreis sich in Herz und Wesen wenig veränderte, — auch als immer neue Leser das Ihrige beitrugen. — Ich schrieb also im Februar 1931, — und es ist anfangs wohl schärfer geschrieben, als ich es heute schreiben würde, aber damals war ich 30 Jahre alt: „ . . . Ich stelle mir den Rundbrief als in erster Linie eine Verbindung von Jugendbewegten vor, die hier etwa einsam oder verstreut leben, mit Menschen ihrer eigenen Gesinnung. Er soll sie stärken in der Neigung sich selber treu zu bleiben und nicht in der Lauheit und Seelenlosigkeit, in der sich hier so viele kräftige Volkseigenschaften und Gesinnungen auflösen, unterzugehen. — Aber der Rundbrief hat noch eine zweite Aufgabe: dieser eigenen Gesinnung Gelegenheit zu geben, Verwandtes aufzunehmen und Fremdes oder Feindliches kennen zu lernen, um auch bei dem Wesensfremden die schematische Betrachtung abzulegen und das Menschliche herauszufinden. So kommt man zur Einsicht und inneren Beziehung. — Also der Rundbrief soll nicht dazu dienen, uns ein Aufgehen und Untergehen in amerikanische Lebensart und Denkweise zu erleichtern, auch nicht um Jugenderlebnisse, wie unter Glass, ewig frisch zu erhalten, sondern diesen Erlebnissen das anzugliedern, was unserem innersten Wesen entspricht, damit es sich daran reife und kräftige, und desto besser seine Aufgabe erfülle.“

„Diesen Zielen nachzukommen, müssen wir uns menschlich nahe kommen: und dazu dient alles, was aus dem Gemüt des Einzelnen stammt — ob es nun in der Form eines Fahrtenberichtes, einer Abhandlung oder eines Gedichtes, eine Empfindung irgendwelcher Art bringt. Solange es dem Schreiber selbst ein ergreifendes Erlebnis war, und uns werden kann, wird es dem Rundbrief einen größeren Wert geben . . . Die Qualität der Artikel sollte durch mehr Ursprüngliches gehoben werden. Dabei kommt es gar nicht auf die Länge der Schrift an: Oft geben einige Sätze einen schärferen Eindruck eines Menschen oder einer Einstellung und wirken in anderen für Jahre hinaus.“

Im Juli 1931 gingen wir auch, durch Vermittlung unseres Freundes Kurt Hinze, zum Druck in Görlitz, Schlesien, über — den wir aber schon im Oktober 1933 wegen der Roosevelt'schen Entwertung des Dollars wieder aufgeben mußten, um zum abgezogenen Rundbrief zurückzukehren. Zugleich waren wir aber auch zu einem besseren Namen übergegangen, denn Jugendbünde waren wir ja eigentlich nicht mehr (obwohl ich selbst mit 30, um einige Monate oder Jahre der Älteste): Nun hieß der Rundbrief stolz „Rundbrief der deutschen Jugendbewegung in Nordamerika“.

Aber hier mag man sich fragen — es wanderten in den zwanziger Jahren ja nicht nur jugendbewegte Menschen nach Amerika aus — warum haben denn gerade wir WVer einen „Rundbrief“ gegründet? Ganz einfach. Die ersten jungen Menschen aus der Jugendbewegung haben sich in New York 1923 bei Wanderungen der „Naturfreunde“ bald als Wandervögel erkannt. Neue Anschriften anderer kamen Monat für Monat aus der Heimat hinzu. So kam es, daß, als man im Herbst 1927 das erste allgemeine Treffen in Buffalo, N. Y. veranstaltete, Mitglieder der „Ortsgruppen“ in New York, Pittsburg, Buffalo, Chicago, Detroit, Los Angeles und San Francisco erschienen. Es gab eine große Aussprache, wobei dann ganz spontan beschlossen wurde, einen gemeinsamen Rundbrief ins Leben zu rufen. Man wollte damit dreifaches: erstens, miteinander in Fühlung bleiben und die Gesinnung der deutschen Jugendbewegung pflegen; zweitens das Entdecken der wirklichen Werte in Amerika und das Anknüpfen daran erleichtern; drittens einander auch praktisch beistehen durch Aufmerksammachen auf günstige Arbeitsgelegenheit irgendwo in Amerika — und sogar durch Bekanntmachung guter deutscher Ärzte usw.! — Herausgegeben wurde der Rundbrief durch einen Arbeitskreis aus Vertretern der drei New Yorker Gruppen: zwei Wandervogelgruppen, eine in Elmhurst N. Y., eine in New Jersey, und eine FFF (Silvio Gesell) Gruppe. Im Januar 1928 hatte man schon 160 Anschriften in New York! In Buffalo hatte man 6 Leser, in Chicago 12; Cincinnati 3. Cleveland 2; Dayton, Ohio 1, Detroit 4; Lincoln, Nebr. 2; Long Beach, Cal. 2; Los Angeles 2; Milwaukee 1; Orlando Fla. 1; Philadelphia 3. — Schon damals war der Rundbrief Bindeglied mit der Heimat: In der Februarnummer 1928 wurde auf den Neubau der Burg Ludwigstein und eine geplante Verlosung zu dessen Gunsten hingewiesen, — und manchem Jugendfreund wurde es von da an auch durch die Geschäftsleitung, Karl Rother, ermöglicht (durch Bürgerschaftstellung) hier einzuwandern. — Doch es waren ja „ganz besondere“ Zeiten: 1934 wurde der Rundbrief — also Abziehmaschine und Kartei — von (Links-)politischen gewaltsam übernommen. Aber diejenigen, die ihn unpolitisch erhalten wollten, kauften eine andere Abziehmaschine, sammelten untereinander von neuem die Adressen, und, da die Leser mit verschwindend wenigen Ausnahmen den „unpolitischen Rundbrief“ bevor-

zugten, gaben die Anderen nach drei Monaten die undankbare Aufgabe auf. —Dreiviertel Jahr nach Kriegsausbruch, also im Juni 1940, wurde der Rundbrief einfach, weil deutschsprachig, von der canadischen Behörde gesperrt. Es erschienen bei unserer New Yorker Geschäftsstelle Elfriede Jung, zwei Beamte des New Yorker Postmeisters und fragten mit Nachdruck, was wir wohl weiter zu tun gedächten? — Einen Rundbrief, der sich der freien Aussprache widmete, mitten im Krieg zugleich in das britische Kanada und nach Deutschland — woher seit langem keine Antwort kam — zu senden, war überhaupt ein ziemliches Wagnis gewesen. So gaben wir im Juli 1940 den Rundbrief für die Dauer des Krieges auf, und zeichneten auch einen Grabstein hinein mit „Requiescat in pace“. Auf dem Titelblatt des Rundbriefs standen aber Schillers Worte: „Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt / Wie auch der menschliche wanke, / Hoch über der Zeit und dem Raume webt / Lebendig der höchste Gedanken, / Und ob alles im ewigen Wechsel kreist, / Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“

Und es kam tatsächlich so. Der Rundbrief wurde im Oktober 1945 wieder angefangen — fast zusammen mit unserem Hilfswerk. Er fing mit 2 Seiten und weniger als hundert Lesern an und hatte ein Jahr später 14 Seiten und 250 Leser — und hatte zugleich von diesen selben Lesern etwa 2 300 \$ für das deutsche Hilfswerk empfangen. Zugleich arbeiteten wir auch mit den New Yorker Quäkern an einem gemeinsamen Hilfswerk, wie auch etwas später an einem ähnlichen mit der Lutherisch-Evangelischen St. Pauls-Kirche — und veranstalteten mit diesen und drei deutschen Gesangsvereinen drei große Konzerte mit tausenden von Besuchern; in der damaligen Stimmung ergab sich das alles wie von selber. Und der Rundbrief berichtete von allem und brachte Aufrufe. Beim Hilfswerk versuchten wir, uns ganz besonders derer anzunehmen, die, wie wir hofften, es den anderen deutschen Menschen tausendmal weitergeben konnten: den Schriftstellern und Künstlern. Doch kamen zugleich besonders notleidende und hartgeprüfte Menschen, Wandervögel, kinderreiche Familien, Kriegsversehrte, Heimkehrer, Vertriebene, dazu. Jedem Empfänger eines Liebespaketes schrieben wir auch; von manchem konnten wir Teile seiner Antwort, mitgesandte Gedichte im Rundbrief bringen — und schickten dem Verfasser natürlich auch wieder diese Rundbriefnummer zu, und die weiteren. Und dann kamen neue Briefe . . . Und so kommt es, daß heute recht viele deutsche Schriftsteller den Rundbrief beziehen und auch — manche recht häufig, andere seltener — dafür schreiben. Auch Schriftsteller fühlen wohl das Bedürfnis, sich in einem Kreise auszusprechen der größer ist als der Familien- und Freundeskreis und doch vertrauter als die breite Öffentlichkeit. — Daß im Rundbrief immer wieder Stimmen zu vernehmen sind, die für Frieden und die Verständigung aller Völker sind, kommt auch von selber. Niemals steht ein Leitartikel im Rundbrief.

Aber es fehlen wohl noch einige „nüchterne Tatsachen“, über den Rund-

brief. Alle Arbeit geschieht unentgeltlich. Wir haben 483 Abonnenten (zu § 2. — in USA, 6 DM in Deutschland); wieviele Leser es sind, ist schwer zu sagen, da man uns immer wieder schreibt, daß der Rundbrief auch noch im Freundeskreise die Runde macht. In USA sind es 128 Bezieher, in Kanada 13, in Westdeutschland 235, in der DDR 46, in Österreich 14, Südamerika 14, SW und Südafrika 4; und die übrigen leben in Australien, Schweden, Mexiko, Bermuda, Japan, Frankreich, England, Italien, — und Alle sind zugleich aufgefordert zu schreiben. Trotzdem sagte eine Leserin einmal, mit leisem Vorwurf, „Es schreiben ja immer wieder dieselben!“ — und hatte von sich hören lassen. Zwischen Juli 1970 und Juni 1971 schrieben 133 verschiedene Leser. Und es waren keine bloßen Tatsachenberichte, alles kam von Herzen . . . und war auch den Freunden wichtig.

Im Grunde sind wir heute vor allem ein Freundeskreis. In Westdeutschland, der DDR, der USA besucht man sich von Stadt zu Stadt. In Argentinien flogen Eckardts mit dem Hubschrauber, um Rauhs in ihrem Urwald zu besuchen. — Da wird man fragen: „Und sind das alles Wandervögel, Menschen aus der Jugendbewegung?“ Ich meine zwischen einem Drittel und Zweidrittel stammen wohl von der Kindheit her aus der Jugendbewegung. Es ist schwer zu erraten, denn Alle haben nun ihre Freude an dem Geist, an der Gesinnung der Jugendbewegung! Bezeichnend ist wohl auch, daß sehr wenige Leser abbestellen und recht viele, die für den ersten Rundbrief im Oktober 1927 schrieben oder ihn lasen, lesen ihn heute noch. — „Ist sich der Rundbrief also immer gleich?“ — Durchaus nicht! Was im Rundbrief kommt, ist immer anders, und zumeist völlig unerwartet. Und die Worte eines sogenannten einfachen Menschen (im Grunde gibt es keine) sind oft rührender und tiefergehend als die vieler Anderer. „Der Wind weht, wo er will . . .“

Wenn ich mir den Rundbrief aber so vergegenwärtige, brauche ich nicht an die von Jahren zurück zu denken, sondern nur an die der allerletzten Monate. Da schreibt z. B. im Rundbrief vom Juni 1971 Waldtraut Schilke, aus Washington, D. C., Worte, die natürlich ganz ihre eigenen sind, aber doch etwas ausdrücken, was gewiß schon mancher beim Rundbrief empfunden hat, Worte mit denen ich also schließen möchte: „Die pünktlich eintreffenden Rundbriefe werden wirklich mit jedem Monat immer schöner und sinnreicher wie ihre Verfasser — gereifter, abgeklärter — und voller Hoffnungsfreudigkeit — und auch voller Gottvertrauen und Nächstenliebe, den beiden Grundpfeilern jeder menschlichen Gesellschaft in allen Teilen der Welt.“

LUDWIG KLAGES
 ZU SEINEM HUNDERTSTEN GEBURTSTAG
 AM 10. 12. 1972
 Hans Eggert Schröder*

Der Name Klages ist der deutschen Jugendbewegung durch den Aufruf „Mensch und Erde“ bekannt, der 1913 als Beitrag zu der Festschrift der Freideutschen Jugend zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner erschien. Klages schnitt darin als einer der ersten ein Problem an, das heute unter der neuen Bezeichnung Umweltschutz eine bedrängende Aktualität erlangt hat. Der Aufruf ist deshalb in jüngster Zeit wiederholt abgedruckt worden, nicht nur in den sechs Auflagen seiner gesammelten Abhandlungen, denen er den Titel gegeben hat, sondern 1965 in den Juni- und Juliheften der Waerland-Mitteilungen, 1971 im Märzheft der Zeitschrift „Schauen und Bilden“.

In der Festschrift der Freideutschen Jugend ist er eingereiht unter die Freundesworte. Hier finden wir neben ihm Beiträge von Delbrück, Eulenburg, Gurlitt, Kerschensteiner, Natorp, Thoma, Weber — Männern also, die einer älteren Generation angehörten als die Träger der Jugendbewegung, dieser jedoch ihre Anteilnahme zuwandten und sie zu fördern trachteten. So stand auch Klages der Jugendbewegung gegenüber. 1872 in Hannover geboren, gehörte er der Vätergeneration an. In der eigenen Kindheit und Jugend hatte er schmerzlich die in Anschauungen und Sitten herrschende Unnatur der aufsteigenden Bourgeoisie empfunden, ja unter ihr gelitten. Zu der ablehnenden Haltung der ‚Ibsen-Jugend‘ gegen diese Unnatur, jener jugendlichen Gruppen also, denen er altersmäßig entsprach, hatte er kein Verhältnis gefunden. Er fand es zur Jugendbewegung. Er erkannte und anerkannte die Wahrhaftigkeit, den Mut und die Begeisterung, mit der die jüngere Generation daran ging, das erstarrte und gestörte mitmenschliche Verhältnis und Verhalten auf eine neue natürliche Grundlage zu stellen. Er bemerkte erfreut, wie der Sinn für die kulturelle Hinterlassenschaft der früheren Jahrhunderte, für ein musikantisches Lebensgefühl, für die Sangesfreude, für das Erbe der Dichter (Hölderlin!) wiedererwachte. Er sah, daß das alles nicht auf Programmen und Theorien beruhte, sondern aus einem gewandelten Lebensgefühl hervorbrach. Und er wählte für seinen Beitrag ein Thema, das dazu mahnte, nicht nur das Verhältnis und Verhalten der Menschen untereinander, sondern ebenso auch das durch die Bourgeoisie und ihren hemmungslosen Nützlichkeitsfanatis-

* Der Verfasser ist Leiter des Klages-Archivs im Schiller-Nationalmuseum, Marbach a. N.

mus gestörte Verhältnis und Verhalten des Menschen zum außermenschlichen Leben zu erneuern, zur Natur, zu Pflanze und Tier, zur Landschaft, zu den Elementen.

Aber sein Verhältnis zur Jugendbewegung erschöpfte sich nicht in dem Beitrag zur Festschrift. — Ein Jahr nach dem Meißner Tag sah das deutsche Volk sich in einen Krieg verwickelt, dessen Ende nach dem Stocken der Anfangserfolge nicht abzusehen war. In den Augusttagen 1914 hatte eine Kriegsbegeisterung und Siegeszuversicht sich der ganzen Bevölkerung bemächtigt, die ohne Zweifel echt war, wie nur Herzensregungen echt sein können.

Auch die Träger der Jugendbewegung wurden von diesen Regungen ergriffen und zu einem Opfermut geführt, der als Haltung immer die größte Ehrfurcht verdient, als Ereignis aber allzu bald und allzu schmerzlich seine Sinnlosigkeit erwies. Klages hat die Regungen der Kriegsbegeisterung und der Siegeszuversicht nicht eine Stunde geteilt! Nicht daß es ihm an Liebe zu Deutschland gefehlt hätte; aber seine Liebe zu Deutschland hieß Sorge um Deutschland. „Ich werde den Alpdruck des Entsetzens nicht los bei dem Gedanken, daß die Blüte eines der größten Völker schonungslos hingeopfert wird.“ (18. 9. 1914) „Wenn ich nur das Große sähe, das — mögen wir nun siegen oder unterliegen — aus diesen Blutbädern erblühen könnte.“ (2. 9. 1914) „Keine ‚Götter‘ sind in diesem Kriege dabei, und niemals noch haben auf solche Weise ‚Götter‘ Blut getrunken.“ (11. 1. 1915; gegen ein Kriegsgedicht Kolbenheyers) „Es ist wie der Ausbruch eines Menschheitsirrsinns . . .“ (1. 10. 1914) So heißt es damals in seinen Briefen. Im August 1915 verließ er Deutschland aus Abscheu vor dem Krieg und ging in die Schweiz.

Obwohl er den Zusammenbruch Deutschlands seit dem August 1914 mit Sicherheit erwartet hatte, erlebte er ihn deshalb 1919 nicht minder schmerzlich. Im Frühjahr 1920 kam er zum erstenmal wieder zu einer Vortragsrunde nach Deutschland. Der erste Vortrag fand in Freiburg i. Br. statt. Am nächsten Tag ereignete sich der Kapp-Putsch; der von der Reichsregierung zu seiner Abwehr ausgerufene Generalstreik verzögerte seine Weiterreise nach Berlin, wo er anschließend sprechen sollte, und nach Stettin, wo neben mehreren Einzelvorträgen ein Vortragszyklus vor der Volkshochschule angesetzt war. Die Termine mußten verschoben werden. Von Stettin ging es nach Hamburg, und von dort zu etwas längerem Aufenthalt nach München.

In Hamburg hielt Klages einen Vortrag und zwei mehrtägige Kurse für die Freideutsche Jugend. In seinem Nachlaß hat sich ein Programmzettel erhalten, der darüber Auskunft gibt. Es scheint, daß Klages während der Hamburger Tage bei der Familie Ahlborn logiert hat; jedenfalls hat er auswärtigen Briefpartnern für diese Zeit Johnsallee 54 als die Anschrift angegeben, unter der er zu erreichen sei. In diesem Hause wohnte damals Professor Dr. Friedrich Ahlborn mit seiner Frau, die Eltern Knud Ahl-

borns, mit denen Klages schon im Frühjahr und Sommer 1914 nachweislich in Verbindung stand. Knud Ahlborn teilte Klages Ende November 1924 seine Übersiedlung nach Klappholttal mit und lud ihn für den nächsten Sommer dorthin ein. Leider ist der Besuch infolge der ständigen Arbeitsüberlastung, der Klages ausgesetzt war, nicht zustande gekommen.

Als ich 1963 auf dem Meißner-Treffen Knud Ahlborn erzählte, daß sich im Klages-Nachlaß noch vereinzelt Briefe seiner Eltern an Klages, seines Bruders Herbert und einer von ihm selbst befände, erinnerte er sich lebhaft dieser alten Verbindung und bezeichnete spontan den Aufruf „Mensch und Erde“ als den wichtigsten Beitrag der Festschrift von 1913. Ahlborn wollte am gleichen Abend in seiner Feuerrede auf Klages und seine Bedeutung für die Jugendbewegung zu sprechen kommen; aber ein Wolkenbruch machte diesen Plan zuschanden.

Klages ist 1956 in Kilchberg bei Zürich gestorben. Sein Nachlaß, den ich eben erwähnte, ist im Oktober 1960 nach Marbach ins Deutsche Literaturarchiv des Schiller-Nationalmuseums gekommen. Er umfaßt das Mobiliar seines Arbeitszimmers; seine Bibliothek mit dreitausend Bänden; zahlreiche Manuskripte und Arbeitsnotizen; rund 45 000 Briefe von ihm und an ihn; zahlreiche Bilder, Fotos und Erinnerungsstücke; eine Autographensammlung; mehrere Hundert Separata und diverse Manuskripte anderer Autoren. Der Nachlaß wird als Sonderbestand unter der Bezeichnung „Klages-Archiv“ verwahrt, durch Katalogisierung erschlossen und der Forschung zugänglich gemacht.

Er wird sowohl durch Zukäufe wie durch Schenkungen ständig vermehrt. Der Briefbestand konnte seit Bestehen um 322 Stücke vermehrt werden, darunter 170 Briefe von Klages, 94 Briefe an ihn und 58 Briefe Dritter an Dritte. Auch verschiedene Manuskripte anderer Autoren sind seither ins Klages-Archiv gelangt; als wichtigste Neuerwerbung auf diesem Gebiet ist die Übernahme des Nachlasses von Werner Deubel zu nennen.

Der Bücherbestand des Archivs ist durch Einzelerwerbungen um 106 Bände vermehrt worden, darunter 17 Bände posthumer Ausgaben eigener Veröffentlichungen von Klages, 9 Bände fremdsprachiger Übersetzungen seiner Veröffentlichungen, 17 Bände Sekundär-Literatur und 63 sonstige Bände. Den wichtigsten Zuwachs erhielt der Bücherbestand des Archivs durch den Ankauf der Bibliothek Saucke, die in 1 100 Titeln die gesamte Literatur enthält, die im Zusammenhang mit dem Werk von Klages von Bedeutung ist.

Die Hauptaufgabe des Klages-Archivs besteht in der Sammlung einer möglichst vollständigen Dokumentation über das Leben und Schaffen von Klages und in der Erschließung seines Nachlasses für die Forschung.

Zur Erfüllung der ersten Aufgabe gehören die schon genannten Neuerwerbungen; hinzu kommt die Aufnahme zahlreicher Belegstücke und vie-

ler Zeitungsausschnitte, die mit dem Leben und Schaffen von Klages, der Rezeption seines Werkes durch die gegenwärtige Wissenschaft und der Auseinandersetzung mit ihm in Verbindung stehen.

Die Erschließung der Archiv-Bestände für die Forschung hat ihre Katalogisierung zur ersten Voraussetzung; an ihr wird laufend gearbeitet. Daneben sind in sehr zahlreichen Fällen wissenschaftliche Anfragen schriftlich und mündlich beantwortet, Führungen durch das Archiv veranstaltet und Besucher betreut worden. Ab April 1962 sind 416 Besucher des Klages-Archivs verzeichnet worden; für die vorhergehende Zeit liegen Zahlen nicht vor. Die Mehrzahl der Besucher blieb einige Stunden, eine nicht geringe Zahl mehrere Tage, ja mehrere Wochen, in Einzelfällen sogar mehrere Monate, um im Archiv zu arbeiten. Unter ihnen befanden sich Studenten, Doktoranden und Professoren.

Daneben wird im Klages-Archiv die Redaktion, Textrevision und Kommentierung der zehnbändigen Ausgabe der „Sämtlichen Werke“ von Klages durchgeführt, die seit 1964 im Bouvier-Verlag, Bonn, erscheint. Fünf Bände und ein Supplementband liegen vor.

Endlich ist das Klages-Archiv Sitz der Klages-Gesellschaft Marbach e. V., die ihrerseits in enger Verbindung steht mit der in der Schweiz beheimateten Klages-Gesellschaft Kilchberg/Zürich und mit dem Nederlands Klages-Genootschap mit Sitz in Leiden. Gemäß Artikel 2 ihrer Satzungen ist ihr Ziel „die Verbreitung und Anwendung der Forschungsergebnisse von Ludwig Klages (1872 — 1956) gemäß der von ihm entwickelten erscheinungswissenschaftlichen Lehre, unabhängig von weltanschaulichen Fragen“. Die Klages-Gesellschaft führt in zweijährigem Turnus wissenschaftliche Tagungen durch; die Tagungsvorträge und andere wichtige Beiträge werden in dem von ihr herausgegebenen Jahrbuch „Hestia“ gedruckt.

So wird an dieser Stätte das Streben eines Mannes lebendig erhalten, dessen Werk Weltgeltung erlangt hat. Zahlreiche seiner Bücher liegen in Übersetzungen vor ins Englische, Französische, Italienische, Spanische, Niederländische, Serbokroatische und Japanische. — Jeder, der an diesem Werk interessiert ist, sei es an den seelenkundlichen und charakterologischen, sei es an den ausdrucks wissenschaftlichen Forschungen und ihrer Anwendung, sei es an der Philosophie, ist im Klages-Archiv als Besucher willkommen.

Eine kurze Skizze der wissenschaftlichen Leistung von Klages mag den Abschluß dieses Berichtes bilden. — In der Philosophie stellte er den noch herrschenden Strömungen der Ontologie und des Existenzialismus eine erscheinungswissenschaftliche Methodik entgegen und schuf gegen den Widerstand der Zeit ein umfassendes metaphysisches System.

Ausgehend von ausdrucks kundlichen Studien, die er anfangs am individuell unterschiedlichen Duktus des menschlichen Bewegungslebens betrieb

und in die er später alle Arten translatorischer Bewegungen bei Mensch und Tier einbezog, schuf Klages nicht nur seine „Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck“, sondern entwickelte am Unterschied von Willkürbewegung und Ausdrucksbewegung frühzeitig seine Theorie des Willens, die er 1912 erstmals vorlegte. An Hand scharfsinniger Sprachstudien hatte er daneben seine „Prinzipien der Charakterologie“ dargestellt, die er später, ergänzt zumal durch ein gründliches Studium der „Psychologischen Errungenschaften Nietzsches“, zu den „Grundlagen der Charakterkunde“ erweiterte. Die Frage nach den Entstehungsbedingungen des Bewußtseins führte über tiefdringende Studien mit der Bezeichnung „Vom Traumbewußtsein“ zum Entwurf einer Lebens-, besser: Erlebenslehre, der die ‚urbegriffliche‘ Unterscheidung von ‚Empfindung‘ und ‚Schauung‘ zugrundeliegt. Weitere urbegriffliche Unterscheidungen, die wir Klages verdanken (‚hinweisendes‘ und ‚begreifendes Denken‘; idiopathisches und sympathetisches Erleben; Rhythmus und Takt) führten zu Forschungen zwecks urbegrifflicher Unterscheidung zweier in den letzten Jahrhunderten der Denkgeschichte heillos durcheinander geworfener Begriffe, ‚Seele‘ und ‚Geist‘ nämlich, die sich, nach und nach zuerst die Willenslehre, danach auch die Erlebenslehre einbeziehend, zu seinem riesigen Hauptwerk auswachsen, das 1929/32 unter dem Titel „Der Geist als Widersacher Seele“ erschien und von dem eben die fünfte Auflage vorbereitet wird. (Am ‚Geist‘ unterscheidet Klages den Auffassungsakt vom Willensakt; nur dieser, nicht jener, kann, sobald er sich unter der Herrschaft des Kapitalismus als Wille zur Macht vom Erleben löst, zum ‚Widersacher der Seele‘ werden!) — Es ist leicht zu erkennen, daß die große Fülle neuer Erkenntnisse, die Klages am Ende seines Schaffens noch einmal in dem gehaltvollen Buch „Die Sprache als Quell der Seelenkunde“ knapp zusammengefaßt hat, für alle Fragen der Anthropologie, Verhaltensforschung und Soziologie eingeschlossen, von weittragender Bedeutung sind. So konnte Bundespräsident Heuss in seinem handschriftlichen Glückwunsch zum 80. Geburtstag die Leistung von Klages zutreffend in dem Satz zusammenfassen: „Sie haben die Menschen gelehrt, den Menschen neu zu sehen . . . das wird nicht nur eine Notiz des geschichtlichen Termins bleiben, sondern eine bewegende, ja erregende Kraft.“

Die Neuorientierung unseres Denkens, die dringend notwendig ist und die im Aufbruch der Jugendbewegung in der Form des Fragens, Suchens und Bemühens ihre Wurzel hat, in der Zwischenzeit durch geistige und politische Gegenströmungen überdeckt und fehlgeleitet wurde, kann in dieser erregenden Kraft, den Menschen neu zu sehen, eine sichere Triebkraft finden. Sie kann, wenn sie rechten Gebrauch von ihm macht, im Werk von Klages diejenigen Richtlinien finden, die, unter Verzicht auf Machtansprüche, kriegerische Entscheidungen, Unfrieden, Kapitalismus und ähnliche Schlagworte den einzigen Ehrgeiz, der ihr bliebe, befriedigt fände im Optimum an Vollkommenheit jeder einzelnen Leistung. „Kann doch die Lei-

stung“, sagt Klages im „Widersacher“, „mehr oder minder vollkommen sein, ob sie nun Häuserbauen oder Stiefelbesohlen oder Kesselflicken oder Buchführen oder Staubwischen heiße; und immer vergilt die gelungene einem dankbaren Wesen ähnlich (sie ist ein Wesen!) dem Werker und Wirker mit einem Freudenblick, der wärmender ist als die Freuden des Beschauers und vor dem die hohle Lust am Erfolge fahl wird. Im Widerscheinen aber des geringstens Gewebes von eigener Hand erblühen und glühen, leise um Liebe werbend, verwandte Gebilde aus allen Vergangenheiten.“

EIN KÄMPFER
DES PRAKTISCHEN IDEALISMUS
Zum 100. Geburtstag von Dr. Hermann M. Popert am 12. 11. 1971
Werner Evers

Im Jahre 1910 erschien der Roman Helmut Harringa“. Er erregte mit seiner klaren und harten Gesellschaftskritik erhebliches Aufsehen und hatte mit einer Auflage von über 320 000 Stück einen für die damalige Zeit ungeheuren Erfolg. (Hermann Rosegger: „Ein gewaltiges, fast gewalttätiges Werk, das einen in seinen Bann zwingt“). Vor allem die Jugend ließ sich von dem Schwung des Verfassers mitreißen und erkannte in ihm einen Mann, der für seine Ideale nicht nur schrieb, sondern auch kämpfte und nach ihnen lebte. Wer war dieser Hermann Popert, der so plötzlich Millionen bekannt wurde und dessen Einfluß auf das Zeitgeschehen in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sehr bedeutend war?

Geboren am 12. 11. 1871 als Sohn eines vermögenden Hamburger Großkaufmanns wuchs Popert in einem der schönsten Bürgerhäuser an der Außenalster auf. Er erhielt seine Bildung auf einer Privatschule und am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg, studierte in Straßburg und München Rechtswissenschaften und promovierte in Leipzig mit „Magna cum laude“. Nach längerem Auslandsaufenthalt wurde er Richter am Landgericht und später am Amtsgericht in Hamburg.

Es bleibt ein Rätsel, daß sich in diesen so wohl geordneten Verhältnissen, die ein Leben im konventionellen und klar vorgezeichneten Rahmen erwarten ließen, ein Revolutionär dieses Ausmaßes entwickelte. Popert ist Zeit seines Lebens stolz auf seine Vaterstadt gewesen, stolz auch auf die Leistungen der weltoffenen und tatkräftigen Kaufmannsgeschlechter, aber er erkannte auch mit unbestechlicher Objektivität die Schwächen der gesellschaftlichen, politischen und sozialen Strukturen seiner Zeit und sprach seine Kritik auch ohne Rücksicht auf Folgen aus.

Es ist heute kaum noch vorstellbar, welcher Mut allein um die Jahrhundertwende für ein Mitglied der „Gesellschaft“ dazu gehörte, an den in Hamburg fast geheiligten Trinksitten Kritik zu üben. Popert aber bekämpfte den Alkohol- und Nikotinmißbrauch mit einer unerbittlichen Schärfe und Konsequenz. Kein Wunder, daß er mit den führenden Vertre-

tern der damaligen studentischen Organisationen aneinander geriet. Mit schonungsloser Offenheit, beißender Schärfe und überlegener Ironie setzte sich Popert für eine Reform des Lebens an den Hochschulen ein und wurde sehr bald der anerkannte Führer einer Gruppe meist jugendlicher Menschen, die für die Erneuerung der Lebensgestaltung kämpfte. Er blieb auch später der Antialkoholbewegung treu. Sie füllte aber seinen für alle Zeitströmungen aufgeschlossenen Geist nie ganz aus. Auf dem ersten richtunggebenden Treffen der deutschen Jugendbewegung auf dem Hohen Meißner 1913 gehörte er zu den profiliertesten Rednern.

Als Mitglied der Hamburger Bürgerschaft schloß sich Popert den Vereinigten Liberalen unter Petersen und Braband an. Nach den Erfolgen seines ersten Werkes nahm er als Richter seinen Abschied und gründete die Zeitschrift „Der Vortrupp“, die sehr schnell Verbreitung und — besonders unter der Jugend — begeisterte Zustimmung fand.

Mit dem befreundeten, später in den Nachkriegswirren ermordeten Hans Paasche und gefördert durch den Dürerbund fand Popert hier das Sprachrohr, welches er brauchte, um in Tiefe und Breite wirken zu können. Hier sammelte er die geistigen Kräfte, welche er für gut und würdig fand, vor der Zukunft zu bestehen. Es ist überraschend festzustellen, wie vieles, was heute selbstverständliches Allgemeingut ist, damals noch Gegenstand heftiger Auseinandersetzung war. Er selbst schrieb zahlreiche Aufsätze unter dem Decknamen „Fidelis“. Zu seinen Gaben gehörte, daß ihm eine entwaffnende schmucklose Nüchternheit genau so zu Gebote stand, wie er durch plötzlich aufflammende, mitreißende Begeisterung überwältigen konnte. Er selbst bezeichnete sich als Vertreter des „praktischen Idealismus“, der nichts gemein hatte mit einer schwärmerischen Weltfremdheit. In den letzten Jahren des 1. Weltkrieges arbeitete Popert an seiner Zeitschrift für einen Verständigungsfrieden und einen baldigen Kriegsschluß. Was er wegen der strengen Militärzensur nicht sagen durfte, hat er später im „Tagebuch eines Sehenden“ (1920) und in seinem Drama „Wenn“ (1922) zusammengefaßt.

Der „Vortrupp“ konnte sich in der Nachkriegszeit nicht halten. Seine Herausgabe mußte 1921 eingestellt werden. In der Inflation kam Popert in große finanzielle Schwierigkeiten. So nahm er eine erneute Berufung in den Staatsdienst dankbar an. Auch als Richter wurde er über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus bekannt. Er hat durch Urteile, die einen besonders starkes soziales Empfinden verrieten, Aufsehen erregt, Urteile, die übrigens logisch so gut unterbaut waren, daß sich weder Staatsanwalt noch höhere Instanzen ihrer Folgerichtigkeit entziehen konnten. Auf politische oder gesellschaftliche Vorurteile seiner Umwelt nahm er jedoch grundsätzlich keine Rücksicht. Besonders eingehend beschäftigte ihn die Frage, wie die Gefährdung der Bevölkerung durch alkoholisierte Kraftfahrer am besten zu bekämpfen sei.

Bis zu seinem Tode 1932 nahm der warmherzige Idealist leidenschaftlich und kämpferisch am Zeitgeschehen teil. Sein Leben und Wirken galt einer besseren, höheren und gesünderen Lebensform — oder wie er selbst es formulierte — dem Kampf gegen das Barbarentum im Menschen.

Werner Evers (Lübeck)

GUSTAV WYNEKEN UND DIE NEROTHER

Karl August Eckhardt

Im Jahrbuch 1971 des Archivs der deutschen Jugendbewegung (Jgg. 3, S. 79) hat Karl Seidelmann über Wyneken gesagt: „Übrigens fügte es eine seltsame, ironische Schickung, daß ihn am 8. 12. 1964, als er fast 90jährig starb, ausgerechnet Nerother Wandervögel zu Grab geleiteten, also Vertreter eines besonders extremen, vitalistischen Jugendgruppenstils. War es eine Geste posthumer Versöhnung, verspäteten Gefolgschaftsbekanntnisses, einer — trotz allem — verdienten Ehrung?“

Versteht man Vitalismus, wie doch wohl unumgänglich, im aristotelischen Sinne (und nicht in der hier unanwendbaren biologischen Sonderausprägung von Hans Driesch), so wäre er — laut Brockhaus — „die auf Aristoteles zurückgehende Lehre, daß im Organismus neben den materiellen noch immaterielle Kräfte (Entelechie) mitwirken“. Keiner der Gründer des Nerother Bundes würde gegen diese Anschauung Einwände erhoben haben; am wenigsten Robert Oelbermann selbst. Noch 1966 hat Alexej Stachowitsch in einer alsbald („Die Burg“, Heft 11/12, S. 15) gedruckten Rede vor dem Nerother Ritterkapitel, ohne auf Widerspruch zu stoßen, sagen können, der Bund sei „ohne Hellas betont zu suchen“ „vom Geist griechischer Irrationalität durchweht“. Das hat ihm nun Seidelmann gewiß nicht bescheinigen wollen. Gegen seine Formulierung können wir jedoch keine Bedenken erheben, und wir bestreiten ihm auch in keiner Weise das Recht, unseren Bund, den er offenbar nur von Hörensagen kennt, nach seiner Methode zu klassifizieren und zu etikettieren.

Protestieren müssen wir aber gegen die historisch verfehlt rhetorische Frage am Schlusse seiner ironischen Bemerkung. Eigentlich könnte auch er wissen:

- 1) daß die Nerother vor einem halben Jahrhundert unter der Ägide Gustav Wynekens und Karl Fischers angetreten sind (vgl. das zur Illustrierung beigegebene Gruppenbild von 1930);
- 2) daß sie dem einen wie dem anderen lebenslänglich unverbrüchliche Freundschaft bewahrt haben und nach Wynekens Inhaftierung einen Protestmarsch mit Fackeln und einer öffentlichen Kundgebung veranstalteten, um seine Haftentlassung zu erreichen;
- 3) daß die Nerother noch heute ein reiner Jungenbund im Sinne Wynekens sind und es seit fünf Jahrzehnten als ihre zentrale Aufgabe ansehen, Wynekens ‚Jugendburg‘ auf der Waldeck zu bauen (Karl Oelbermann in der von der Bundesführung versandten Todesanzeige vom 14. 12. 1964: „Heute Vormittag wurde in Göttingen unser lieber Freund und geistiger Führer Dr. Gustav Wyneken zu Grabe getragen. Wir verdanken ihm unsere Jugendburg-Idee und wollen ihm im Ehrenhain

unserer Jugendburg einen Gedächtnisstein errichten und einen Eichbaum pflanzen“);

- 4) daß der (von mir als Ordensführer gehaltene) Nachruf am offenen Grabe, der nachstehend noch einmal abgedruckt ist, sowohl im Rundbrief der Wyneken-Gesellschaft e. V. vom 3. 1. 1965, wie in der (im Ludwigstein-Archiv ebenfalls vorhandenen) Zeitschrift des Bilsteiner Kreises ‚Die Burg‘ (Heft 3/4, S. 45—47) veröffentlicht wurde.



Gustav Wyneken und Karl Fischer zusammen mit Karl Buschhüter (r.) und den Brüdern Karl und Robert Oelbermann bei der Einweihung der neuen Bauhütte auf Burg Waldeck 1930

Grabrede

Wir Nerother stehen hier stellvertretend für den deutschen Wandervogel. Ich spreche im Auftrag unseres Bundesführers Karl Oelbermann, der zu seinem Schmerz nicht kommen konnte.

Aus Göttingen, Schaumburg und Witzenhausen, den nächstgelegenen Ordensgruppen unseres Bundes, sind wir hierhergekommen, um einem Manne die letzte Ehre zu erweisen, der für Generationen richtungsweisend war

und bleiben wird, der für eine ganze Epoche ein leuchtendes Fanal darstellte, der heute nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal als die hervorragendste Persönlichkeit der deutschen Jugendbewegung angerufen wird, obwohl Gustav Wyneken nicht von ihr ausgegangen ist, nicht von ihr geprägt wurde und obwohl sein Verhältnis zu ihr niemals ein friedlich-statisches, sondern stets ein dynamisches, bis zum Zerreißen gespanntes war — wie sein Leben überhaupt.

Aber was wäre die Freideutsche Jugend, was wäre die Meißner-Tagung von 1913 ohne ihn? Wer anders als er hätte die Meißner-Formel mit dem vollen und unverlierbaren Gehalt erfüllen können, den sie ausstrahlt, zu dem sie uns verpflichtet?

Gustav Wyneken hat wahrlich sein Leben aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung gestaltet; er hat es in innerer (wie in äußerer) Wahhaftigkeit gelebt. Noch bei der 50jährigen Wiederkehr des Meißner-Tages hat er diese Haltung bewiesen: er berief sich für die Absage nicht auf seine angegriffene Gesundheit, sondern er sprach mit schonungsloser Härte aus, er könne nicht kommen, weil die heutige Jugend falschen Propheten folge.

Wir Nerother waren auf dem Hohen Meißner. — Aber wir haben Gustav Wynekens Haltung verstanden; seine mahnenden Worte haben uns in den Ohren geklungen und haben all das von uns abprallen lassen, was ihm unecht erschienen wäre.

Denn uns war er mehr. Er war uns ein Symbol, ein unentbehrlicher Berater, ein väterlicher Freund. Vor allem in schweren Krisenzeiten fanden Robert und Karl Oelbermann immer wieder den Weg zu ihm.

So haben wir denn auch die Meißner-Tagung 1963 für einen halben Tag verlassen, sind nach Göttingen gefahren und haben dem Achtundachtzigjährigen auf der Straße vor seiner Wohnung — im Gedenken an das vor 50 Jahren Geschehene — in Wort und Lied unsere Huldigung dargebracht, unsere Liebe, unsere Verehrung, unsere Dankbarkeit bekundet. — Es war gewiß nicht das hinreißendste Erlebnis der Meißner-Tage — das war trotz allem der Festakt auf der Hausener Hute, wo die Tausende unter Sonne und Wind saßen und willig oder unwillig den Rednern lauschten —, aber es war für die, die mit uns nach Göttingen fahren konnten (ein Viertelhundert Nerother Ritter und Jungen), das tiefste, das am stärksten nachwirkende.

Denn Gustav Wyneken sprach zu uns: mit kargen, doch beschwörenden Worten, an Verstand und Herz greifend. — Und dann sagte er: „Meine lieben jungen Freunde, ich hörte Euch singen und ich sehe Euch als Gruppe; aber meine Augen sind zu schwach geworden, als daß ich den Einzelnen erkennen könnte. Ich bitte Euch, tretet einzeln zu mir und reicht mir die Hand, damit ich Euch sehen und Euch danken kann.“ — Und so geschah es.

Damals nahmen wir Abschied von dem Lebenden. Wir wußten es, und er wußte es. Heute nehmen wir noch einmal Abschied von ihm. Wir legen

einen Kranz unseres Bundes als Gruß des Bundesführers nieder. Mit uns senkt die Deutsche Jugendbewegung ihre Fahnen und Wimpel vor dem Toten.

Es wäre für uns sinnlos zu sagen: „Wir werden Gustav Wyneken nicht vergessen.“ — Wir können ihn nicht vergessen!

WYNEKEN UND DIE FRAUEN — EINE BERICHTIGUNG

In meinem Aufsatz über Wyneken und Geheeb, den das Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung 1971 brachte, habe ich den Begründer Wickersdorfs einen „extrem maskulinen“ Typ genannt und dabei behauptet, er sei unbeweibt geblieben und es sei „m. W. keine tiefere Begegnung mit dem anderen Geschlecht bezeugt.“ Das ist insofern zu berichtigen, als sich Wyneken schon sehr früh, anfangs unseres Jahrhunderts, verheiratet und zwei Töchter hatte und daß sich inzwischen in seiner Hinterlassenschaft im Archiv ein verhältnismäßig großer Briefwechsel mit Frauen vorgefunden hat, u. a. auch mit seiner Mutter oder auch der Schwester seines Freundes Carl Spitteler. „Eine ganz treue, lange Freundschaft mit Dr. Elsie Kühn-Leitz“ ist ebenfalls bezeugt.

Dies teilt mir Gertrud Schwendener-Schultheß aus Dornach/Schweiz mit, die z. Zt. das Wyneken-Archiv auf dem Ludwigstein bearbeitet. Sie meint: „Im Leben Wynekens haben die Frauen bestimmt eine große, wenn auch vielleicht andere Rolle gespielt“, indem sie auf meinen Vergleich mit Paul Geheeb abhebt. Ich bedauere, daß ich einer Fehlinformation zum Opfer gefallen bin.

Karl Seidelmann

ZU NEUEN BÜCHERN

EIN MARKSTEIN IN DER LITERATUR ÜBER DIE JUGENDBEWEGUNG

Zu Jakob Müllers Dissertation

Armin Mohler

Im Sommer 1971 erschien in der Reihe „Wissenschaft — Gesellschaft — Staat/Zürcher Studien zur allgemeinen Geschichte“ (Europa Verlag, Zürich) ein 411 Seiten starker Band von Jakob Müller: „Die Jugendbewegung als deutsche Hauptrichtung neukonservativer Reform“. Es handelt sich um eine Dissertation bei dem Zürcher Historiker Silberschmidt, an der ihr Verfasser, ein Schweizer des Jahrgangs 1938, ungefähr von 1964 bis 1969 gearbeitet hat. Ihr Thema ist die mittlere „Krisen“-Phase der Jugendbewegung, etwa 1914 — 1924, doch geht sie zunächst sehr gründlich auf die Grundlagen der Jugendbewegung ein, wie sie vom Urwandervogel bis zur Meißner-Tagung 1913 gelegt worden sind. Das Buch ist nicht eine Geschichte der Jugendbewegung mehr. Das Erzählen der Geschichte ist nicht Müllers Sache; er ist eher Philosoph, Ideologienkritiker, politischer Symptomdeuter als Historiker. Sein Buch ist vielmehr ein Neu-Durchdenken der Problematik der Jugendbewegung und setzt deshalb die Kenntnis der Fakten voraus. Als ein solches Neu-Durchdenken ist dieses Buch unserer Meinung nach ein Markstein. Seit dieses Buch vorliegt, kann man sich in der Literatur über die Jugendbewegung einfach nicht mehr mit den bisher üblichen Vereinfachungen begnügen.

Die bisherige Darstellung der Jugendbewegung war in der Routine erstarrt — und zwar sowohl das, was die Mitglieder der Jugendbewegung selbst verfaßt hatten, wie auch das, was von außen her über sie geschrieben wurde. Einer goldenen Legende stand eine schwarze (oder vielmehr braune) gegenüber. Das von außen her Geschriebene versteifte sich doch mehr und mehr darauf, in der Jugendbewegung einen Vorhof des Dritten Reiches zu sehen, auch wenn es zwischen den „terribles simplificateurs“ vom Schlage der Howard Becker und Harry Pross zu so differenzierten Köpfen wie etwa Walter Laqueur eine beträchtliche Spannweite gab. Die Literatur der Jugendbewegten selber pendelte sich, nachdem das Ärgernis Blüher einmal verdaut war, zu einem allzu simplen Dreischritt Wandervogel — freideutsch — bündisch aus und scheute, den Becker-Pross-Schrecken noch im Nacken, davor zurück, die Jugendbewegung in ihrer Zeit (und ihrer Zeitbedingtheit) zu sehen. Es gibt kaum eine Arbeit eines Jugendbewegten über die Jugendbewegung, durch die nicht ein wenig das uralte bündische Wunschbild des autonomen Jugendreiches geistert — in der nicht das Bemühen sichtbar wird, sich als „das ganz Andere“ von der Zeit abzugrenzen, sich als etwas darzustellen, was der Außenstehende gar nicht begreifen

könne. Diese „splendid isolation“ der einen war so unfruchtbar wie die Nazi-Riecherei der anderen.

Hier setzt nun Jakob Müller ein. Typusmäßig dem alemannischen Grübler zuzurechnen, ist er von einer immer wieder neu überraschenden geistigen Unbefangenheit. Es gibt keine Aussage eines Jugendbewegten und keine Aussage über die Jugendbewegung von außen her, die er als solche hinnimmt. Vielmehr dreht er sie einige Male hin und her und fragt: Ist das wirklich so? Und er fragt so lange, bis fast alle Schablonen aufgelöst sind. Es bleibt weder etwas von der Naivität des Wandervogels noch etwas von der Nur-Intellektualität des Freideutschen noch etwas vom Deutschnationalen des Jungdeutschen Bundes (Frank Glatzl) übrig. Alles wird differenzierend neu untergliedert, und wo Müller eine Aussage wagt, nennt er zugleich auch die Ausnahmen, so daß zuweilen alle Konturen zu flimmern beginnen und sich zu verflüchtigen scheinen. Überhaupt ist das Buch eine anstrengende Lektüre — daß muß warnend gesagt werden. Die Kehrseite von Müllers geistiger Unbefangenheit ist seine pädagogische Unbegabtheit (womit er den landläufigen Vorstellungen vom Schweizer ins Gesicht schlägt). Er hätte seine Dissertation für den Druck völlig neu schreiben sollen — so wie sie vorliegt, zwingt sie zu ständigem Hin- und Herspringen zwischen Haupttext, Anmerkungen und Exkursen, wobei es zur Verzweiflung bringt, daß das Wichtige oft gerade nicht im Haupttext steht, sondern hinten versteckt ist. Weiter wimmelt es von Wiederholungen. Mühsam ist auch, daß das Buch in seinem Kern ein ständiges Anzweifeln von Literatur ist, die man natürlich nicht mehr so gut in Erinnerung hat wie Müller beim Abfassen der jeweiligen Abschnitte. Außerdem scheut sich Müller nicht, wenn er schon alles neu überdenkt, auch mit den vorhandenen Begriffen frei umzugehen. Da Müller sein eigenwilliges Vokabular am Schluß des Buches nur teilweise erläutert, fällt es dem Rezensenten beispielsweise — obwohl er auf diesem Gebiete Spezialist ist — schwer, die Begriffe „altkonservativ“, „jungkonservativ“, „neukonservativ“, „konservative Reform“, „konservative Revolution“, „pseudokonservativ“, „restaurativ“, „reaktionär“ immer deutlich auseinanderzuhalten.

Doch alle diese (unumgängliche) Kritik ändert nichts daran, daß in Zukunft jeder, der sich mit der Jugendbewegung wissenschaftlich beschäftigt, zu seiner Kontrolle Müllers Buch neben sich haben muß. Ein ausführliches Personenregister erleichtert das, desgleichen ein Inhaltsverzeichnis, das so aufgegliedert ist, daß es ein Sachregister ersetzt. Die ersten 80 Seiten des Haupttextes sind eine Analyse des Wandervogels, in der festgestellt wird (S. 93), „daß der Wandervogel im Kern weder eine romantische Kulturflucht noch eine nationale oder allein auf Gemeinschaft ausgehende Bewegung war, weder reines Jugendphänomen noch gleichsam angewandte biologisierende Lebensphilosophie“, sondern vielmehr eine Bewegung, „die aus der deutsch-europäischen Situation um 1900 hervorging und auf eine

grundsätzliche Reform der deutsch-europäischen Kultur zielte“. (Man sieht: von den Pachanten bleibt nicht viel übrig.) Es folgt dann S. 99 — 231 eine sehr gründliche Analyse des freideutschen Phänomens und der durch diese Wendung veränderten Jugendbewegung. Wie differenziert Müller dabei vorgeht, sieht man daran, daß er sich nicht mit der großen Gliederung in „revolutionäre Sozialisten, liberale gemäßigte (konservative) Linke und national-soziale neukonservative Rechte“ begnügt (S. 172), sondern aufzeigt, wie diese Dreieheit dann durch nicht ins Konzept passende Erscheinungen wie etwa Gustav Wyneken durcheinandergewirbelt wird. Überhaupt sucht Müller immer wieder komplexe Wirklichkeit in paradoxe Begrifflichkeit zu fassen, was etwa zu so glücklichen Formulierungen wie der vom „gemeinschaftlichen Individualismus“ der Jugendbewegung (S. 284) führt. Zu Hilfe kommt Müller dabei eine wache begriffsgeschichtliche Kontrolle, die beispielsweise mit der Feststellung, daß das Wort „ewig“ in der Jugendbewegung vor 1914 gar nicht verwendet wird, Berge von Literatur zu Makulatur macht. Wesentlich ist an seiner Arbeit auch, daß er den Anteil der ausgesprochen völkisch-rassistischen Gruppen an der Jugendbewegung auf ihren bescheidenen wirklichen Anteil zurückführt.

Eine Sache für sich sind die letzten 80 Seiten des Haupttextes (bis S. 301; die Seiten 302 — 403 umfassen die Anmerkungen, Exkurse, Bibliographie). Sie handeln von dem von Frank Glatzel (1958 als CDU-Politiker gestorben) offiziell 1919 gegründeten (aber in Vorstufen bis 1916 zurückreichenden) Jungdeutschen Bund und sind für den Schweizer Jakob Müller Anlaß zu einer Kritik an der in der Jugendbewegung vorherrschenden Abstinenz von der „bösen“ Politik. Man muß diese Kritik etwa auf dem Hintergrund der Schilderung des Pfingsten 1920 gegründeten Kronacher Bundes der Wandervögel sehen, der zunächst einer der hoffnungsvollsten Ansätze zu einer Zusammenfassung der Altwandervogel-Jugendbewegung nach Kriegsende war, jedoch mit seiner zu unverbindlichen Innerlichkeit den in die harte Nachkriegswirklichkeit gestellten Heimkehrern nicht genügend Halt zu bieten vermochte. Im Gegensatz dazu stellt Müller den Jungdeutschen Bund als den einzigen größeren Bund dar, der „in der älteren vor 1902 geborenen Generation der Jugendbewegung“ den Schritt in die konkrete Politik tat. Für Müller ist dieser große Bund (der 1920 über den „Jungdeutschen Ring“ Dachorganisation für ungefähr 150 000 Bündische war) ein positiv zu bewertender Versuch, die das Jahrhundert zerreißenden Gegensätze von Nationalismus und Sozialismus zu verbinden; Glatzel ist ihm der „wohl größte Führer“ innerhalb der Jugendbewegung. Der liberalkonservative, auf Burke sich berufende Schweizer glaubt, daß für Deutschland manches hätte anders laufen können, wenn dieser bedeutendste bündische Versuch, in die Politik einzusteigen, nicht am „Innerlichkeits“-Streben insbesondere von Theologen wie Wilhelm Stählin und Karl Bernhard Ritter gescheitert wäre, die 1924 Glatzel zur Niederlegung der

Führung nötigten. Die These ist kühn, aber Respekt vor dem Doktoranden, der beim Niederschreiben der Worte „national-sozial“ und „Führer“ nicht gleich in die üblichen Veitstänze verfällt.

Mit diesen wenigen Andeutungen ist der Inhalt des Buches natürlich nur sehr rudimentär wiedergegeben. Es lockt, noch auf vieles einzugehen — etwa auf Müllers fruchtbaren Ansatz, das Studium der eigentlichen Jugendbewegung durch dasjenige der sie umgebenden „latenten Jugendbewegung“ zu ergänzen. Hie und da bedauert man, daß das Bild Gesamtdeutschlands, vor dem sich die Analyse der Jugendbewegung entrollt, nicht so differenziert ist wie diese Analyse selbst; der Gebrauch von allzu vereinfachenden Formeln wie „autoritär“ überrascht da doch ein wenig. Als Ganzes bleibt dieses schwierige Buch eine erstaunliche Leistung. Es steht nun da — als ein enormer Denk-Anreiz für jeden, der sich in Zukunft mit der Jugendbewegung beschäftigt.

BEMERKUNGEN zu Jakob Müllers Dissertation Helmut Wangelin

Der größere Teil des Buches ist der geistig bewegten Phase der letzten Zeit vor dem ersten Kriege bis in die ersten Nachkriegsjahre gewidmet. M. hat sich aber eine Grundlage geschaffen, indem er zuvor ein Verständnis des Wandervogels erarbeitet in einer nicht skizzenhaften, vielmehr grundsätzlich vollständigen, die wesentlichen Züge des Wandervogellebens klärenden Darstellung. Wenn M. auch von der Frühzeit, von Hermann Hoffmann her, jedes kulturkritische Moment registriert, so ist doch wohl klar, daß am Anfang eine vor allem auf Gemeinschaft der Jugendlichen ausgehende Bewegung steht. Ebenso unstreitig ist, daß mit der Ausbildung eines eigenen, von dem der Umgebung abweichenden Lebensstiles die Kulturkritik zum integrierenden Bestandteil wird. Demnach will M. in Ergänzung des Verständnisses als Generations- und Gemeinschaftsbewegung eine auf die Reform der zeitgenössischen Kultur gerichtete Bewegung erkennen. Das setzt allerdings eine positive Definition voraus, die bei dem unideologisch entstandenen und gewachsenen Wandervogel nicht ohne weiteres klar ist. Hier findet M. den Weg, indem er die Richtung auf das Natürliche, auf ganzheitliches Menschentum und die Neigung, in kleinen Kreisen zusammenzuleben, als Merkmale konservativen Geistes interpretiert. Wenn auch dieses grundlegend konservative Sein im Wandervogel nicht identisch ist mit der abgeleiteten Form des politischen Konservatismus, so wird doch hier eine Verbindung gesehen zur anschließenden Betrachtung des Versuches einer politischen Gründung in neukonservativem Geist aus der Jugendbewegung heraus. Vorwiegend der dem Wandervogel gewidmete erste Teil des Buches soll hier erörtert werden, einschließlich der da-

mit angeschnittenen Wesensfrage.

M. hat gespürt, daß das, was er, wie ähnlich andere schon, anführt an Umständen, die eine Unlust der Jugend erzeugten — „ein Lebensstil, welcher die physischen und vitalen Kräfte nicht entwickelte“ usw. (S. 89) — doch die Reaktion, den Zusammenschluß im Wandervogel, nicht völlig erklärt; er meint, es müsse „untergründige Angst und innere — soziale Ungesicherheit im wilhelminischen Deutschland“ mit wirksam gewesen sein (S. 85 f.). Ähnliches hat H. Pross angeführt¹, nur daß man von jener Unsicherheit, die er ausmalt, sonst nichts weiß. Aber der Gedanke an ein aus den sozialen Zuständen hervorgehendes Unbehagen ist richtig. Hinsichtlich dieser Voraussetzungen muß ein Hinweis auf die soziologischen Erkenntnisse genügen: das Strukturwachstum der Gesellschaft im bürgerlichen und industriellen Zeitalter führt einerseits eine Isolierung der Jugendlichen herbei, begünstigt andererseits die Entstehung jugendlicher Gruppen, schließlich der Jugend als eigener Gesellschaftsgruppe². Der Wandervogel überwand die Isolierung, das erklärt seinen Erfolg.

M. verzichtet auf die bekannte Bundesgeschichte, dafür untersucht er eingehend die innere Form und Verfassung des Wandervogels. Vermittels seiner politisch-philosophischen Begrifflichkeit gelangt er hier zu bedeutsamen Aufschlüssen und zur Berichtigung von Vorurteilen, die bisher allzu oft ohne Nachprüfung weitergegeben wurden. So erweist sich der unhierarchische, demokratische und weder romantische noch welt- und kulturflüchtige Charakter der Bewegung. Diese Feststellungen gelten, worauf hinzuweisen nicht überflüssig ist, zunächst nur für die Vorkriegszeit.

Den so kennzeichnenden und folgenreichen Wandervogelstil läßt M. aus dem Leben hervorgehen. „Man darf . . . alles, was als spezifische Form des Wandervogels erscheint, stark mit dem Geist und den Möglichkeiten der Fahrt in Verbindung bringen“ (S. 55). Gewiß, aber es hat doch Sinn, die entscheidende Wendung im pragmatischen Verlauf zu bezeichnen. Die Entwicklung verlief keineswegs gleichmäßig. M. setzt mit Recht die eigentliche Kultivierungsperiode ab 1907 an, also der Begründung eines Bundes für alkoholfreies Wandern. Den Gründern lag die Abstinenz am Herzen. Aber die Hauptsache war, daß man damit von den alten Studentenmanieren loskam und der Weg zu einer eigenen Art jugendgemäßer Gesittung frei wurde. In dem Sinn haben Breuer und Lissner kurze Zeit, bis 1911, den Wandervogel erzogen. Danach kann man im größten Wandervogelbund von Führung im Ganzen bis in die Nachkriegszeit hinein kaum noch sprechen. Der Historiker muß sich wohl an die Namen halten, die in der Zeitschrift hervortreten, aber wenn nun Neuendorff, Walter Fischer, Frank Fischer als Führer erscheinen, die den Wandervogel der letzten Vorkriegs-

1. Harry Pross, *Jugend, Eros, Politik*, 1964, 69 f.

2. Friedrich H. Tenbruck, *Jugend und Gesellschaft*, 1965², 65—90.

zeit geprägt hätten (S. 77), so ist das zuviel gesagt. Das Ganze war führerlos.

Zur Kulturbewegungsthese M.s.: Wann ist der Gedanke, daß der Wandervogel etwas anderes sein könne als eine Jugendlichenbewegung, daß es in seinem Zeichen ganzheitliches Leben geben könne, überhaupt aufgekommen? Ein vereinzelter früher Hinweis: in einem der vielen Briefe, die die Zusammenarbeit des Zeitungsleiters Lissner und des Bundesleiters Breuer belegen, findet sich die kurze Nachricht: „Pfeiffer (der Maler Hermann Pf.) erkennt, daß der WV, wie er ihn sich denkt, undurchführbar und ohne Werbekraft ist, er glaubt deshalb bald ausscheiden zu müssen“ (Sommer 1910)³. Bedenkt man, daß Pfeiffer bald darauf an sein Werkstattexperiment auf dem Kammerhof ging, so wird man sich den Wandervogel, wie er ihn sich dachte, im Sinne ganzheitlicher Lebensreform vorstellen. Ein Fall, der immerhin zeigt, daß es nun, auf Grund der erwähnten Kultivierung, möglich wurde, den Wandervogel weiterzudenken.

M. verweist auf die Diskussion der letzten Vorkriegszeit, vor allem um die Älterenfrage, die zeige, daß eine „Weiterentwicklung der Eigenwelt des Wandervogels parallel zur Altersentwicklung seiner Mitglieder“ nicht als Illusion betrachtet worden und zu betrachten sei; um die Frage, Fortsetzung oder nicht, sei es nicht gegangen, sondern nur um die Form des weiteren Ausbaus (S. 66). Das ist natürlich für die These ein wichtiger Punkt. Vorweg, den studentischen Bereich muß man für sich nehmen. Der Student stand ja von jeher der Gesellschaft in einer Ausnahmesituation gegenüber, lebte in eigenen Korporationen, die als auf Selbsterziehung gerichtet denen der Jugendbewegung verwandt waren, freilich zu jener Zeit veraltet, Symbol gerade des wilhelminischen Stiles geworden, dem sich die Jugendbewegung entgegengesetzt zu fühlen begonnen hatte. Alles wies auf die Aufgabe hin, hier neue Modelle zu schaffen, und sie ist ja auch ergriffen worden.

Dafür, daß der Wandervogel als allgemeine Kulturbewegung eine Fortsetzung über die Jugendstufe hinaus finden mußte, nimmt M. Hans Breuer als Zeugen in Anspruch. Aber die als besonders klar zitierte Formulierung: „Das Ziel, das auch wir erstreben, ist eine innere, deutsche Wiedergeburt —“ (S. 35) ^{3a}, zeigt ja, daß nicht ein spezifisches Ziel des Wandervogels gemeint ist. Wiedergeburt, die Verfall voraussetzt, ist völkischer Terminus, der Gedanke untrennbar von jener „Selbstdeutung des Wandervogels als Manifestation des Deutschen“, der M. einen eigenen Abschnitt widmet, wo diese Deutung als falsch bezeichnet wird, weil „im Wandervogel und in der Jugendbewegung — die menschliche Existenz im Mittelpunkt“ stand (S. 76).

3. undatierter Brief Lissners an Breuer, Ludwigstein-Archiv. Der voraussetzende Brief Pfeiffers an Lissner liegt nicht vor, ebenso fehlen die Antworten Breuers.

3.a Wandervogel (gelbe) Monatsschrift, April 1911, 109.

Abgesehen davon, der von Breuer gemeinten Wiedergeburt sollte der Wandervogel durch die „Eindeutschung“ im Jugendalter dienen. Zur Fortsetzung hat Breuer (Herbstschau 1913) eindeutig Stellung genommen: es gibt keine, denn für den von ihm geforderten „Idealismus des Berufes“, die protestantische Werktagshheiligung, brauchte man den Wandervogel nicht. Nun steht daneben allerdings das Wort vom „freideutschen Weltbund“, der Sammlung der „über die Erde zersplitterten jungdeutschen Kräfte“. Während der Hinweis auf den Beruf aus Breuers Wandervogelpraxis stammt, steht die Weltbundidee in einem anderen Zusammenhang, der aus der Herbstschau nicht klar wird. Aufschluß gibt ein Nachruf, der über einen Besuch bei Breuer im Frühjahr 1914 berichtet. Breuer stellte sich vor, der Wandervogel als Repräsentant von Deutschtum und Volkstum könnte dem deutschen Gedanken draußen in der Welt, beim Auslandsdeutschtum dienen⁴. Ein unfertiges, utopisch anmutendes Projekt, das als Beitrag zur Frage der älteren Wandervogel nicht gelten kann. Der Studentenvereinigungen neuen Stils hat Breuer 1913 in einem kurzen Satz gedacht, aus dem hervorgeht, daß er die hier liegenden großen Möglichkeiten nicht erkannte⁵.

Und die Diskussion, soweit sie die nichtstudierenden Älteren betraf? Georg Schmidt führte 1916 aus, von einem Teil dieser Leute werde eingewendet, daß man einen Organisationszweck nicht sehe, das Wandervogel-Gewesensein genüge nicht. Schmidt selber entscheidet sich anders, die „neuen Geselligkeitsformen“ rechtfertigten einen Zusammenschluß⁶.

So stellen wir fest, daß der ersten Generation des Wandervogels der Gedanke der altersmäßigen Fortsetzung noch fremd war, die folgende, am Ausgange der Vorkriegszeit, ihn zwar ins Auge faßte, ohne mehr zu wissen als Zusammenhalt in Gruppen, Kreisen, die doch, abgesehen von den studentischen, bald nur Nachspiel der Bewegung sein konnten. M. erscheint es selbstverständlich, daß die Kulturkritik weitergetrieben werden mußte. Aber die Formel: aus neuem Wanderstil wurde Lebensstil, und aus diesem entstand die Vision einer neuen Gesellschaft⁷ — umfaßt eine lange Entwicklung. Der ersten Generation genügte der Wanderstil. Daß Wandervogel ein Lebensstil sei, kann als Interpretation des Selbstgefühls am Ende der Vorkriegszeit gelten⁸. Hingegen wurde nicht gleichzeitig die Konsequenz

4. Hans Breuer und die Landsgemeinde, Wandervogel (gelbe) Monatschrift, 1919, Heft 1, S. 6.
5. Das Wort „Freiland“ in der Herbstschau, das M. S. 68 mißversteht, war Name von Studentengemeinschaften.
6. Georg Schmidt, Randbemerkungen zu Zeit- und Streitfragen der Wandervogelbewegung, 1916, S. 13, 16.
7. nach einem Satz von Helmut Gollwitzer, Meißnerrede 1963.
8. „Unser Bestes ist die Schaffung einer neuen Geselligkeit, eines neuen Lebensstiles, einer Lebens- und Wanderform, die Gelegenheit gab zu einem Aufwachsen und Bewußtwerden anderer, geistiger und sittlicher

gezogen, daß man nun die Gesellschaft umzugestalten habe, wenn es auch unklare Vorstöße in der Richtung gegeben hat. So erklärt sich eine von M. kritisierte (S. 66) skeptische Zurückhaltung derer, die den Standpunkt des Vorkriegs-Wandervogels festgehalten haben, gegenüber dem Freideutschtum und der späteren Jugendbewegung⁹.

Gab es denn eine überzeugende allgemeingültige Lösung, ist sie auch nur nachträglich sichtbar? M. würde auf den konservativen Gehalt verweisen, vermöge dessen eine Orientierung im Erwachsenenalter wenigstens für eine größere Anzahl zu finden gewesen wäre. Die meisten der bürgerlichen Reformbestrebungen, deren Auftreten etwa mit dem der Jugendbewegung zusammenfällt, und die mit ihr die Opposition zu Schablonen des 19. Jahrhunderts gemein hatten, lassen sich unter dem Aspekten einer konservativen Erneuerung oder auch „fortschrittlichen Reaktion“¹⁰ begreifen. Aber auch wenn man einen konservativen Gehalt im Wandervogel anerkennt, die Frage der politischen Folgerung bleibt völlig offen. M. selbst muß konstatieren, daß in einigen Gruppen durch Hinzutreten anderer Ideen jener Gehalt sich bald merklich verminderte (S. 139, 145) — niemand wird es darum einfallen, sie nicht mehr zur Jugendbewegung zu rechnen. Das Kriterium für die Zurechnung kann hier nicht liegen. Daß es nach dem Kriege dem neukonservativen Jungdeutschen Bund nicht gelang, die nicht linksfreideutschen Kräfte zu sammeln, braucht nicht auf politische Gleichgültigkeit der Einzelnen zurückgeführt zu werden.

Die These M.s. steht in einem eigentümlichen Verhältnis von Parallelität und Gegensatz zu der von Hermann Mau. Beide fassen die Fortdauer der Bewegung ins Auge. Mau zufolge hätten die späteren bündischen Gemeinschaften ihre Angehörigen in das Erwachsenenalter hinein festhalten können. Das entstehende Problem, die materielle Existenz zu sichern, wäre vielleicht zu lösen gewesen, nicht aber ein anderes. „Sie (die Jugendbewegung) hätte den ... Schritt aus dem sozial und politisch unverbindlichen Raum, in dem sie als Jugend zu leben vermag, in die volle Verbindlichkeit der politischen und sozialen Wirklichkeit tun und ihren Standort definieren müssen. Sie hätte ihr Anliegen zur politischen Formel konkretisieren müssen.“ Sie habe aber hier, „in sicherem Instinkt, wie wir nachträglich sagen können, ihre Grenzen gefühlt“. Nämlich „daß ihr zur politischen Wirkung das Entscheidende fehlte: das geistige Prinzip, das einem politischen Willen hätte Gestalt und Ziel geben können“¹¹. Gegen Mau

Werte.“ Georg Schmidt, Wandervogel (gelbe) Monatschrift, Juni 1914, S. 182.

9. Von der Freideutschen Jugend, „die den alten Wandervögeln von Beginn an verdächtig, ja ärgerlich war“, spricht Hermann Mitgau, Einbruch der Jugendbewegung in die Vorkriegszeit, 1953, S. 10 a.
10. Richard Hamann/Jost Hermand, Stilkunst um 1900, 1967.
11. Hermann Mau, Die deutsche Jugendbewegung 1901 — 1933, im Handbuch der Jugendarbeit, Jgg. 1, München 1949, 41.

wird man die natürliche Altersgrenze der Gemeinschaft betonen müssen, die andere Seite seiner Argumentation, daß es eine gemeingültige Interpretation der geistigen Welt der Jugendbewegung nicht gebe, stimmt dagegen mit vielen Hinweisen aus ihrer Mitte und von seiten urteilsfähiger Beobachter überein und sollte vor inhaltlicher Bestimmung warnen.

Einig wird man mit M. sein bis zum Phänomen des neuen Lebensstiles, der sich im Wandervogel ausbildete und, allenthalben übernommen, zum Kennzeichen der Jugendbewegung überhaupt wurde. Mit ihm hängt zusammen, was man Kulturkritik nennt, was richtiger als eine Kritik der zeitgenössischen Mentalität zu verstehen ist (S. 147). Die Opposition zu dieser wurde zum Merkmal. Man wird keine anderen gleichermaßen allgemeinen und unerlässlichen Merkmale der Jugendbewegung finden wie den Lebensstil und Lebensstilprotest. Warum will man nicht hierbei stehen bleiben? Das Konservative gehört dann zur Beschreibung der Haltung.

Das hier angedeutete Verständnis ist nicht neu. Wir finden es 1925 der Betrachtung eines hellseherischen Beobachters zugrunde gelegt. Dabei ist zwar von der Lebensform der anderen Seite die Rede, aber es kommt ja darauf an, daß der gleiche Begriff im Mittelpunkt steht. Die These von Haubach: die Jugendbewegung wolle die „totale Verwandlung des gesellschaftlichen Zustandes“. Ihr Angriffsziel sei aber auf eine „eigene revolutionäre Fassung“ weder die ökonomische noch die politische Struktur, sondern die „Lebensform der Gesellschaft“ gerichtet, was als ein „eigentümliches, höchst moder-bezeichnet wird¹². Nun gehören bei Haubach Gewaltsamkeit und Plötzlichkeit ausdrücklich nicht zum Begriff der Revolution. Aber Haubach übersah doch, um mit von M. in anderem Zusammenhang gebrauchten Worten zu reden, „den Unterschied zwischen einer Grundtendenz und den Möglichkeiten zu ihrer Realisation, die einer jungen Generation zur Verfügung stehen“ (S. 92). Man müßte auch weiter fragen, ob eine solche Veränderung im Ganzen überhaupt vorstellbar war und ist¹³. Dennoch, die immanente Richtung, die Grundtendenz, von Ziel kann man nicht sprechen, hat Haubach intuitiv erfaßt. Und es ist ja auch durch Einzelne in geeigneten Sachbereichen, wo sie einbrachten, was sie aus der Jugendbewegung hatten, Neigung zum Neubeginn, zu originärem Sehen, also formale Qualitäten, oder die musische Mitgift, an mancher revolutionären Veränderung innerhalb der Gesellschaft mitgewirkt worden.

Die Haubach'sche These läßt unweigerlich an die Gegenwart denken.

12. Theodor Haubach, Erfolg und Fiasko der Jugendbewegung, Frankfurter Zeitung, 1. 5. 1925, Beilage Für Hochschule und Jugend.
13. Ein neues Buch, Charles Reich, The Greening of America, versichert allerdings, daß „ein neuer Lebensstil den industriellen Staat demonstrieren“ könne. Wir zitieren den Satz nach der Besprechung der deutschen Ausgabe: Die Welt wird wieder jung. Der gewaltlose Aufstand der neuen Generation, durch Herbert von Borch, Süddeutsche Zeitung, 31. 12. 71.

M. hat hier auf eine Gegenüberstellung verzichtet. Aber so verschieden die Art der Traditionsverweigerung und des Sich-Absetzens der Jugend von der (Erwachsenen-)Gesellschaft einst und jetzt anmutet, das Faktum ist offenbar das gleiche. Es ließe sich manche Übereinstimmung von Grundtendenzen aufweisen¹⁴; so fehlt es auch heute nicht an dem von M. betonten Ganzheitsanspruch. Hätte M. diese Verwandtschaft beachtet, so hätte er wohl die Beziehung der alten Jugendbewegung auf wilhelminische Zustände anders gefaßt.

Viele falsche Beurteilungen der Jugendbewegung sind dadurch zustande gekommen, daß man vom Schema der historischen Bewegung ausging, die ein Bedürfnis feststellt, ein Programm formuliert, ein Ziel zu erreichen sucht. So hat man bei der Jugendbewegung gefragt, was sie denn gewollt habe. Schon der Anfang ist ganz anders: einem nicht einmal bewußt gewordenen Unbehagen hilft der Wandervogel ab durch sein bloßes Dasein. Und in ihm kommt dann eine weitere, unerwartete, unbegriffene Entwicklung in Gang. Indem M. diese, geleitet von seinem Interesse an konservativer Politik, auf den Jungdeutschen Bund zugehen läßt, statuiert auch er, unseres Erachtens unangemessen, ein „normales“ Bewegungsziel. Allerdings ist seine Darstellung reich genug, es kommt auch zur Geltung, was neben der einen Linie liegt.

Das Charakteristische dieses Buches ist das gründliche Durchdenken aller Probleme. Der Gewinn ist bedeutend, so ist die Darstellung des Wandervogels bis in die Kriegszeit hinein grundlegend, abgesehen vom Pädagogischen, welche Seite ja schon öfter behandelt worden ist. Ein nicht mit leichter Hand geschriebenes, aber ungemein anregendes Buch. Hier hat uns daran gelegen, auf Stufen hinzuweisen, während im Buche mehr das Zwangsläufige der Entwicklung hervortritt. Zur Kulturbewegungsthese: ohne Frage hat M. recht damit, daß in der Entwicklung des Wandervogels eine Thematik entstand, die weit über den Bereich des Jugendlebens hinausführte. Davon, daß es für die Jugendbewegung Mittel und Wege gegeben hätte, ihr gerecht zu werden, hat uns M. nicht überzeugt.

GESPRÄCH UND AKTION IN GRUPPE UND GESELLSCHAFT 1919 — 1969.

Freundesgabe für Hans Dehmel, i. A. des Boberhauskreises, hg. von Walter Greiff, Rudolf Jentsch, Hans Richter, 490 S., dipa Verlag Frankfurt/M. 1970, 36 DM.

Ein literarisches Sammelgeschenk, dargebracht einem Freund von Freunden, objektiv zu würdigen, fällt umso schwerer, je näher man selbst diesem Freundeskreis und dem Adressaten steht. Da ich den großen Schlesier-

14. vgl. u. a. The Archaeology of Youth, The Times Literary Supplement, 6. 11. 1969, Übersetzung in diesem Jahrbuch, III, 1971, 119 ff.

Jugendführer Dehmel seit einem halben Jahrhundert kenne, achte und liebe, da ich mit vielen Autoren der Festschrift persönlich vertraut bin, schon aus alten bündischen Zeiten, und weil ich sogar selber zum Kreis der Mitarbeiter an diesem Band gehöre, deshalb muß ich um Nachsicht bitten, wenn ich die nachfolgende Besprechung nicht frei von sehr persönlichen Gefühlen halten kann.

Da werde ich natürlich zunächst angerührt von den vielen Dokumenten, die auf den „Aufbruch einer jungen Generation“ nach dem ersten Weltkrieg und schon zuvor zurückblicken lassen. Sie bezeugen die energische Eigenwilligkeit des Schlesiengaus im Wandervogel: „Wir wollen unsere Eigenart als schlesische Wandervögel wahren“, empfiehlt Hans Dehmel, und niemand wird bestreiten, daß er diesem Appell bis in die letzten Freischartage hinein Geltung nach innen und außen zu verschaffen wußte. Er hat ihn verwirklicht in der Form einer durch Landschaft und Menschenschlag bestimmten, mit realen Aufgaben ausgestatteten Gau-Jungmannschaft: sie gewann während der bündischen Periode Modellcharakter durch ihr „Leben über die Grenzen“, durch ihre Volksgruppenbeziehungen und -forschungen im Südosten sowie durch ihre die bürgerlichen Mittelstandsgrenzen überschreitende Volkshochschularbeit. Ein anderes auszeichnendes Kriterium der Schlesischen Jungmannschaft war ihre frühe Hinwendung zum „Großen Bund“, zur Einigung der Avanguardia der damaligen jungen Generation, worin sich ein bemerkenswertes jugendpolitisches und sozialstrukturelles Verständnis dieser Grenzlandjugend ausdrückte, das damals keineswegs allgemein war. Daß sich die Schlesier als „Realisten“ und „Rationalisten“ abhoben von den „Romantikern“ und Jugendreich-Idealisten in den zeitgenössischen Bünden, daran erinnern manche literarische Ausgrabungen dieses Bandes. Gleichwohl durchweht ein kühner, „romantischer“ Zug von Abenteuerlust und volksdeutscher Schwärmerei auch diese Region jugendbewegter Lebensvielfalt, wie es sich eben gehört und wie es nicht zuletzt in der Lebens- und Wesensform ihres Führers selbst angelegt ist.

Auf ihn und sein Wirken beziehen sich viele der Erinnerungsstücke des Bandes, mit einigem historischen Recht, wie man zugeben wird. Trotzdem meinen manche Leser, es sei hier des Rühmens vielleicht etwas zu viel getan, mehr als es die gute Tradition bündischer Schlichtheit und der heutige Trend zur „Entpersonalisierung“ zuließen. Mag sein, daß solche Heraushebungen dem Zeitgeist widersprechen und womöglich den beliebten Verlästerungen des jugendbewegten „Führerkults“ unerwünschte Nahrung geben könnten. Mich selbst haben redliche Ehrungen von Menschen, die Ehre und Achtung verdient haben, eigentlich nie sonderlich gestört, auch diesmal nicht, offen gestanden. Ich würde sogar die Vervollständigung der wenigen biographischen Bruchstücke über bestimmende, Maßstäbe setzende Persönlichkeiten der Jugendbewegung für erwünscht halten: *Exempla trahunt*,

behauptet man in der Pädagogik. Damit könnte jener Erhellung der Zeitgeschichte gedient werden, die bisher auf manchen Gebieten immer noch unvollkommen geleistet ist und zu der die vorliegende Publikation auf manche Weise beiträgt.

Dies gilt besonders für die im Kapitel III (Gruppe auf dem Wege in öffentliche Verantwortung) gesammelten Dokumente, die sich auf die Gründungsperiode des freiwilligen Arbeitsdienstes und auf die Aktivitäten des seinerzeitigen schlesischen Boberhauses beziehen. Hier wie anderswo, etwa bei der „Auslandsarbeit“, werden die wachsenden Schwierigkeiten deutlich, die durch den Zusammenstoß mit dem Nationalsozialismus entstanden, obwohl die Schlesier bekanntlich versucht hatten, sich mit dem neuen Regime zu arrangieren. Die „Dokumente zur Liquidierung des Boberhauses 1937“ beispielsweise sind m. E. von erheblicher zeitgeschichtlicher Bedeutung.

In dem Abschnitt „Brückenschlag von Gestern zum Heute“ erfährt man, von einigen persönlichen Nachkriegsreminiszenzen abgesehen, einiges über die Spätentwicklungen des Boberhauskreises, über seine (jetzige) junge Generation und ihre Initiativen. Die haben sich, wie man weiß, inzwischen verstärkt und neue Akzente gewonnen, seit das Buch erschienen ist. Aber schon dort, auch in dem Kapitel „Neue Gespräche über alte Probleme“ zeigt sich, daß den „Schlesiern“, die sich in der jungen Generation gar nicht mehr „schlesisch“ verstehen, eine Kontinuität des Seins und Wirkens geglückt ist, völlig frei von retrospektivem Traditionalismus und Veteranenrührseligkeit, wie es auch anderen Kreisen ehemaliger Jugendbewegter zu wünschen wäre.

Die Reflexion über „alte Probleme“ im letzten Abschnitt unterstreicht das eher, als daß sie der Einverwandlung des Vergangenen in das Gegenwärtige entgegenstände, obwohl sich manche Beiträge dem Gebot von „Stirb und werde!“ nur mühsam oder auch gar nicht unterwerfen möchten. Die Reihe dieser 12 Besinnungsaufsätze ist inhaltlich sehr bunt, qualitativ von unterschiedlichem Gewicht und von sehr verschiedenem Aktualitätsgehalt, auch ohne innere Verknüpfungen zusammengefügt.

Soweit sich mir bei der Lektüre des Bandes ein kritisches Unbehagen aufgedrängt hat, bezieht es sich zunächst auf dieses letzte Kapitel. Entstanden aus dem guten Willen, einen bunten „meditativen“ Gabentisch für das Geburtstagskind zusammenzustellen, drängt die verspätete Verwirklichung doch die Frage nach der inneren Logik und nach der Angemessenheit des wohlmeinenden Versuchs auf. Er fügt sich nicht in das Ganze ein, vergrößert den Umfang um fast 150 Seiten, die besser anderswo erschienen wären, und stört den Gesamteindruck. Manche werden dem Werk ohnehin eine mangelnde Proportionalität ankreiden: mit seinen fast 500 Seiten erscheint es ja auch über Gebühr angeschwollen, etwas verquollen ebenso wie die inhaltlichen Konturen.

Trotzdem ist weit mehr daraus geworden als ein Erinnerungsband für Altschlesier, etwas mehr auch als eine fündige Quellenschrift für Historiker der bündischen Epoche, vielleicht eine Art zeitgeschichtliches Lesebuch der Jahre zwischen den Kriegen, interessant und instruktiv für alle, die dabei gewesen und erst recht für deren Nachfahren.

Karl Seidelmann

WERNER HEISENBERG

Der Teil und das Ganze. Gespräche im Umkreis der Atomphysik. 332 S. R. Piper & Co München 1969. Lw. 24 DM.

Es wäre wohl nützlich, einmal die Lebenserinnerungen zusammenzustellen, in denen von der Präge- und Ausstrahlungskraft der Jugendbewegung gesprochen wird*. In wenigen Büchern ist das so offen der Fall, wie in des Atomphysikers Werner Heisenberg „Gesprächen im Umkreis der Atomphysik“. Sie setzen gleich ein mit der Schilderung einer Fahrt des 19jährigen Professorensohnes und Primaners im Frühjahr 1920 von München aus an den Starnberger See, in dem es zwischen Heisenberg und einigen seiner Kameraden zu einem ersten Gespräch über die Welt der Atome gekommen ist. Es folgt die Zusammenkunft der Neupfadfinder auf Schloß Prunn mit ihren Debatten, deren verwirrender Inhalt ihm zeigte, „daß auch echte Ordnungen miteinander in Widerstreit geraten können und daß dann durch diesen Kampf das Gegenteil von Ordnung bewirkt wird.“ Er spricht von Teilordnungen, die ihre Gestaltungskraft noch nicht eingebüßt hatten, denen aber die Orientierung nach der Mitte verloren gegangen war, und man spürt unmittelbar die Verbindung dieser Überlegungen mit den physikalischen Problemen, die den Abiturienten schon bewegten.

Im Frühjahr 1922, nun im 4. Semester, begegnet Heisenberg in Göttingen erstmals dem Dänen Niels Bohr, und dieser fragt ihn nach der Kriegsbegeisterung von 1914, die dem Dänen so unverständlich war, und „auch über die Jugendbewegung, von der mir die Göttinger Physiker erzählt haben“ und von der er mehr hören wolle. 1924 besucht Heisenberg den 15 Jahre älteren, bereits mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Meister in Kopenhagen und macht mit ihm eine dreitägige Wanderung, auf der er ihm ausführlich über die Jugendbewegung berichtet und ihre Bedeutung für ihn.

Ein Jahrzehnt später, als Heisenberg selbst bereits auch den Nobelpreis für seine Beiträge zur Quantentheorie erhalten hatte, kam es zu Beginn des Sommersemesters 1933 zwischen ihm und einem seiner Schüler, einem HJ-Führer, zu einem Gespräch, in dem sich dieser darauf berief, daß sie beide aus der Jugendbewegung stammten, ein Gespräch, das Heisenberg letzthin

*) Für Hinweise auf solche Lebenserinnerungen wäre ich dankbar. G. F.

mit bestimmt hat, nicht zu emigrieren, sondern in Deutschland zu bleiben und an seinem Teil mitzuhelfen, für die Zeit nach der Katastrophe eine bessere Welt vorzubereiten. Der Optimismus, der aus den Gesprächen spricht, die Heisenberg in diesem Buch rekonstruiert, gehört sicher auch zu den bestimmenden Werten der Jugendbewegung.

Günther Franz

DON QUICHOTTE EN MINIATURE

Grüße zum 65. Geburtstag am 23. Nov. 1971 für Karl O. Paetel
von Freunden in Deutschland und anderswo.
70 S. Privatdruck Druckhaus Nürnberg.

Nachdem bereits zum 50. Geburtstag von KOP. eine Festgabe mit Freundesgrüßen unter dem Titel „Aufrecht zwischen den Stühlen“ erschienen ist, bringt dieses Heft wieder außer vielen Freundesgrüßen, die die Ausstrahlungskraft P.s. zeigen (auch das Ludwigsteinarchiv ist mit einem Gruß von Hans Wolf dabei), vor allem eine Würdigung P.s. in der Anklageschrift gegen seine Freunde aus dem Jahre 1941 (S. 33 — 38), ein Kapitel aus der Arbeit eines jungen amerikanischen Historikers J. J. Ward über den deutschen Nationalbolschewismus, das KOP. behandelt (S. 44 — 54) und eine Liste von P.s. Veröffentlichungen (S. 66), dazu zahlreiche Abbildungen von Titelblättern der von P. früher herausgegebenen Zeitschriften und Flugschriften, eine wichtige Dokumentation also nicht nur für P.s. Leben, sondern auch für die von ihm vertretene Richtung der Jugendbewegung.

Günther Franz

VOM ARCHIV

7. BERICHT DES ARCHIVS DER DEUTSCHEN JUGENDBEWEGUNG FÜR DAS JAHR 1971

von Hans Wolf

Über Zugänge an Archivalien

Der Zugang an Spenden für das Archiv — Bücher, Zeitschriften, Druck- und Schriftsachen, Dokumente, Briefe, Fotos und Graphiken — hat sich auch 1971 fortgesetzt. Die Zahl der Eingangsposten betrug 190 gegen 132 im Jahre 1970. Die Hauptzugänge entfielen fast durchweg auf den Zeitraum von 1918 — 1933, also auf die Epoche der sich ausdehnenden Jugendbewegung und der Bündischen Jugend. Allen Spendern sagen wir hiermit unseren Dank für ihre Mitwirkung beim Aufbau des Archivs.

Nachstehend nennen wir einige besondere Spender und Spenden:

Georg Bitterhoff, Kassel	Zeichnungen und Aquarelle von Georg Götsch, Fahrtenskizzen und Zeichnungen aus sibirischer Gefangenschaft
Oberstud.-Direktor a. D. Dr. Alfred Ehrentreich, Korbach Frau Engel, Kassel	Wyneken-Briefe und Schriftsachen über Wyneken Archivalien betr. Guida Diehl und Neulandbund
Walter Fischer † Frau Erna Hammer-Hösterey	2 Diarien mit Aufzeichnungen u. a. 7 große Pakete mit Dokumenten und Unterlagen aus dem Nachlaß von Walter Hammer (Ausstellungsmaterial)
Prof. Dr. Dr. Hans Harmsen, Hamburg Dr. Walter Henke, Königstein	Der Zupfgeigenhansl 1. Ausgabe Bücher und Schriften, insbes. Liederbücher
Prof. Wilhelm Hübotter, Hannover Werner Kindt, Hamburg	Teilnachlaß Hans Lissner Bücher, Zeitschriften, Akten und Dokumente vorzugsweise aus dem bündischen Zeitraum
Dr. F. E. Krauß, Wetzlar	Eigene Veröffentlichungen und Schriftstücke über Hartenstein
Otto Lensch, Stuttgart-Sillenbuch	Photo-Album von der Englandfahrt des Alt-Wandervogels 1909
Oberstud.-Dir. Wilhelm Matern, Bremen	Zeitschriften aus dem Bereich des Wandervogels

Oberarchivar a. D. Dr. Mittelmeier, Kassel

Dr. Jakob Müller, Zürich

Otto Niederschuh, Berlin

Walther Pudelko †

Meta Radig, Wiesbaden

Emma Rahn, Stuttgart-Sillenbuch

Gewerbeoberlehrerin Irmgard

Schmidt, Braunschweig

Stud.-Rat Karl Schmid †

Dr. Hans Spatz, München

Hermann Stumme, Hanau

Dr. Karl Vogt, Paderborn

Studienrat Waldemar Wagerer,
Heidelberg

Prof. A. Paul Weber, Schwarzen-
bek

Walter Weiß, Buchholz

Archivunterlagen des Hohen-Solmser Bundes

Sammlung von Material über den Bund der Landsgemeinden mit Originalbriefen

Zeitschrift „Der Wanderer“, Jahrgänge ab 1906, 7 Fotoalben u. a.

Nachlaßschriften, Bücher

Hefte über J. B. in Chile

August Halm, Briefe und Schriftwechsel

Eine Sammlung von Büchern, Liederbüchern

Briefe, Schrift- und Drucksachen betr. Gustav Wyneken

Literatur zur Jugendbewegung

Eine Sammlung von Büchern und Zeitschriften aus dem Bereiche der Jugendbewegung

Zeitschriften und Drucksachen aus dem Bereich der jungen Bünde. Akten Meißnertag 1963

Drucksachen aus dem Bereich der jungen Bünde

Eine Anzahl von Originalen seiner neuesten Graphiken

Schriftgut aus dem Bereich des Dörnbergbundes

Am 16. Mai 1967 schrieb Rolf Gardiner († 1972) in einem Brief an das Archiv: „Liebe Freunde — Hans Wolf, Gerhard Ziemer, Günther Franz, Ihr Brief über den Archivbeirat des auf der Burg Ludwigstein befindlichen Archives der deutschen Jugendbewegung ist mir sehr willkommen. Ich bin bereit, dem Beirat beizutreten.“ Gardiner schreibt sodann weiter:

„Ich besitze außerordentlich interessantes und in gutem Zustand erhaltenes Archiv der deutschen Jugendbewegung und der angrenzenden Literatur. Durch die Unversehrtheit meines Heimes während des 2. Weltkrieges ist manches darin zu finden, was möglicherweise auf dem Kontinent sehr rar geworden ist. Ich habe auch die meisten Zeitschriften usw. sehr schön und fest von der Buchbinderei in Cambridge einbinden lassen.

Ich gedenke, dieses Archiv aus meinem Nachlaß evtl. dem Archiv auf Burg Ludwigstein testamentarisch zu überlassen, da die Mitglieder meiner Familie wahrscheinlich kein intensives Interesse für dieses Gebiet zeigen werden.“

Im Text desselben Briefes heißt es dann später:

„Meine Korrespondenz mit Georg Götsch (vielleicht 800 Briefe) und mit Karl-Heinrich Becker (ca. 200 Briefe) ist auch eine sehr reiche Funde. Es wäre zu überlegen, ob ich nicht auch diese Briefe in meinem Nachlaß dem Burgarchiv überlassen sollte. Ich kann versichern, daß diese Briefe sowohl von geschichtlichem wie literarischem Wert sind.“

In seinem Brief vom 23. Januar 1969 teilte uns Rolf Gardiner sodann mit, daß er zusammen mit einer bevollmächtigten Vollstreckerin seines literarischen Nachlasses Anfang Juli dieses Jahres die Burg Ludwigstein aufsuchen werde, „um die ganze Sache meines literarischen Archivs dort nach meinem Tode zu regeln.“ Der Besuch konnte leider nicht verwirklicht werden, wie auch Rolf Gardiners Absicht, zur 4. Archivtagung im Oktober 1970 zur Burg zu kommen. Wir trauern um ihn und bedauern schmerzlich, daß er mehrmals den Besuch auf dem Ludwigstein absagen mußte.

Bei einem Besuch im Hause *Blüher* im November 1971 teilte mir Wilhelm Herckmans-Hengesch mit, daß dem Archiv zusätzlich zum bereits testamentarisch vermachten Hans-Blüher-Archiv Werke, die zum Geist- und Arbeitsbereich von Hans Blüher gehörten, und ebenfalls ein Exemplar des neuesten Brockhaus-Lexikons dem Archiv zugeführt werden.

Die Bearbeitung der Archivalien, Bücher, Zeitschriften, Fotos und Graphiken

Auch im Berichtsjahr waren unsere bisherigen freiwilligen Mitarbeiter für das Archiv tätig. Hanns-Gerd *Rabe*, Osnabrück, Schriftsteller, als Bearbeiter der Kunstsammlungen. Alle wesentlichen neuen Kunstblätter wurden von ihm mit Passepartouts versehen. Über die Neubestände wurde ein Verzeichnis gefertigt.

Sepp *Großschmidt*, München, Dipl.-Bibliothekar, bearbeitete unsere Liedbuch- und Liedblattsammlung, die bisher ca. 800 Nummern umfaßt. Er erstellt auch den Katalog für diese Abteilung.

Lotte *Schulz-Steinbrecher*, Bonn, Dipl.-Bibliothekarin, bearbeitete die Büchereingänge und die Erstellung des Buch-Kataloges und ist bei gewissen Sonderarbeiten tätig.

Erich *Bobe*, Bonn, Stadtamtman a. D., hat die Bearbeitung des Sonderfotoarchivs übernommen, wie auch der persönlichen Akten in der Archiv-Hauptgruppe 5.

Gertrud *Schwendener-Schulthess*, Dornach, bearbeitet die Briefsammlung im Wyneken-Archiv.

Trude *Klinkhardt*, Krefeld, verkartete die Akten des Wyneken-Archivs.

Karl *Martens*, Holzwickede, Graphiker, betätigte sich beim Aufbau von Ausstellungen.

Der als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei uns tätige Dr. Gerhard *Seewann*, Graz, (Promotion 1971) wurde auf Vorschlag des Archivars zu

einem 5-Tage-Kursus zum Staatsarchiv Marburg entsendet. Seine am 30. April 1971 beendete Dienstzeit wurde, ebenfalls auf Vorschlag des Archivars, um ein Jahr verlängert. Dr. Seewann bearbeitete 1971 die Zeitschriften, bereitete einen Zeitschriftenkatalog vor und erledigte zwei Einbindaktionen von Zeitschriften. Für Stunden war seit Februar bei uns Frau *Hannich*, Werleshausen, als Stenotypistin tätig, ebenfalls stundenweise Bibliotheksinspektor-Anwärter *Wegener*, Ermschwerd, für Katalogarbeiten. Einige freiwillige Helferinnen leisteten wertvolle und nützliche Arbeit: Ilse *Buschmann*, Lotte *Kirsch*, Anne *Martens*, Hanna *Salten* und Lotte *Vogel*.

Die sonstigen Archivarbeiten wurden im üblichen Rahmen fortgesetzt. Erheblich wuchs der vom Archivar geführte Schriftwechsel im In- und Ausland an, wie auch die Auskunfterteilung sowie die Bemühungen um Herneinholung von Archivalien, Teilnachlässen und Einzelsammlungen.

Die wissenschaftlichen Benutzer des Archivs

Die wissenschaftliche Benutzung und Auswertung des Archivs erreichte im Berichtsjahr nicht die Rekordhöhe des vergangenen Jahres 1970. Die nachfolgend aufgeführten Wissenschaftler, Doktoranden und sonstigen Interessenten haben längere oder kürzere Zeit im Archiv der deutschen Jugendbewegung gearbeitet oder sind durch Archivmaterialien unterstützt worden. Besonders intensiv war die Zusammenarbeit mit Werner *Kindt*, Hamburg, dem für den 3. Band „Die Bündische Zeit“ des Gemeinschaftswerkes Dokumentation der Jugendbewegung fortlaufend Unterlagen zur Verfügung gestellt wurden.

Böker, Jutta, Voldagsen:

Das Verhältnis der Geschlechter in der bürgerlichen Jugendbewegung. Bornhof, Helfried, Hameln:

Der Krieg im Spiegel ausgewählter Zeitschriften der Wandervogelbewegung.

Caspers, Harald, Oberstudien-Direktor, Hannover:

Der Freideutsche Jugendtag 1913 in der Presse

Frécot, Janos, Berlin, Archivar, Geist, Dr., Berlin, Kerbs, Diet., Prof., Berlin:

Der Maler Fidus und seine Zeit.

Keupp, Dorothea, Berlin:

Musikalische Jugendbewegung, Dissertation.

Kindt, Werner, Hamburg:

Dokumentation Band III „Bündische Jugend“.

Kneip, Rudolf, Dr., Hannover:

Deutsche Jugendbünde in Österreich.

Nitsch, Ursula, Göttingen:

Pädagogische Auswirkungen der Jugendbewegung.

- Plius, Gerhard, Oberkochen:
Einsicht in die Jahrgänge der Zeitschrift „Der Volkserzieher“.
- Rode, Karl, Prof. Dr., Aachen:
Spuren eigener Vergangenheit.
- Schnaubelt, Peter, Wuppertal-Barmen:
Stefan Georges Einfluß auf die Jugendbewegung.
- Wangelin, Helmut, Dr., Gammertingen:
Wandervogel und Jugendbewegung.
- Wieckberg, Wolfgang, Dr., Hamburg:
Einsichtnahme in das Manuskript von Gustav Wyneken „Gott“.
- Winter, Gottfried, Frechberg:
Gustav Wyneken — Landerziehungsheime, Anfänge der freien Schulgemeinde Wickersdorf, Wyneken und Ebermayer, Erosprozeß 1920. Arbeit für eine Pädagogische Zeitschrift.

Die Zuwendungen für das Archivkonto

Im Berichtsjahr standen die dem Archiv von der Stiftung Volkswagenwerk Hannover zugesagten Gelder wiederum in dankenswerter Weise zur Verfügung. Diese Gelder gehen uns mit der Auflage zu, einen Archivmitarbeiter und eine Stenotypistin zu besolden und außerdem die Kosten für die Fortführung der Archivarbeit zu bestreiten. Zweckgebunden als Beihilfe für die Herausgabe des 3. Archivjahrbuchs erhielt das Archiv vom Minister für Familie, Jugend und Gesundheit in Bonn einen Betrag von DM 5 000,—. Unseren Freunden, die sich bei diesem Anlaß für uns einsetzen, sei herzlich gedankt. Nach Durchführung der A. Paul Weber-Ausstellung in den Räumen der Kreissparkasse in Witzenhausen gingen uns von der Kreissparkasse als Spende für das Archiv DM 500,— zu. Kurz vor Jahresabschluß ließ uns der Hessische Minister des Innern Heinz Bielefeld, Wiesbaden, mit dem Vermerk für besondere Leistungen des Archivs, einen Betrag von DM 1 000,— zukommen. Zur besonderen Freude gingen uns im Laufe des Jahres auf unser Konto 005469 bei der Kreissparkasse Witzenhausen von einzelnen Freunden und Förderern laufend kleinere und größere Beträge zu. Für diese Spenden sagen wir auch an dieser Stelle allerherzlichsten Dank. Sie haben uns 1971 die Herausgabe des 3. Archiv-Jahrbuchs finanziell ermöglicht. Der Beschluß der drei Herausgeber des Archiv-Jahrbuches, das Jahrbuch kostenfrei zu verschicken, aber die Empfänger um freiwillige Spenden zu bitten, hat sich für alle drei Jahre bestens bewährt. Das Archiv-Jahrbuch findet offenkundig immer weiter Interesse und Beachtung, insbesondere durch seine Quellenberichte zur Geschichte der deutschen Jugendbewegung.

Besondere Anschaffungen für das Archiv

Da die uns zufließenden Stiftungsgelder größere Ausgaben für Anschaf-

fungen nicht ermöglichten und besondere Mittel für Inventargegenstände nicht zur Verfügung standen, konnten derartige Beschaffungen nicht vorgenommen werden. Für die nächste Zeit geplante Ankäufe sind zwei eiserne Aufsatzschränke für das Magazin, zwei große eiserne Schränke ebenfalls mit Aufsatzschränken für die Wyneken-Handschriften-Sammlung, ein eiserner Fächerschrank für die Kunstsammlung, ein Schreibtisch und eine neue Schreibmaschine.

Vom Kunstarchiv

Im Berichtsjahr nahmen wir mit Vertretern der österreichischen Jugendbewegung Fühlung auf. Uns wurde zugesagt, daß die österreichischen Künstler aus der Jugendbewegung veranlaßt werden sollen, dem Archiv Werke aus ihrem Schaffensbereich zur Verfügung zu stellen. Zu unserer Freude sind auch Bemühungen im Gange, die schweizerischen Künstler aus Wandervogel und Jugendbewegung zu bitten, ebenfalls unserem Archiv Proben ihres Schaffens zukommen zu lassen. Wir stellen mit besonderer Genugtuung fest, daß der Kreis der Künstler, die aus der Jugendbewegung stammen, durch unsere bisherigen Nachforschungen noch nicht ausgeschöpft war. Diese einstigen jugendlichen Künstler des Wandervogels haben sich in ihrem späteren Leben als in weiten Kreisen anerkannte Künstler bewährt.

Das Gustav-Wyneken-Archiv

Die intensive Bearbeitung des Gustav-Wyneken-Archivs konnte im Berichtsjahr fortgesetzt werden. Bei der Handschriftensammlung wurden die Briefbestände aus dem familiären Kreis von Wyneken erfaßt und auch eine größere Anzahl von Neuzugängen bearbeitet. Wir wiederholen hier unsere Bitte um Zuleitung von Original-Wyneken-Briefen. Falls die Überlassung von Originalen nicht möglich erscheint, bitten wir, die Briefe zur Anfertigung von Fotokopien uns zu treuen Händen zuzuleiten. Die Bearbeitung der Akten im Wyneken-Archiv wurde auch 1971 nach üblichen archivarisches Richtlinien fortgesetzt. Es konnten bisher 256 Akten bearbeitet werden. Die endgültige Systematik wird erst nach Erfassung aller Akten in üblicher Weise festgelegt werden. Die umfangreiche Sammlung von Zeitungsartikeln aus dem Wyneken-Archiv und aus der Sammlung Otto Steckhan konnte wie erwähnt schon teilweise bearbeitet werden. Für einige Veröffentlichungen wurden Bilder und archivalische Unterlagen zur Verfügung gestellt.

Unsere Anregung an die Wyneken-Gesellschaft, zu den jeweiligen Archivtagungen im Monat Oktober Mitgliedertreffen anzusetzen, wurde nicht verwirklicht, was wir ganz besonders bedauern. Den Mitgliedern der Wyneken-Gesellschaft wurden, soweit uns ihre Adressen bekannt sind, unsere Jahrbücher zugeleitet. Die nun im dritten Jahr fortgesetzte fleißige Bearbeitung des Wyneken-Archivs bereitet auch bei ehrenamtlichen Helfern

eine zusätzliche finanzielle Belastung. Von unverantwortlicher Seite wurde ohne Kenntnis des Sachverhaltes gemeint, daß bei den Akten unnötigerweise alte geschlossene Akten aufgelöst werden. Davon kann in keinem Fall die Rede sein.

Die 5. Jahrestagung des Freundes- und Fördererkreises des Archivs der Deutschen Jugendbewegung am 23. und 24. Oktober 1971 in Witzenhausen und auf dem Ludwigstein

Zu den Jahrestagungen des Archivs findet sich jährlich einmal der Kreis seiner Förderer und Freunde zu einer fachlichen Tagung zusammen. Dieser offene Kreis umfaßt Mitglieder aus dem gesamten Bereich der Jugendbewegung. Es war somit kein Wunder, daß zahlreiche prominente Angehörige des alten Wandervogels, der Freideutschen Jugend und der Bündischen erschienen waren. Über die Entwicklung des Archivs berichtete der Leiter Hans Wolf in eingehender Weise. Einzelheiten hierüber sind aus den Kapiteln des vorliegenden Archivberichtes zu entnehmen. In seinen Ausführungen auf der Archivtagung erwähnte Hans Wolf, daß im Sommer des Berichtsjahres das wissenschaftliche Archivjahrbuch 3. Band in über zweitausend Exemplaren in alle Welt ging. Das Jahrbuch gibt dem Archiv Gelegenheit zu Arbeitsberichten, Veröffentlichungen von Archiv-Dokumenten und Sonderberichten. Diesmal bot das Jahrbuch mit der erstmaligen Veröffentlichung des Briefwechsels von Albert Schweitzer und Gustav Wyneken über das Christentum ein Musterbeispiel derartiger Archivveröffentlichungen.

Der langjährige Bearbeiter der Kunstsammlungen Hanns-Gerd Rabe, Osnabrück, berichtete über den Umfang und die Besonderheit dieser Sammlung. Er versuchte darüber hinaus eine Einordnung der Künstler der Jugendbewegung in die „große Kunst“, zu der nach seiner Meinung eine Anzahl dieser Künstler durchaus zu rechnen sind.

Wilhelm Matern, Bremen, Berufsschuldirektor a. D., berichtete über eine sozial-politische Erhebungsaktion bei Mitgliedern einer ehemaligen Gilde von Studenten an der Berufsschulakademie in Berlin, der grundsätzliche Bedeutung zukommt und die nach Möglichkeit auf weitere Kreise ausgedehnt werden soll.

Bei den wissenschaftlichen Referaten sprach als erster der ehemalige Mitarbeiter des Archivs Dr. Dieter Toboll, Bonn, über „Evangelische Jugendbewegung und Hitlerjugend“. Als zweiter referierte Christian Brandenburg, Bretzenheim, über den „Bund der Köngener“, wobei er auf das interessante Problem einging, wie ehemalige Bibelkränzler zu Jugendbewegten wurden. Dr. Gerhard Seewann, Graz, z. Zt. wissenschaftlicher Mitarbeiter des Archivs, brachte als 3. Referat einen Ausschnitt seiner Doktorarbeit über die katholische österreichische Jugendbewegung.

Einen Sonderbeitrag bot Dr. A. Ehrentreich, Korbach, mit seinem Vortrag „Die Geschichte der Laienspielbewegung“. Er führte aus, daß die Laienspielbewegung eine dreifache Wurzel habe, in den Spielgruppen der Jugendbewegung und besonders des Münchner Kreises um Rudolf Mirbt, in den Bewegungsspielen Luserkes in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf und in den Aufführungen der Schauspielgemeinschaften von Haas-Berkow, Walter Blachetta, Werner Holdorf u. a. Wenn auch das Laienspiel zunehmend durch das Amateur-Theater abgelöst werde, gehöre es doch zu den bleibenden Dokumentationen der Jugendbewegung.

In eingehenden Aussprachen wurden die Themen der Referate erweitert und vertieft. Zu dem Referat Dr. Seewanns hielt Univ.-Prof. Dr. Karl Thums, St. Pölten, ein Korreferat. Indem er auf den nunmehr 50jährigen Wandervogel in Österreich als Kern der Jugendbewegung einging, betonte er, daß der Katholische Neuland-Bund als echte Gruppe der Jugendbewegung anzuerkennen sei. Bedauerlicherweise wurde in der Aussprache nicht jener eigenartige Teil der Jugendbewegung berührt, der unter Anregung von Gustav Wyneken um die Schülerzeitschrift der „Anfang“ sich besonders in Wien gebildet hatte.

Oberarchivar Dr. Mittermaier, Kassel, erklärte für den Hohen-Solms-Kreis, daß die dort auf Hohen-Solms vorhandenen Archivschätze an das Archiv der deutschen Jugendbewegung vermacht worden sind und übergab hierüber eine ausgefertigte Urkunde an den Archivleiter Hans Wolf.

Ebenfalls brachten zwei Vertreterinnen des ehemals von Guida Diehl geführten Neuland-Bundes zum Ausdruck, daß ihrerseits ein Übergang von Archivalien an das Archiv beabsichtigt sei.

In einer Pause zwischen den Aussprachen sangen Karl Ölbermann, Burg Waldeck, und Klaus Eckhardt, Witzenhausen, beide zur Gitarre, Lieder aus dem Nerother Wandervogel, die großen Beifall fanden.

Die nächste Archivtagung ist für den 21./22. Oktober 1972 wieder in Witzenhausen und auf dem Ludwigstein vorgesehen.

*Archivausstellung „A. Paul Weber“
Eine Kunstaussstellung in der Kreissparkasse in Witzenhausen
ab 17. Juni 1971*

Hierüber berichtet Dr. Kurt Kauenhoven, Göttingen

„Die im Archiv der deutschen Jugendbewegung auf dem Ludwigstein liegenden Kunstschatze sind nur wenigen Besuchern bekannt. Diese Bestände einem größeren Kreis zugänglich zu machen, hat Hans Wolf, der Leiter des Archivs, dieses Jahr zum ersten Mal versucht, indem er in der Kreissparkasse von Witzenhausen eine wohlgelungene Ausstellung von Werken des bedeutenden deutschen Graphikers A. Paul Weber veranstaltete.

Für den Besucher der Ausstellung war es überraschend zu sehen, wie gut

hier die Werke des Künstlers zur Geltung kamen. In der Beleuchtung der hellen Schalterhalle und in den Kojen verwinkelt aufgestellter Stellwände konnte jedes Blatt zu voller Wirkung gelangen. Hervorzuheben sind auch die sorgfältigen Titelangaben der einzelnen Blätter. Wünschenswert wäre es auch gewesen, die Entstehungszeit der Drucke zu nennen und dem Besucher ein Verzeichnis der ausgestellten Stücke in die Hand zu geben.

Hans Wolf, ein persönlicher Freund des Künstlers, hatte unter dessen Mitwirkung eine Auswahl aus Webers Gesamtschaffen zusammengestellt, von seinen Frühwerken an, in denen er hauptsächlich als Illustrator arbeitete, bis zu seinen bedeutenden sozialkritischen Zeichnungen und Lithographien, die ihn zu einem der führenden deutschen Graphiker gemacht haben.

Die erste Gruppe zeigte in Zeitschriften, Mappenwerken und Büchern Webers frühes handwerkliches Können und seine Verbundenheit mit der deutschen Jugendbewegung. Hierbei war manches zu sehen, was heute zur Seltenheit geworden ist, z. B. die Bilderreihe zu den Hans-Sachs-Spielen, die 1921 unter dem Titel „Der Narrenspiegel“ bei Matthes erschienen ist. In seinen Federzeichnungen zu Hjalmar Kutzlebs „Der Zeitgenosse“, Leipzig 1922 bei Matthes, wird A. Paul Webers kritische Ader zum ersten Mal offenbart.

Den Hauptanteil der Ausstellung nahmen mit Recht Webers große zeitkritische Lithographien ein, die ihm einen dauernden Platz in der deutschen Graphik gewonnen haben. Die Ausstellung gab trotz ihrer räumlichen Beschränkung doch ein zutreffendes Bild von der zeitkritischen Haltung Webers und von der Meisterschaft seiner Charakterisierungs- und Zeichenkunst.

Der Mensch und die menschliche Gesellschaft in all ihren Schwächen und Verirrungen sind der Gegenstand seines Gestaltungswillens. Seine Ausdrucksfähigkeit reicht vom Rein-Idyllischen (vergl. „Die Schwestern“) bis zum schärfsten Angriff durch den „schwarzen Humor“ (vergl. „Rückgrat raus“).

Dabei geht es ihm nicht um die Karikatur von einzelnen Personen, wie etwa bei Gulbransson, sondern immer um die Sichtbarmachung von Zuständen und Haltungen und um die Geißelung und Aufrüttelung der Menschen, die dafür die Verantwortung tragen.

In mehreren Blättern der Ausstellung wurde die Rolle deutlich, die bei Weber das Tier spielt. Wie die Fabel macht der Künstler oft Tiere zu Trägern seiner Aussage. Der Fuchs ist sein besonderer Liebling, er kehrt auf vielen seiner Blätter wieder. Auch das leidende Tier läßt er oft eine stumme Klage über den Menschen aussprechen, wie den „Sterbenden Hecht“, der an der Verschmutzung seiner Umwelt zugrunde geht. Von besonderer Ausdruckskraft sind seine Tiere, die keine Klage erheben, aber durch ihr Allein-

sein in ihrer Andersartigkeit bis zur Dämonie gesteigert sind, wie die „Ziege“.

Auf eine Möglichkeit, Webers reiches lithographisches Schaffen noch vollständiger sich zu eigen zu machen, wies die Ausstellung dadurch hin, daß sie die von Weber 1960 im Verlag Bärmeier und Nickel begonnene, seit 1962 im Verlag der Clan-Presse fortgesetzte Reihe „Kritischer Kalender“ zeigte.

Wohl jeder Besucher verließ die Ausstellung mit Ergriffenheit durch die Begegnung mit einem großen Künstler und Menschen. Ein Zufall will es, daß diese kleine Ausstellung gerade in dem Jahr stattfand, in dem Weber auch die erste amtliche Anerkennung zuteil wurde: Die Stadt Hamburg, in deren Nähe er wirkt, verlieh ihm den Professor-Titel und die Bundesregierung das Große Bundesverdienstkreuz. Vielleicht ermutigen diese Anerkennung und der Erfolg der Ausstellung die „Ludwigstein-Stiftung“ dazu, dem Archiv für ähnliche Ausstellungen auf der Burg selbst einen geeigneten Raum zur Verfügung zu stellen. Für den Saal im Meißnerbau ließe sich durch Anschaffung von Stellwänden eine vorzügliche Möglichkeit dazu finden.

Die Ausstellung in Witzenhausen legte für die Arbeit des Archivs der deutschen Jugendbewegung ein gutes Zeugnis ab. Möchten dieser Ausstellung noch viele nachfolgen!

Bemerkt sei noch, daß die Leitung der Kreissparkasse die Eröffnungsansprache zur A. Paul Weber-Ausstellung von Hans Wolf vervielfältigen ließ und jedem Interessenten diese Einführung in das Werk Webers aushändigte. Eine zweite Ausstellung des Archivs, ebenfalls in den Räumen der Kreissparkasse, wird bereits Anfang des Jahres 1972 stattfinden. Sie wird dem Gedächtnis von Walter Hammer gewidmet sein.

Pressestimmen zu Archiv und Jahrbuch

Im Sonderheft der Fachzeitschrift „Der Archivar“ über die Veröffentlichungen der Archivverwaltungen und Archive in der Bundesrepublik Deutschland 1945 — 1970 ist auf S. 102 unter der Kapitelüberschrift

VIII. Archive wissenschaftlicher Kooperationen und Stiftungen als erstes Archiv das Archiv der deutschen Jugendbewegung (Burg Ludwigstein) aufgeführt und zwar auf S. 129 mit:

Nr. 1259 Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, Hrsg. Günther Franz, Hans Wolf und Gerhard Ziemer, Bd. I 1969; II/1970

Nr. 1260 Berichte des Archivs der deutschen Jugendbewegung auf dem Ludwigstein.

Nr. 1, 1957; 2, 1960; 3, 1964, Fortsetzung jetzt durch Nr. 1259.

Die Hessische Allgemeine, Kassel, berichtete im Laufe des Arbeitsjahres mehrfach über das Archiv, u. a. auf ganzen Sonderseiten zweimal, sowohl über die A. Paul Weber-Ausstellung wie über den letzten Archivbericht;

der letzte Bericht unter der Überschrift „Wertvolles Kulturgut — gut betreut im Archiv der Burg Ludwigstein“. Es wird darin ausgeführt, daß die archivarisches und bibliothekarischen Arbeiten in erfreulicher Weise fortgeführt werden konnten und daß das Archiv in der Rechtsform einer privaten Stiftung die Möglichkeit einer selbständigen Arbeit habe. Dem Bericht sind eine Anzahl von Bildern beigegeben, so heißt es bei einer Bildunterschrift: „Zu den bibliophilen Kostbarkeiten gehört auch dieser Brief des damaligen Reichspräsidenten Friedrich Ebert — er ist faksimiliert worden —, der sich im Archiv der deutschen Jugendbewegung auf dem Ludwigstein befindet. Der Brief enthält eine Würdigung der Jugendbewegung durch den 1. Reichspräsidenten.“

Unter anderem wird auch in der Gießener Allgemeinen Zeitung mit ihren Nebenausgaben wie auch in der Waldecker Landeszeitung über das Archiv und die staatliche Anerkennung bzw. die 5. Jahrestagung eingehend berichtet.

Als Zeichen guter kameradschaftlicher Zusammenarbeit werten wir besonders, daß die Alt-Pfadfindergilde „Falkenhorst“ von den Archivveröffentlichungen fast regelmäßig Notiz nimmt, teilweise sogar in Faksimile-Wiedergaben.

Im Dezember-Heft Nr. 136 des Rundschreibens des Freideutschen Kreises ist über unsere 5. Jahrestagung am 23./24. Oktober 1971 berichtet, wie ebenfalls in den Rundschreiben des Freundeskreises Sudetendeutscher Wandervögel e. V. wird in Nr. XVII/3 vom Dezember 1971 über unsere Jahrestagung berichtet, „daß es eine gute Fügung war, daß Karl Thums vom Österreichischen Wandervogel zugegen war. Auf Grund eigenen Erlebens konnte er klar und richtigstellend einen Beitrag leisten. Er hatte einen großen Auftritt“. Prof. Dr. Karl Thums, St. Pölten, war von uns als Korreferent gebeten worden.

Zu unserer besonderen Freude ist in der letzten Nummer der in Amsterdam erscheinenden Zeitschrift CASTRUM PEREGRINI, Heft CI 1972, der auf der 4. Jahrestagung des „Förderer- und Freundeskreises des Archivs der deutschen Jugendbewegung“ von Wolfgang Frommel, Amsterdam, bei der Behandlung des Themas „Stefan George und die Jugendbewegung“ gehaltene Vortrag im Wortlaut zum Abdruck gebracht worden. Gleichfalls enthält dieses Heft die Ausführungen, mit denen Wolfgang Frommel die in Witzenhausen geführte Diskussion abschloß. Dem Text liegt eine Bandaufnahme zugrunde.

Von dem Vortrag „Stefan George 100 Jahre“ ist ein Sonderdruck erschienen, der beim Archiv zu erhalten ist. Das genannte Heft bringt neben anderen Beiträgen auch einen Aufsatz unseres Archivfreundes Dr. Alfred Ehrenreich, Korbach, über „Stefan George in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf“, auf den wir auch hinweisen möchten.

Das Archiv ist in den vergangenen Jahrzehnten nach einem festen, mit dem Marburgischen Staatsarchiv abgesprochenen Archivplan aufgebaut und geordnet worden. Die Ordnung ist heute so weit abgeschlossen, daß an die Veröffentlichung von Inventaren über einzelne Bestandsgruppen (Zeitschriften, Bücher, Bildsammlung, Liederbuchsammlung usw.) gedacht werden kann. Das war nur möglich, weil dem Archiv nicht nur eine Zahl von sachkundigen ehrenamtlichen Mitarbeitern zur Verfügung stand, die zum Teil monatelang im Archiv geholfen haben, sondern vor allem auch, weil uns durch die Thyssen-Stiftung, die Volkswagen-Stiftung und die FVS-Stiftung (Dr. Töpfer) die Mittel für die Einstellung wissenschaftlicher Mitarbeiter und eine langfristige Planung zur Verfügung gestellt wurden und werden. Nicht zuletzt durch die Spenden aus dem großen Freundeskreis des Archivs wurde die Veröffentlichung des „Jahrbuches des Archivs der deutschen Jugendbewegung“ möglich, von dem jetzt bereits 3 Bände vorliegen.

Das Archiv stellt zweifellos die umfangreichste Sammlung zur Geschichte der Jugendbewegung dar, die es in Deutschland gibt. Daß die Bestände zur Geschichte des Wandervogels (vor 1920) reichhaltiger sind als die zur Geschichte der bündischen Zeit, ergibt sich aus dem zeitlichen Ablauf. Doch ist gerade für die bündische Zeit in den nächsten Jahren noch mit starken Zuflüssen zu rechnen. Bei der wissenschaftlichen Benutzung des Archivs, nicht zuletzt auch durch ausländische Gelehrte, zeigt es sich immer wieder, daß nur auf Grund der umfangreichen Bestände des Archivs eine Erforschung der Jugendbewegung möglich ist. Die noch immer zahlreichen kleinen Spezialarchive einzelner Bünde oder die Privatarchive alter Führer der Jugendbewegung sind für die wissenschaftliche Forschung kaum zugänglich und unterliegen außerdem der Gefahr, im Todesfalle oder auch nur bei einem Wechsel des Betreuers verloren zu gehen. Es ist daher zu wünschen, daß in immer größerem Umfange solche kleineren Archive dem Ludwigsteinarchiv übergeben werden. Mindestens sollten dem Zentralarchiv Inventare dieser Archive zugeleitet werden, damit dort interessierten Forschern Auskunft über solche Bestände gegeben werden kann.

Das Archiv ist ein Archiv der deutschen Jugendbewegung, d. h. es hat seinen Schwerpunkt in der Archivierung des Materials aus der Wandervogelzeit und der Bündischen Zeit vor 1933. Selbstverständlich sammelt es auch alles Schrifttum über die sich zur Jugendbewegung bekennenden Bünde aus der Zeit nach 1945. Doch ist dabei zu berücksichtigen, daß das Deutsche Jugendinstitut in München, das Schrifttum über die moderne Jugend- und Studentenbewegung umfassend sammelt, aber bewußt auf die Sammlung über die ältere Jugendbewegung verzichtet. Ebenso sammelt das Institut für Zeitgeschichte in München wie das Bundesarchiv in Koblenz das Material über die HJ. Trotzdem nimmt das Archiv auch gern Material

gemäß, feuer- und diebessicher im genannten Archiv aufbewahrt, unter Verschluss gehalten und ordnungsgemäß verwaltet.

Das Archiv erklärt sich bereit, von Zeit zu Zeit in verschiedenen Orten und in geeigneten Räumen Walter Hammer-Gedächtnisausstellungen zu zeigen. Als nächste Ausstellung wird noch im Frühjahr 1972 die Walter-Hammer-Gedächtnisausstellung in der Kassenhalle der Kreissparkasse Witzenhausen gezeigt werden.

Witzenhausen, den 5. März 1972

Archiv der deutschen Jugendbewegung in Stiftung Jugendburg
Ludwigstein und Archiv der deutschen Jugendbewegung

im Auftrag gez. Hans Wolf

Hamburg, 8. März 1972

gez. Erna Hammer-Hösterey

DAS KUNSTARCHIV DIE KUNST DER JUGENDBEWEGUNG IN KRITISCHER SICHT Hanns-Gerd Rabe

In diesem Jahrbuch wurde erstmals 1969 über das Kunstarchiv auf der Burg Ludwigstein berichtet und eine Übersicht gegeben, ohne daß damit eine erschöpfende Darstellung möglich gewesen wäre, weil der Bestand durch ständigen Zugang eine sich erweiternde Wandlung erfährt, wenn damit auch keine neuen Strömungen sichtbar wurden. Neben dem eigentlichen Archiv bildet das Kunstarchiv nur einen bescheidenen Annex, der zwar optisch leichter sichtbar gemacht werden kann als Dokumente, Urkunden und Briefe, die der gründlichen Betrachtung bedürfen. Aber die Unterbringung, seit einem Jahr in einem großen, breiten Stahlschrank mit Schubfächern, ist noch nicht so ausreichend, um die vielen Kunstblätter, entsprechend ihrem Wert, genügend zu schützen und die Arbeitsmöglichkeit zu erleichtern.

Durch ihre besondere Aussagekraft aus Farben, Formen und Gehalt wirken die Kunstblätter immer wieder eindrucksvoll auf Besucher, wenn ihnen die Mappen der Wandervogel-Künstler vorgelegt werden. Die Ausstellungen in Bad Sooden-Allendorf während des Meißner-Tages 1963 gaben schon einen anregenden Einblick in die Kunstbestände, wenn auch nur annähernd in andeutender Auswahl, ebenso die Ausstellung von A. Paul Weber in Witzenhausen. Weitere Ausstellungen aus den Beständen des Archivs werden folgen.

Schon der erste Archivar nach 1946, Werner Döring, und dann noch stärker seit 1953 Hans Wolf, haben wesentlich dahin gewirkt, daß der künstlerischen Seite der Jugendbewegung mehr Beachtung und ein Platz im Archiv zugewiesen wurden. Einer starken Förderung des Kunstarchivs wid-

meten sich dann der leider 1964 verunglückte Hanns Heeren und der Schreiber dieser Zeilen. Hanns Heeren selbst war von früh auf ein bedeutender Kunstsammler. Nachdem das Archiv seit 1946 wieder aufgebaut wurde, hat Hanns Heeren laufend viele Kunstblätter aller Art, vom großen Aquarell bis zur kleinen Radierung, vom Holzschnitt bis zur Skizze dem Archiv überwiesen. Da er mit vielen Wandervogel-Künstlern seit früher Zeit (Kunstgilde, Schwarz-Weiß-Bund usw.) in lebhafter Verbindung stand, darüber hinaus auch direkt als Auftraggeber viele Künstler förderte, strömte ihm viel Kunstgut, Duplikate usw. zu. Er überwies aus seiner reichen Graphik-Sammlung ständig Blätter an das Archiv. Schon 1960 bestimmte er in einer Stiftungsurkunde, daß nach seinem Tode Kunstblätter, Schriften, Bücher usw. aus seinem Besitz dem Archiv übereignet werden sollten. Dieser Fall trat leider durch ein Autounglück zu früh ein. In der Urkunde heißt es: „Es ist mein Wunsch, daß meine Stiftung zur Erweiterung des Archivs beiträgt und andere Freunde, Künstler, Dichter und Gelehrte anregt, meinem Beispiel zu folgen.“

Nicht nur dieser Wunsch wurde erfüllt, sondern auch die Tatsache der Existenz des Kunstarchivs, seine breite Fundierung und die karteimäßige Erfassung veranlaßten viele Künstler, Duplikate, ältere Arbeiten für das Archiv abzugeben, so daß ein ständig wachsender Strom das Archiv bereichert und weitere Mappen füllt. Das vorhandene Kunstgut umfaßt in erster Linie: Aquarelle, Holzschnitte, Federzeichnungen, Radierungen, Lithographien, Stiche, Linolschnitte, Kohlezeichnungen, Skizzen und vereinzelte Ölbilder, Plastiken und Reliefs. Das Material ist inventarisiert und liegt in Mappen in einem Stahlschrank, leider zu eng, so daß die Arbeit etwas mühsam ist. Ein zweiter Schrank müßte angeschafft werden, um mehr Übersicht und erleichterte Arbeit zu schaffen. Es kann natürlich kein Ziel sein, Ölbilder und Plastiken zu sammeln, weil einfach dafür kein Raum, kein „Depot“ vorhanden ist, wie auch Vollständigkeit nicht angestrebt wird, weil das eigentliche Archiv ein geisteswissenschaftliches, soziologisches, gesellschaftskundliches ist und nicht zu einem Kunstmuseum erweitert werden kann. Die Dokumentation in der Auswahl soll einen guten Querschnitt von der schöpferischen Leistung eines Künstlers geben, sonst versendet das Archiv im Zuvielen. Es müßte daher abgelehnt werden, daß Künstler ihren gesamten Nachlaß im Archiv deponieren, dafür ist ihre Heimatstadt zuständig. Nicht alles, was als Kunst produziert wurde, hat Bedeutung, als Ewigkeitswerte aufgehoben zu werden oder auf dem Umweg über das Archiv eine unangebrachte Aufwertung zu erfahren.

Insgesamt können etwa 80 Namen genannt werden, die sich künstlerisch betätigt haben, wobei der Rahmen sehr weit gespannt ist. Die Zahl der Kunstblätter beträgt z. Zt. etwa 2 500, die teilweise einen beachtlichen Verkaufswert darstellen, wenn sie auch nicht in die „Hausse der Moderne“ hineinwachsen. Einige Namen sind nur mit 5 Blättern vertreten, das stei-

gert sich bei anderen auf über 100, womit der Sättigungsgrad erreicht ist. An Namen seien in flüchtiger Auswahl, die keine Wertung bedeutet und keine Vollständigkeit will, folgende Künstler genannt: Karl Andreas, Karl Bloßfeld, Fritz Bötel, Robert Budzinski, H. M. Bungter, Fidus, Wilhelm Geißler, Gregor Großkopf, Karl Großberg, August Halm, Willy Homann, Hans Holtorf, Rudolf Koch, Georg Kötschau, Karl Lotze, Karl Merseburger, Dorothea Milde, Hermann Pfeifer, Heinz Raasche, Friedrich Rasmus, Wilhelm Renfordt, Rudolf Riege, Fritz Röhrs, Hermann Schütte, Rudolf Sievers, Paul Sinkwitz, Erich Sperling, Hans Spitzmann, Wilhelm Tegtmeier, Leo Tilgner, A. Paul Weber, Magnus Weidemann, Anton Wendling, Klaus Wrage, Willi Wüstermann, Erich Zimmer.

Natürlich sind mit dem vorhandenen umfangreichen Bestand längst nicht alle Wünsche erfüllt. So fehlen doch Arbeiten aus der „romantischen“ Zeit von 1900 bis 1914, besonders auch Kriegszeichnungen, überhaupt Arbeiten aus der frühen Epoche der Jugendbewegung, die mehr oder weniger naturhaft-real oder dem Jugendstil nahestand, vielfach diametral entgegengesetzt den Arbeiten der gleichen Künstler nach 1920. Im Gegensatz zu Briefen und Tagebüchern fehlt es noch sehr an individuellen Belegen des künstlerischen Tuns der Frühzeit. Viele Kunstschaffende verleugnen ihre „romantisch-sentimentale“ Frühzeit und wollen diese Arbeiten nicht ausgestellt sehen, was natürlich falsch ist, da sie die wichtigsten Belege für die künstlerische Grundhaltung des Wandervogels vor 1914 sind. Alle Kunstblätter liegen in festen Sammelmappen, ein Teil ist schon mit Passepartours geschützt, das müßte, eine mühsame Arbeit, nach und nach weiter durchgeführt werden.

Sicher sind noch nicht alle WV-Künstler erfaßt, andere noch nicht ausreichend belegt; vor allem aus dem süddeutschen Raum fehlen wohl noch viele. Vom Schweizer Wandervogel ist in letzter Zeit einiges angefallen, aus dem österreichischen Raum ist noch nichts vorhanden. Was ferner noch als unerledigte Frage offen liegt, sind ausreichende biographische Unterlagen. Hier müßten die noch lebenden Künstler um Selbstdarstellungen gebeten werden. Ferner vermißt man bei vielen Veröffentlichungen über sie vor allem auch Kritiken und Besprechungen ihrer Ausstellungen aus Tageszeitungen und Zeitschriften. Hier ist ein noch leider fast unbeackertes Feld vorhanden. Nur über wenige Künstler wie Budzinski, Fidus, Geißler, Renfordt, Schütte, Tegtmeier, Weber ist umfangreiches schriftliches Material bislang gesammelt.

Überraschend ist eigentlich, daß sich bislang noch keine Dissertation oder eine andere Arbeit ernstlich mit dem Thema „Kunst des Wandervogels und der Jugendbewegung“ auseinandergesetzt hat. Gelegentliche Bemerkungen in Büchern von Wyneken, Howard Becker, Mitgau, Laqueur oder Richard Hamann streifen die Kunst der Jugendbewegung nur am Rande. Wie weit die heutige Kunstproduktion der noch lebenden Wandervogel-

Künstler für den jugendlich-künstlerischen Versuch zum eigenen Ausdruck von 1900 bis 1920 herangezogen werden kann, ist ein heißes Thema. Daß aber für die Beurteilung der gesamten geistigen Haltung der klassischen Jugendbewegung ihre künstlerische Tätigkeit und ihr sichtbarer Ausdruck in der Hinterlassenschaft jener „archaischen“ Zeit mit entscheidend ist, kann nicht deutlich genug betont werden. Zu diesen Fragen öffnet das „Kunstarchiv“ dem Forschenden noch unbeschränkte Wege.

Die „Kunst im Wandervogel“ war nicht primär, sondern allein das Wandern stand im Vordergrund, von ihm aus wurden die geistigen Quellen eines neuen Lebensgefühls erschlossen, während der künstlerische Ausdruck ganz langsam als Arabeske hinzukam, zuerst kaum beachtet und auch nicht sonderlich gewertet, höchstens als „Hobby“ von einigen wenigen, was aber nichts mit Fahrtenstil, Gemeinschaftshaltung oder einem naturnahen Dasein zu tun hatte. Die Musik, das Lied, das Singen, später der Volkstanz waren sofort a priori dem Wandern als Gemeinschaftsausdruck sozialer Geschlossenheit beigelegt. Das „neue Lebensgefühl“, seit 1900 im allgemeinen Aufbruch, als oft dunkle und noch vielfach unklare Sehnsucht nach einer vertieften Lebensgestaltung, wurde vorerst keine Quelle eines neuen Kunstaufbruchs im Wandervogel, der von ganz anderer Seite kam, die nichts mit dem Wandervogel zu tun hatte. Man sehe sich daraufhin die „Gelben Hefte“ vor 1914 an. Hermann Mitgau urteilte 1953 ganz deutlich: „In der bildenden Kunst blieb man bei Ludwig Richter oder Fidus stecken, im romantisch-biedermeierlichen Idyll, unfähig einer Gegenwartskunst-Auseinandersetzung mit dem Impressionismus oder der abstrakten Kunst.“

Man muß unterscheiden zwischen der Kunst in den „Gelben Heften“ und jener, die nach dem Umbruch von 1918 sich zu neuen Formen, zu einem andern Ausdruck durchrang, als bei vielen WV-Künstlern ein deutlicher Stilbruch eintrat, weil sie von der Sturzflut der modernen Kunst des Expressionismus fortgerissen wurden. Außerdem muß festgehalten werden, daß die Künstler der „Gelben Hefte“ jung waren und als Anfänger mit tastenden Versuchen zu betrachten sind. Was als Richtungseinflüsse spürbar war, kann als Nachklang der Spätromantiker gewertet werden, geschöpft aus Naturstimmungen oft unklarer Gefühle, die Landschaft bildnerisch zu erfassen. Diese Kunst, in erster Linie Zeichnungen (Tusche, Feder, Blei), Holz- und Linolschnitte, gelegentlich Aquarelle, im großen also Schwarz-Weißkunst, weil sie auch die Reproduktion, den Druck, erleichterte, pendelte zwischen reiner Naturlyrik hin zu einem poetischen Realismus und versucht oft, Gefühlslebnisse auszudrücken. Bei allem Schönen im einzelnen ist oft der Versuch und der jugendliche Dilletantismus nicht zu übersehen, weil die Naturnachahmung aus dem Gefühl heraus sich als Fessel gegen eine echte Gestaltung von Form und Gehalt auswirkt. Wir brauchen etwa als Beispiele nur auf die frühen Arbeiten vor 1918 von Gregor Großkopf, Hermann Pfeiffer, Luise Danker, A. Paul Weber, Wilhelm

Geißler oder Tegtmeier hinzuweisen. Selbst der „Jugendstil“, der seinen dekorativen, blumenhaften und ornamentalen Stil (der letzte europäische Stil nach 1900 von Bedeutung) vom Namen einer Zeitschrift tug, drang kaum in die „Gelben Hefte“ ein. Das alles konnte im einzelnen schön, stimmungreich, sauber, voll ethischer Grundhaltung sein: allein die Frage nach der eigentlichen Kunst selbst bleibt offen.

Wenn man gleichzeitig an den großen Kunstaufruch jener Zeit nur in Deutschland denkt: an die „Brücke“-Maler etwa seit 1908 oder an die Künstler des „Blauen Reiter“ seit 1910, an die Kunstzeitschriften „Sturm“, „Aktion“ und „Kunstblatt“, alle schon vor 1910, mit dem Bruch aller überlieferten Malerei der Leibl, Thoma, Defregger, der gesamten Atelier-Malerei, und dazu als Gegenstück die Bilder in den „Gelben Heften“ und den „Gaublättern“, dann gibt es von dort keinen Brückenschlag zu den von der Zeit getragenen Strömungen der modernen Kunst. Die WV-Kunst bis 1920 steckt voll unbestimmter Symbolik, ist oft sentimental, oft romantisch und ziellos, oft rührend, verliert sich bei Fidus ins Schweifend-Germanische und kommt bei Ubbelohde nicht über das Provinzielle hinaus, um nur zwei Namen zu nennen, die vor 1918, den „Wandervogel“ beeinflussend, eine Rolle gespielt haben.

Die modernen Strömungen brachen erst seit der Revolution 1918, nach dem Kriegerlebnis durch und waren ohne den Einfluß der „O-Mensch!“-Literatur, des Expressionismus im Wort („Menschheits-Dämmerung“) nicht denkbar; er wühlte die echten Begabungen auf und zwang sie zur Größe und Härte ihres gewandelten Kunstschaffens. Die breite Masse der Kunstproduzenten verblieb im gemächlichen Pferch verträumter, poetischer Naturstimmungen mit Kränzen im Haar, dem Volkstanz unter der silbernen Birke und der Ballade von der „Lilofee“ auf den stauenden Lippen. Die ersten expressiven Tendenzen zeigten sich nach 1919 etwa bei Wilhelm Geißler, Wilhelm Renfordt, A. Paul Weber, Erich Zimmer und besonders bei Wilhelm Tegtmeier, der Mitarbeiter beim „Sturm“ und der „Aktion“ wurde. Die Blütezeit der WV-Kunst umfaßt etwa 30 bis 40 Jahre und umspannt die Generation der Jahrgänge 1885 bis 1915. Die späteren Künstler, die durch die „Bündische Jugend“ gingen oder zum „Ludwigstein-Kreis“ stießen, können nicht mehr als typisch für den Wandervogel angesehen werden.

Gibt es Ausdrucksmittel besonderer Art in der WV-Kunst, die sie sofort als Kunst der Jugendbewegung erkennen läßt? Gibt es in ihr Künstler von europäischer Bedeutung oder Namen, die im deutschen Sprachraum eine weit bekannte Rolle spielen? Finden wir Beachtliches an auffallendem Neuland der Gestaltung, des Gegenstandes, der Tendenz oder Bildidee? Diese Fragen müssen vorsichtig überprüft werden, dann bleiben nur wenige Namen übrig, die sich herausheben.

Was das ziemlich erschöpfende Kunstarchiv ausweist, kleine Lücken zu-

gestanden, bildet keine einheitliche Kunst, es ergibt sich kein geschlossenes Bild der WV-Kunst oder solche der Jugendbewegung, weil auch hier die betonte Neigung zum Individualismus ebenso stark war wie in den Lebensformen oder ihrer geistigen Lineatur. Diese Kunst ist breit gefächert, heute schon ganz überschaubar, sie bringt keine Entdeckungen mehr revolutionärer Art, sie ist vielschichtig wie es der junge Mensch im Wandervogel auch war; die Öde der einengenden Korsettage eines engen Stils fehlt zum Glück gänzlich, wenn man nicht das „neue Lebensgefühl“ als Enge oder Bindung nehmen will. Sie schwingt in der Frühzeit von jugendlicher Naturromantik, von verschwärmter Begeisterung zu allem Schönen, Guten und Wahren und der idealisierenden Naturverschönerung, wofür jedes „Gelbe Heft“ den Beweis liefert, hin zu den seit 1920 sich ändernden Ausdrucksformen und der vielseitigen Fächerung aller Kunsttechniken, bis zur technischen Raffinesse im Holzschnitt bei Geißler oder im Holzstich und den großflächigen Mosaiken bei Tegtmeier, auch zu dem bedenklichen Naturalismus seiner Aktbilder bei Magnus Weidemann, zu den idealisierten Germanengestalten bei Fidus oder zu den ausschweifenden Phantasien seiner sozial-ethischen-politischen Lithographien bei A. Paul Weber, zu den modernen Abstraktionen etwa bei Erich Zimmer, oder auch zu dem verschönernden, poetischen Realismus bei Georg Kötschau und zu den surrealistischen Deutungen in den Email-Bildern von Hermann Schütte, die sich auch in seinen Büchern manifestieren. Damit sind hier nur gewisse Grenzen und Bewegungsrichtungen abgesteckt, die sich im weiten Gehäuse der Wandervogel-Welt die bunten Kammern ihres schöpferischen Dranges schufen.

Welche Stellung kann die WV-Kunst in der deutschen oder europäischen Kunstgeschichte beanspruchen? Wird sie im Kunstmarkt gehandelt, etwa in Paris bei Cartier, in London bei Sotheby oder in Hamburg bei Hauswedell? Unsere persönliche Liebe zu ihr, das goldene Echo aus unserer Jugendzeit, unsere Nähe zu den Künstlern, unseren Freunden, das gemeinsame Erlebnis durchwanderter Nächte und jugendlicher blauer Träume darf den kritischen Blick für uns nicht ganz verstellen. Hier sind noch viele Fragen offen, und es bedarf einer strengen Sichtung, um Marken und Grenzen festzusetzen, um Wesentliches vom Unwesentlichen zu trennen, um Kitsch als solchen zu bezeichnen; denn die Marke „Wandervogel“ kann nicht ohne weiteres ein Gütesiegel für alles Produzierte sein.

Viele Künstler reichen über das lokale oder provinzielle Echo nicht hinaus; sie sind oft eingebettet in ihren Stadtruhm und getragen von einem kleinen Freundeskreis, so wertvoll, schön und ethisch sauber das einzelne Bild gegenüber der heutigen Flut der auflösenden, ätzenden und zerstörerischen Kunst der Gegenwart auch sein kann und mit Recht gerühmt wird. Es ist natürlich ein Wagnis, die Frage nach dem Zukunftsruhm zu stellen, da vorerst noch das persönliche Urteil entscheidet und die allgemein einordnende Rangfolge noch nichts Endgültiges entschieden hat. Es dürfte

sicher sein, daß der Graphiker A. Paul Weber weit über die deutschen Grenzen in den europäischen Raum hineinragt und als gleichrangig mit Daumier und Goya genannt werden muß, er besitzt „Galeriewert.“

Da ist Fidus, den wir etwas frech für uns adoptiert haben, und der mit der überquellenden Fülle seiner Jugendstil-Ornamentik heute von allen Seiten als Motivspender ausgebeutet wird. Sicher von bleibendem Wert ist der 1968 verstorbene Professor Wilhelm Tegtmeier mit seinen großen Holzstichen, seinen Mosaik- und Keramikwänden; das Hamburger Museum brachte eine Gedächtnisausstellung mit über 150 Arbeiten; eine umfangreiche Biographie über ihn ist 1972 erschienen. An führender Stelle der Kunst der Jugendbewegung muß der unermüdliche Anreger und schöpferische Geist Professor Wilhelm Geißler genannt werden, dessen Holzschnitte gleichrangig neben die von HAP Grieshaber gestellt werden können. Welche Rolle Georg Kötschau im künstlerischen Raum der DDR heute spielt, kann bei mangelndem Einblick schlecht beurteilt werden. Es ist merkwürdig, vielleicht aber bezeichnend, daß A. Paul Weber, Fidus, Geißler und Tegtmeier in erster Linie Graphiker sind und sich, vom Ausgangspunkt der Zeichnung her, dem seltsamen Spiel von Schwarz und Weiß, von Licht und Schatten, von Hell und Dunkel verschrieben haben. Auf der Kunstkarte der Jugendbewegung im Archiv stellen Österreich und die Schweiz vorläufig noch weiße Flecken dar.

Das „Kunstarchiv“ bringt uns interessante Probleme, die noch der weiteren intensiven Bearbeitung bedürfen, bei der das Biographische ebenso wichtig ist wie die Untersuchung nach Stilen, Einflüssen, Vorbildern und Tendenzen, nach einer weitsichtigen Wertung und Abgrenzung überhaupt. Daß aus der künstlerischen Hinterlassenschaft sich Deutungen und Aufschlüsse der Historie, des Soziologischen, des Geistigen, der wechselnden Strömungen in der Jugendbewegung anbieten wie aus ihrer Literatur, Dichtung, den Tagebüchern usw. sei deutlich betont. Den mannigfachen Kräften der bildenden Kunst, dem Gegensatz zwischen Beharrung und Aufbruch, zwischen Überlieferung und Fortschritt, zwischen Tradition und Moderne in der Jugendbewegung wurde bislang zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

WICHTIGE NEUERSCHEINUNGEN ZUR GESCHICHTE DER JUGENDBEWEGUNG

Zusammengestellt von Hans Wolf

- Blum, Emil, Die Neuwerkbewegung in Deutschland 1920 — 1933 (Reformatio 1970 Nr. 5, S. 339 — 352).
- Fleischhack, Franz: Dokumentation über die studentische Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ (Geschwister Scholl) mit einer Gesamtbibliographie von 500 Werken in: Jahresbibliographie der Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart 1970,, Bernhard & Graefe, Verlag für Wehrwesen, 1971.
- Fux, Manfred: Geschichte der österreichischen Pfadfinderbewegung. Von den Anfängen bis zum „Jamboree der Einfachheit“ 1912—1951. Wiener-Dom-Verlag, Wien, 300 S.
- Hoffmann, Hermann (Breslau): Im Dienste des Friedens. Lebenserinnerungen eines katholischen Europäers. Konrad Theiss-Verlag, Stuttgart, 1970, 409 S.
- Huber, Augustinus-Kurt: Deutsche katholische Jugendbewegung in der CSR 1918 — 1939. In: Ein Leben — 3 Epochen. Festschrift für Hans Schütz zum 70. Geburtstag i. A. der Ackermann-Gemeinde. Hrsg. von Horst Glassel und Otfried Pustejovsky. S. 299 — 323, 1971.
- Huber, W.: Adolf Reichwein und das Erziehungsdenken im deutschen Widerstand (Hamburger mittel- und ostdeutsche Forschungen 7, 1970, 67 — 128).
- Jahnke, Karlheinz: Die Gründung der Freien Deutschen Jugend (Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1971, 19, S. 733 — 751).
- Kater, Michael H.: Die Artamanen — völkische Jugend in der Weimarer Republik (Historische Zeitschrift 213, 1971, S. 577 — 638).
- Luban, Ottokar: Die Auswirkungen der Jenaer Jugendkonferenz 1916 und die Beziehungen der Zentrale der revolutionären Arbeiterjugend zur Führung der Spartakusgruppe (Archiv f. Sozialgeschichte, 11, 1971, S. 185 — 224).
- Müller, Christian, Oberst i. G. Stauffenberg. Eine Biographie. Droste Verlag, Düsseldorf 1970. 2. Aufl. 1971, 622 S. (S. 36 — 62 Jugendbewegung, Stefan George).
- Opaschowski, Horst W.: Der Jugendkult in der Bundesrepublik. Walter Rahn-Verlag, Düsseldorf, 1971, 115 S.
- Rahe, Paul A.: Die Neupfandfinder, Dissertation, Maschinenschrift, englisch. New Haven 1971.
- Roger, Gerhard: Die pädagogische Bedeutung der proletarischen Jugendbewegung Deutschlands. Verlag Roter Stern, Frankfurt/Main, 1971.

Schwarz, Jürgen: Studenten in der Weimarer Republik. Die Deutsche Studentenschaft in der Zeit von 1918 — 1923 und ihre Stellung zur Politik. Duncker & Humblot, Berlin, München 1971, 488 S.

Wade, Ellen K.: Olave Baden-Powell. The authorised biography of the World Chief Guide. London, Hodder and Stoughton 1971, 222 S.

Saul, Klaus: Der Kampf um die Jugend zwischen Volksschule und Kaserne. Ein Beitrag zur „Jugendpflege“ im Wilhelminischen Reich von 1890 bis 1914. (Militärgeschichtliche Mitteilungen, Freiburg, 1971/1.)

Don Quichotte en miniature. Privatdruck. Grüße zum 65. Geburtstag am 23. November 1971 für Karl O. Paetel von Freunden in Deutschland und anderswo dargebracht. Nürnberg, Druckhaus, 1971, nicht im Buchhandel (vgl. o. S. 165).

SCHRIFTTUM

zu dem Aufsatz von Karl Thums (o. S. 75 ff.)

- K. Ahlborn, Dokumente der Freischarentwicklung 1906 — 1914. 1931
- H. Breuer, Herbstschau 1913 — Plus Ultra (Dokumentation Bd. 2, S. 255 bis 58) — Vorwort des Zupfgeigenhansel. Neuaufl. 1915 (Die älteren Vorworte gedruckt: Dokumentation Bd. 1, S. 63 — 67), Deutsch-Akademische Gemeinschaft Wien, Grundlagen, Geschichte, Ziele 1914
- Der deutsche Bursch, Jahrgang 1 — 4, 1924 — 1929
- Der Gedankenkreis der Deutsch-Akademischen Gildenschaft, 1. Auflage 1925 (Albrecht Meyen u. Siegfried Leffler), 2. Auflage 1934 (Hans-Gerd Techow)
- R. Hager, Jugendbewegung und Hochschule, Beiblatt der Älteren zum „Österr. Wandervogel“, 1928
- W. Heinrich, Lage, Sinn und Wege der Bündischen Jugend, 1925
- E. Keil, Ist unser Bund national? (Fahrend Volk, Jan./Febr. 1913)
- E. Kerck, Der Wandervogel im steirischen Unterland. — Wie der WV. im alten Österreich heimisch ward (Der neue Bund 1952)
- W. Kindt, Die Wandervogelzeit (Dokumentation Bd. 2) 1968
- K. Friedrich-Kossat, Der Mönchrebell. 1935
- Fr. Kutschera, Wandervogel-Sonnwend 1914 in Hainburg. — Sonnwend-spruch (Fahrend Volk 1914)
- E. Salin, Vom deutschen Verhängnis. 1959
- K. Thums, Der Weg der Deutsch-akademischen Gildenschaft (Der neue Bund 1958)
Der 50jähr. Hochschulgilde „Aggstein“ zum Gruß (ebd. 1960)
40 Jahre Gesamtdeutsche Gildenschaft — 5 Jahre erneuerte Deutsche Gildenschaft (Blätter der deutschen Gildenschaft 1963)
Wandervogel im Grenzland (in: Die Jugendbewegung, Welt und Wirkung, 1963)
- K. Ursin, 50 Jahre Österreichischer Wandervogel (Der neue Bund 1961)
- K. Ursin und K. Thums, Der Österreichische Wandervogel (in Ziemer-Wolf, Wandervogel und Freideutsche Jugend, 1961)
- O. Waas, Die Pennalie, 1967
- A. Wandruszka, Österreichs politische Struktur (in: Geschichte der Republik Österreich, hg. v. H. Benedikt, 1954), Parteien und Ideologien im Zeitalter der Massen (in: Spectrum Austriae, hg. v. O. Schulmeister, 1957)
1932 — 1934.
- Kulturpolitische Schriftenreihe der Deutschen Gildenschaft Ernst Wurche, 1932 — 1934.